

ROXANA NUBERT (HRSG.)

**TEMESWARER BEITRÄGE
ZUR GERMANISTIK
BAND 2**

Mirton Verlag Temeswar

1999

<https://biblioteca-digitala.ro> / <https://litere.uvt.ro>

ROXANA NUBERT (Hrsg.)

**TEMESWARER BEITRÄGE
ZUR GERMANISTIK**

BAND 2

ROXANA NUBERT (Hrsg.)

unter Mitarbeit von

**Kinga Gáll, Timea Jánosi, Petra Beate Kory,
Marianne Marki, Grazziella Lucia Predoiu,
Monica Wikete**

**TEMESWARER BEITRÄGE
ZUR GERMANISTIK
BAND 2**

**Mirton Verlag Temeswar
1999**

Der Band einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Mirton Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Romania

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Kurt Rein (München)	
Interkulturalität	12
Karl Stocker (München)	
Analysen zu landeskundlichen Herausforderungen der 90er Jahre: Die Auseinandersetzung mit der Ausländerfrage in der Bundesrepublik Deutschland	32
Zoran Konstantinović (Innsbruck)	
Vom Erleben eines Kulturraumes: Lenau – Eminescu – Radičević	44
Roxana Nubert/Rodica Zehan (Timișoara/Temeswar)	
Der rumänische Raum in Oscar Walter Ciseks epischen Texten	54
Grazziella Lucia Predoiu (Timișoara/Temeswar)	
Die Kategorie des Fremden bei Richard Wagner	81
Petra Beate Kory (Timișoara/Temeswar)	
Lyrik im Zeichen der Diktatur. Subversivität als Phänomen der Interkulturalität	92
Ștefana-Oana Neamțiu (Timișoara/Temeswar)	
Interkulturelle Elemente der Banater Presse in der Zwischenkriegszeit	113

Eva Reichmann (Bielefeld)	
Literatur aus der Habsburger Monarchie. Vielsprachigkeit als Herausforderung für den Literaturunterricht	119
Eleonora Pascu (Timișoara/Temeswar)	
Interkulturelle Aspekte in der Literatur: Christoph Ransmayrs Roman <i>Die letzte Welt</i>	128
Heinz Arnold (Ústi nad Labem)	
Zum Beispiel Böhmen. Literatur in einem zweisprachigen Land	143
Yvonne Lucuța (Timișoara/Temeswar)	
Interkulturelle Aspekte im Übersetzungsprozeß. Das Textverständnis	154
Marianne Marki (Timișoara/Temeswar)	
Zur Problematik der Partikelübersetzung in Wolfgang Borcherts Kurzgeschichte <i>Nachts schlafen die Ratten doch</i>	163
Karla Lupșan (Timișoara/Temeswar)	
Ilse Tielsch – Semantische Aspekte in der Übersetzung	173
Alina Florina Toma (Timișoara/Temeswar)	
Die Übersetzung der lexikalisierten Metapher als kultureller Transfer am Beispiel des Romans <i>Die Blechtrommel</i> von Günter Grass	187
Ana Cletiu (Alba-Iulia/Karlsburg)	
Zu Datenbanken deutsch-rumänischer Übersetzungen	194
Danuta Tamborska (Bielefeld)	
Integration versus Ab- und Ausgrenzung	200

Andrea Rita Severeanu (Timișoara/Temeswar)	
Die Bedeutung interkultureller Kommunikation im Unterricht Wirtschaftsdeutsch	248
Kinga Gáll (Timișoara/Temeswar)	
Sprachen und Kulturen in Schule und Unterricht	255
Monica Wikete (Timișoara/Temeswar)	
Literaturseminar-interkulturell. Praktische Darlegung	260
Katharina Keim (DAAD/Timișoara/Temeswar)	
“Theatralität des Lernens” – Zum kulturhistorischen Wandel von Wahrnehmung und Gedächtnis/Schrift sowie seiner Konsequenzen für den Medieneinsatz im Fremdsprachunterricht	269
Ileana-Maria Ratcu (București/Bukarest)	
Überblick über die ersten deutsch-rumänischen Grammatiken	283
Doris Henning-Sava (București/Bukarest)	
Variationsmöglichkeiten der Phraseolexeme	289
Alvina Ivănescu (Timișoara/Temeswar)	
Die Perjamoscher deutsche Mundart im mehrsprachigen Umfeld	296
Adina-Lucia Nistor (Iași/Jassy)	
Zum Kriterium der Gewährspersonen als Analysemöglichkeit rumänischer Transfers (Am Beispiel des Umgangsdeutschen und der siebenbürgisch-sächsischen Mundart von Petrioasa/ Mühlbach	302

Timea János (Timișoara/Temeswar)

**Der Einfluß des Jiddischen auf das Deutsche und das
Ungarische 312**

Karl Stocker (München)

Ein Schluß- und Dankeswort 318

Verzeichnis der Autoren/Innen 322

Vorwort

Als (Auslands-) Germanisten müssen wir immer wieder nach dem Bezug unseres Faches zur gesellschaftlichen Wirklichkeit fragen, nach fachlichen Positionen und nach methodischen Ansätzen. Wir möchten, dem umfangreichen Thema entsprechend, die multikulturell geprägte Realität in Südosteuropa zum Ausgangspunkt nehmen, um darzulegen, daß die Migration von Menschen und das Zusammenrücken der Völker dieser Welt zur Frage an die Didaktik werden.

Die übliche Diskussion über Minderheiten und interkulturelle Beziehungen geht im wesentlichen von den alten, abgeschlossenen Nationalstaaten aus. In diesem Rahmen gibt es meist eine sprachlich und kulturell relative Minderheit, die sich eine oft mehr mythische als reale ethnische Zusammengehörigkeit zuschreibt. Als Minderheiten erscheinen diejenigen Bewohner des Staatsgebietes, die religiös, kulturell oder eben auch ethnisch von dieser Mehrheit soweit abweichen, daß sie als "Fremde" erscheinen, die sich ihrerseits durch gemeinsame Charakteristika, in manchen Fällen auch durch besondere Lebens-, Religions- und Organisationsformen als Gruppe identifizieren lassen. Die Koexistenz solcher Mehrheiten und Minderheiten bezeichnet man heute als "multikulturelle Gesellschaft" einander gegenüberstehender soziokultureller Gemeinschaften, deren Mitglieder entscheidend durch die Zugehörigkeit zu der jeweiligen Gemeinschaft geprägt sind und von den anderen vor allem in dieser Hinsicht, also weitgehend stereotyp wahrgenommen werden.

Vorliegender Band, der größtenteils die Beiträge der Fachtagung *Inter- und Multikulturalität in Südosteuropa* (West-Universität Temeswar, 26. – 28. September 1997) umfaßt, ist im Rahmen der vom **Deutschen Akademischen Austauschdienst** geförderten **Germanistischen Institutspartnerschaft** mit dem Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur an der Ludwig-Maximilians-Universität München entstanden.

Als Eröffnungsbeitrag findet der geneigte Leser grundlegende Ausführungen von Kurt Rein zu einer wesentlichen Abgrenzung des Rahmenthemas.

Aspekte einer innovativen Landeskunde und Möglichkeiten einer

Behandlung von Sprache der Werbung im Zielsprachenunterricht Deutsch stehen im Mittelpunkt der Arbeit von Karl Stocker.

Daß die Dichtung des Österreichers Nikolaus Lenau, des Rumänen Mihai Eminescu und des Serben Branko Radičević im selben Kulturraum wurzeln, dazu kann der Beitrag von Zoran Konstantinović nachdenklich machen.

Folgende Kapitel sind den Spezifika im rumänischen Kulturraum gewidmet. Roxana Nubert analysiert die Beziehungen und Interdependenzen in der Epik des aus Bukarest stammenden deutschsprachigen Schriftstellers Oscar Walter Cisek, für die sich Thomas Mann und Oskar Loerke interessiert haben. Graziella Lucia Predoiu bestimmt die Kategorie des Fremden in der Erzählung *Begrüßungsgeld* von Richard Wagner, wobei auf Analogien zu Herta Müllers Text *Reisende auf einem Bein* eingegangen wird. Petra Beate Kory deutet die Subversivität als Phänomen der Interkulturalität, indem sie auf einige Wesenszüge der rumäniendeutschen Lyrik und der Lyrik der DDR in den 60er und 70er Jahren eingeht. Șefana-Oana Neamțiu hält einige Aspekte einer interkulturellen Presse im Banat der Zwischenkriegszeit fest.

Mehrere Beiträge untersuchen die Literatur durch eine inter- und multikulturelle Perspektive: Eva Reichmann (*Literatur aus der Habsburger Monarchie. Vielsprachigkeit als Herausforderung für den Literaturunterricht*), Eleonora Pascu (*Interkulturelle Aspekte in der Literatur: Christoph Ransmayrs Roman Die letzte Welt*) und Heinz Arnold (*Zum Beispiel Böhmen. Literatur in einem zweisprachigen Land*).

Yvonne Lucuța legt die theoretische Grundlage interkultureller Aspekte im Übersetzungsprozeß fest, wobei die Beiträge von Marianne Marki, Karla Lupșan, Alina Florina Toma und Ana Clețiu auf konkrete Beispiele eingehen.

Deutsch als Fremd-, Zweit- oder Fachsprache ist Gegenstand der Aufsätze von Danuta Tamborska, Kinga Gáll und Andrea Rita Severeanu. Katharina Keim tritt für den Medieneinsatz im Fremdsprachenunterricht ein.

Über interkulturelle Besonderheiten im Bereich der Grammatik berichten Ileana-Maria Ratcu und Doris Henning-Sava.

Hervorzuheben sind die Versuche, dialektologische Besonderheiten im

Banat (Alvina Ivănescu) und in Siebenbürgen (Adina-Lucia Nistor), sowie den Einfluß des Jiddischen auf das Deutsche und Ungarische zu untersuchen (Timea Jánosi).

Ein Schluß- und Dankeswort von Karl Stocker rundet den zweiten Band der *Temeswarer Beiträge zur Germanistik* ab und schlägt damit einen Bogen über die jahrelangen Bestrebungen hinweg, an dem der Lehrstuhl für Germanistik an der West-Universität Temeswar beteiligt war.

Dank gebührt der Friedrich-Ebert-Stiftung (Vertretung in Rumänien) und dem Freundeskreis Osteuropa e.V. in Nidderau für die Förderung unseres Unternehmens.

Herrn Diplom.-Ing. Cătălin Raicu sind wir für die sorgfältige EDV dankbar.

Temeswar, im Mai 1999

Die Herausgeberin

Vorbemerkung

Bei der Ehre, eine Tagung mit einer solchen aktuellen Thematik zu eröffnen, kann man sich nicht mit seinem Spezialgebiet begnügen, dem - wie im Programm ausgedruckt - „Interkulturellen Lernen und Lehren“, sondern muß sich um eine grundsätzliche Abgrenzung bzw. „Definition“ des Tagungsthemas bemühen - als Plattform und Verständigungsbasis der nächsten Tage und in Abarbeitung der einleitend aufgelisteten Kapitel. Wenden wir uns nun in Kapitel 1:

Versuch, die Schlagwörter „inter-“ und „multikulturell“ und die dahinterstehende Ideologie vorsichtig abzuklären

den beiden Begriffen zu. Wer heute das eine Wort in den Mund nimmt, hat es auch gleich mit dem anderen Begriff zu tun. Eine Begriffsabklärung ist unerlässlich - aber gerade bei so hochmodernen Schlag-(tot)wörtern heute keineswegs leicht. Sie unterliegen wie alle der „politischen Interpretation“ verdächtigen Begriffe auch dem Einfluss, für manche: dem Terror der „political correctness“, die heute vielfach an die Stelle der früheren (rechten oder linken) „parteipolitischen Ausrichtung“ getreten ist und die Gefahr birgt, von unserer primär philologisch/sprachwissenschaftlichen Betrachtungsweise her auf die politischen Ab- und Holzwege zu geraten.

1.1 Multikulturell: multiethnisch - (multi)rassisch - inter/multireligiös?

Bereits vor fünf Jahren, in meinem Beitrag zur „interkulturellen Erziehung - ein Versuch einer Begriffsabklärung“ für die Festschrift des hier anwesenden Kollegen und Freundes, Karl Stoker¹, klagte ich über „die kaum mehr überblickbare deutsche Sekundärliteratur zu diesem Schlagwortpaar“. Das war keineswegs nur rhetorische Floskel; in dem halben Jahrzehnt seither ist diese Bücherflut noch beträchtlich gestiegen und keineswegs übersichtlicher geworden.

Und man könnte nicht sagen, daß wir einer allgemeinen Begriffsabklärung näher gekommen seien. Nicht einmal meiner damals gefundenen Erkenntnis bin ich heute noch sicher; danach glaubte ich „eine gewisse Verteilung oder

auch nur Kookkurenz ablesen“ zu können, wonach „interkulturell“ eher für geistesgeschichtliche Phänomene - vorab Pädagogik bzw. Schul-/Sprachunterricht - „multikulturell“ dagegen im politisch-gesellschaftlichen Zusammenhang für Gesellschaften oder Staaten verwendet werde; und das ziemlich einheitlich nicht nur von Pädagogen und (Fremd)sprachendidaktikern, sondern auch von Politikern, Ökonomen und Soziologen sowie Verhaltensforschern, Psychologen, ja auch Psychotherapeuten².

1.2 Terminologie-Vergleich Deutsch-Englisch-Französisch

Der in solchen Fragen oft hilfreiche Blick über die Sprachgrenzen versagt hier, da in der anglo-amerikanischen Literatur zwar „multicultural“ allgemein (auch für die Erziehung!) wohl vorherrscht, in der französischen Literatur aber eher statt-dessen „interculturel“ anzutreffen ist; und zwar auch - im Unterschied zum deutschen differenzierenden Usus - jeweils für **beide** Sachbereiche: für politische Verhältnisse in Staat und Gesellschaft wie für die parallele Kultur und die dem Rechnung tragende Erziehung.

Daneben finden wir aber in der gängigen Literatur inzwischen - und zwar nicht nur dort - immer häufiger mehrere konkurrierende Termini wie bicultural/bilingual oder multi- oder sogar biracial u.a.m. - wobei es noch eine Differenzierung zwischen konkreten Fällen von echter Zweisprachigkeit oder Bilingualität bzw. Bikulturalität und den noch mehrere Sprachen umfassenden Kombinationen und Gesellschaften gibt. Man kommt also nicht um eine historiolinguistische Analyse des Begriffsfeldes herum - wenn man sich als Philologe auf diesem Feld möglichst exakt orientieren will.

2. Aufstieg und Inflation eines internationalen Schlagwort-(paar)s

Die Karriere der neu-“deutschen“ Termini „multi-“ bzw. „interkulturell“, scheint - soweit ich sehe - in der akademischen Diskussion der Neuen Welt ihren Ausgang genommen zu haben; und zwar³ um mit „multicultural“ den Anspruch der Frankokanadier auf die traditionelle englisch-französische Bilingualität und insbesondere die darauf basierende Bikulturalität ihres Staates zu relativieren; etwa indem man nun auch andere „Kulturen“ im Land - neben den indianischen Ureinwohnern auch spätere Einwanderer im We-

sten Kanadas - eigene Kulturzentren mit staatlicher Unterstützung aufbauen ließ.⁴ (So etwa die erst seit der letzten Jahrhundertwende eingewanderten Ukrainer in Manitoba.)

Dabei war das englische „bicultural“ seinerseits bereits ein politisch nicht unbelastetes Schlagwort - nicht zuletzt in den USA -; damit wollte man sich in den siebziger Jahren von dem bis dahin dort üblichen bilingualen Konzept absetzen. Das hatte zwar die jeweilige Erstsprache der Schüler (Spanisch, Chinesisch, Vietnamesisch etc.) in den verschiedenen staatlichen Unterrichtsprogrammen vorgesehen; dies aber nur so lange, bis das Kind dem Unterricht in der eigentlichen oder Hauptsprache - und das war natürlich Englisch - in allen Fächern folgen konnte; dann aber sollte die (Erst-)Sprache und damit die erste Kultur im Unterricht aufgegeben oder zumindest sich selbst überlassen werden und somit der Prozeß der Amerikanisierung einsetzen.

Aber in demselben Maße, wie die bei den früheren europäischen Einwanderern funktionierende „melting pot theory“ an den Massen der Hispanos scheiterte, verlangten diese auch eine verstärkte und weiter gehende unterrichtliche Berücksichtigung ihrer „Kultur“ und der sie vermittelnden und repräsentierenden Sprache, dem Spanischen.

Was dann den Einwanderern aus Mexiko oder Jamaica recht erschien, war den „native Americans“ und besonders den zwar nicht alteingesessenen, aber seit Generationen im Lande wohnhaften „Afro-Amerikanern“ nur billig. Deren Identität war aber nur schlecht an den kaum mehr vorhandenen Indianerndialekten und noch weniger an dem sozial geächteten „Non-Standard Negro-English“ festzumachen.⁵

Erst in jüngster Zeit versucht man es als „Ebonics“ an progressiven schwarzen Universitäten durch Sprachkurse zu verbreiten.⁶

Deshalb erschien der neue Begriff der „Kultur“ - wie schwer auch im einzelnen zu definieren - willkommen und auch angemessener, um das neugewonnene Gruppenbewußtsein adäquat auszudrücken.

Doch blieb diese Entwicklung zur Aufsplitterung der heutigen amerikanischen Gesellschaft mit ihrem nach außen so homogenen American way of life nicht dabei stehen⁷ und offenbarte sich durch die - analog zu den Franko-Kanadiern - sich neu etablierenden „Bindestrich-Amerikaner“: neben Hispano-, Italo- und Afro- etwa noch Sino- oder Vietnam-“Americans“.

So wurde der lange wirklich so homogene „Schmelztiegel USA“ in den

70er und 80er Jahren zu einer „multiracial“ oder „multiethnic society“. In dem neuen Eifer der vor allem sprachlich sich durch Euphemismen etc. austobenden „politischen Korrektheit“⁸, die alle gesellschaftlichen Minderheiten (nicht nur die genannten sozio-ethnischen, sondern auch soziale wie Frauen, ja sogar Fettleibige oder Kleinwüchsige), auch terminologisch berücksichtigt bzw. „geschont“ wissen wollte – wurde der ursprüngliche Ausgangspunkt und -begriff: bikulturell als pädagogisch-sprachdidaktische Aufgabe der Erhaltung der eigenen Kultur und Sprache innerhalb der englischsprachigen Umgebungskultur – immer mehr zugunsten der neueren politisch-sozialen Kampfbegriffe „mul-ti-“ oder „intercultural“ aufgegeben, der möglichst viele oder alle in den USA vorhandenen Subkulturen der Einwanderer berücksichtigen will. Die gefährlichen politischen Implikationen von „multicultural“ bzw. „multilingual“ zeigten sich schon an der frühen Gegenbewegung dazu: die unter dem Schlagwort „English only“ – im Gegensatz zu der darin relativ großzügigen Washingtoner Bundesregierung – den Unterricht, ja sogar Gebrauch anderer Sprachen, vor allem des im Südwesten zunehmend weitverbreiteten Spanischen – per Gesetz unterbinden will.⁹ Deshalb hat man schon früh in der amerikanischen Sprachwissenschaft und der (Sprach)Erziehung um den Erfinder der „Kontrastiven Grammatik“, Robert Lado von der Georgetown-University in Washington, nach neuen, weniger belasteten Begriffen gesucht: ein m.E. sehr hilfreicher darunter war „transkulturell“ oder aber auch sein gleichbedeutender Terminus „kulturübergreifend/-schreitend“ (bzw. in Englisch „crosscultural“)¹⁰ bringt den kulturellen Aspekt ohne die unerwünschten politischen Anklänge m.E. gut zum Ausdruck¹¹.

So weit Amerika, das ja für Europa und insbesondere Deutschland in vielem das verbindliche Vorbild oder besser: die Vorwegnahme künftiger Verhältnisse bildet.

Obgleich die Übertragbarkeit vom klassischen Einwanderungsland USA auf das heutige Deutschland nicht unumstritten ist, wurde das Begriffspaar – insbesondere „interkulturell“ – schon sehr früh in den bundesrepublikanischen Soziologen- und Pädagogenjargon übernommen, der ja auch sonst viel aus dem Amerikanischen hat.

So findet sich das Wort offiziell zuerst 1977 bei einer von J. Vink geleiteten kirchlichen Gruppe, die sich die Aufgabenbetreuung ausländi-

scher Gastarbeiterkinder in Berlin zur Aufgabe gemacht hatte¹². In Berlin entstand dann an der progressiven Freien Universität sehr bald ein eigenes „Institut für interkulturelle Erziehung“, das diesen Begriff weithin propagierte, zugleich aber auch monopolisierte; und zwar indem man ihn - wie von der FU damals nicht anders zu erwarten - ausdrücklich in einer neuen, „konfliktorientierten“ Bedeutung auffasste oder umdeutete - und zwar über die bisherigen primär spracherzieherischen Konzepte hinausgehend als ausgesprochen „klassenpolitisch“ - wie man von Anfang an betonte¹³.

3. Blick in die sehr unterschiedliche multi-/interkulturelle Praxis in den Nachbarländern: England, Frankreich, Niederlande

Bevor wir uns der Lage in Deutschland zuwenden, kurze Seitenblicke auf die Situation im übrigen (Nordwest)Europa: etwa Frankreich, England und den Niederlanden - wo z.T. große Parallelen mit dem großen Ausländerzustrom in dichtbesiedelte Industriegebiete - aber auch grundsätzliche Unterschiede zur deutschen Zuwanderung bestehen.

Der wichtigste Unterschied ist wohl das, was mit der an den US-Film „Star War“ (Krieg der Sterne) anspielenden Formel „Das Imperium schlägt zurück“¹⁴ kurz umrissen wird, d.h. daß es sich bei den Zuwanderern um weiße, aber ebenso farbige Mitbürger aus den ehemaligen Kolonien handelt, die als englische bzw. französische Paßinhaber lange Zeit problemlos in diese „Heimat“-Staaten ein- oder zurückwandern konnten - bevor auch diese vor den großen Zahlen kapitulierten und zu starken Zuzugseinschränkungen griffen.

Ein weiterer großer Unterschied ist, dass diese Ein- oder Rückwanderer seit z.T. Jahrhunderten mit der Kultur sowie der (englischen oder französischen) Sprache ihrer ehemaligen Kolonialherren vertraut waren und diese heute als Zweitsprache in Verwaltung und Bildung übernommen haben. Die als Teil der kulturellen nicht unwesentliche Sprachbarriere kann also im Unterschied zu den Verhältnissen in Deutschland außer Acht gelassen werden. Die Ähnlichkeit(en) der Situation im einzelnen:

3.1 In England¹⁵ kamen diese „Zuwanderer“ bereits in den sechziger Jahren vorwiegend aus der Karibik und dem indischen Subkontinent, aber auch aus Schwarzafrika, und machen heute ca. 6 Millionen der

Briten aus. Da unter ihnen Asiaten (Pakistani) und auch viele Schwarzafrikaner sind, spricht man in England deshalb nicht mehr von einer „multicultural“, sondern häufiger von einer „multiracial society“¹⁶ (und spätestens die Olympiaden, vorab Lauf- und Sprungwettbewerbe belegen dies auch optisch). Aber die religiösen Unterschiede erschweren die Integration beträchtlich. Insbesondere die von den begüterten Pakistani getragene fundamentalistische Form des Islam zeigt eine Form geradezu „aggressiver Eigenständigkeit“, ja Widersätzlichkeit gegen jede „westlich-britische Liberalität“. Ja, diese Lebensart wird geradezu als postkoloniale „Unterdrückung“ bezeichnet, und man besteht auf seinen traditionellen Sitten und Rechten (bis hin zur Polygamie)¹⁷.

Und das alles inmitten der die traditionellen Werte heute sukzessive aufgebenden britischen Liberalität! Die Zustimmung, die der Bann gegen Rushdie von seinen „britischen Landsleuten islamischen Glaubens“ erhielt (oder die Entscheidung des Birminghamer Magistrats, den traditionellen Weihnachtsschmuck mit Stern etc. abzuschaffen, „um islamische und jüdische Mitbürger nicht zu verletzen“), illustrieren die Tragweite dieses Problems in Großbritannien und lassen Huntingdons Szenario vom „clash of the civilizations“ doch als ernster erscheinen denn gemeinhin angenommen¹⁸.

3.2 Das französische Beispiel zeigt aufgrund der ähnlichen Vorgeschichte als ehemals zweitgrößter europäischer Kolonialmacht insbesondere in Nordafrika ein ähnliches Bild: „Nordafrika mitten in der République Française“ - wie es ein Journalist betitelte¹⁹.

Auch in Frankreich, das einst allen die Staatsbürgerschaft gewährte, wenn sie sich zur Frankophonie und damit zur französischen Kultur bekannten, stammt die Masse der Fremden heute aus (Nord)afrika. Von dort wanderten nach dem Rückzug der Franzosen nicht nur die Weißen (pieds noirs), sondern auch die mit ihnen enger verbundenen Einheimischen in großer Zahl aus ins französische Mutterland. Da sie aber als französische Staatsbürger in der Statistik lange nicht aufschienen - im Unterschied zu Zuwanderern aus anderen Ländern -, ist die Zahl der Fremden oder gar „Ausländer“ im allgemeinen Sinne nicht genau zu ermitteln. Nach der in diesem Feld überall großen Dunkelziffer ist sie mit mindestens 4-6 Millionen anzusetzen²⁰.

3.3 In den Niederlanden sind die Probleme ähnlich wie in England

oder Frankreich, da man den „ambonischen“ Zuwanderern aus den ehemaligen Kolonien Java und Borneo seine Probleme mit der Integration hat. Hierzu gibt es eine ausgiebige Literatur²¹.

3.4 Parallelen zur Entwicklung in Deutschland

Neben diesen historisch begründeten wichtigen Unterschieden finden sich aber auch exakte Parallelen zur Entwicklung des vom Kolonialismuserbe freien Deutschland: so die Konzentration der Zuwanderer in den Haupt-/Großstädten (bis zu 40 % = 1/3); in Großbritannien vor allem in London, in Frankreich, vorab Paris und Marseille.

Eine französische Spezialität auf diesem Gebiet sind ferner die sogenannten Cités (Retortenstädte) in der Banlieue von Paris, die sich sehr um die soziale Integration bemühten, aber durch die unbeabsichtigte Gettobildung eher kontraproduktiv auf die staatlich stark geförderte Integration und angestrebte spätere Assimilation auswirkten.

Aber trotz dieser lange geradezu idealen Bedingungen für den leichten Staatsangehörigkeitserwerb durch Geburt oder „Bekenntnis“ „fehlt auch im heutigen Frankreich das Gefühl von Fremdheit und Feindseligkeit keineswegs“²²; und jüngste offizielle semi-offizielle Feststellungen lauten in letzter Zeit auch hier verdächtig intolerant, wie z.B. offiziell: „Die Bevölkerungsmehrheit zeigt sich weniger aufnahmebereit, die Minderheiten schließen sich stärker ab“²³. Auch hier haben Details aus der jüngsten Vergangenheit schlaglichtartig die überaus problematische Realität aufgezeigt; etwa die islamische Opposition gegen jede Anpassung an den „moralisch verkommenen Westen“ (z.B. im sogenannten Kopftuchstreit).

Die neueste offizielle Politik der „politischen Korrektheit“, die es etwa verbietet, die früheren Schlagworte wie „minorité“ in den Mund zu nehmen, spricht jetzt von der „arabischen“ bzw. „jüdischen Ethnie“ oder mit einer eigenen französischen Neuschöpfung dafür: „communauté“. Die diese traditionelle offene Eingliederungspolitik fortsetzenden Linken werden aber stark blockiert durch das wachsende Selbstbewußtsein und den Widerstand der arabisch/islamischen Gruppen gegen das bisherige französische Integrationsmodell, das sich auf Segregation in ihrer härtesten Form, das Ghetto, zubewegt²⁴.

Diese fordern ein „droit à la différence“. (Ein Recht auf arabischen Muttersprachunterricht besteht bereits seit den siebziger Jahren und auch

die für alle anderen Franzosen verbotene Polygamie war bis vor kurzem als „Gepflogenheit des Familienrechts der Herkunftsländer“ für Schwarzafrikaner erlaubt²⁵.)

Interessanter aus deutscher Perspektive ist am Nachbarbeispiel Frankreich das relativ große Engagement der linken Öffentlichkeit für die „rassische Integration“; vorab deren wirksames Aushängeschild, die mit dem Namen „SOS-Racisme“ geschickte operierende Bewegung, die nicht nur praktische Hilfsorganisation, sondern noch mehr Pressuregroup war (u.a. für ein „Menschenrecht auf ungehinderte Immigration“ oder ein „globales Asylrecht“). Wie bei der Diskussion um das deutsche Asylrecht, wird auch hier das schlechte öffentliche Gewissen - hier ebenso wie in England das der ehemaligen Kolonialnation - mit den Sünden des nordafrikanischen Kolonialismus und die damit verbundene Ausbeutung - genutzt, um „Immigration als Wiedergutmachung“ zu fordern.²⁶

Die Reaktion der Durchschnittsfranzosen bei der Wahl 1993 war deshalb äußerst negativ: allein 16 % für den dieses Thema genüßlich ausnutzenden Rechtspolitiker LePen. Das hat zu einer eindeutigen Umkehr von der bisherigen und zu der auch in Deutschland nicht unbekannten amtlichen Feststellung geführt: „Frankreich ist kein Einwanderungsland“ (mehr) sowie zu einem „Gesetz über die Beherrschung der Einwanderung und die Einreise-, Aufnahme- und Aufenthaltsbedingungen von Ausländern“. De facto ist das ein Zurückpfeifen der von der Regierung gestützten Antirassismus-Campagne mit dem vernichtenden Argument: „Die Antirassisten heizten den Rassismus nur an“. Die jüngste sozialistische Regierung war zwar mit dem Versprechen einer Änderung angetreten, hat aber bisher nur wenig an der gesetzlichen Regelung ändern noch gar einen Wandel an der faktisch gescheiterten Integration in den Banlieues der Großstädte herbeiführen können.

Das Fazit von Münchhausen²⁷ ist überaus ernüchternd: „Das französische Integrationsmodell, das sich in der Vergangenheit bewahrt hat, soll auch in Zukunft beibehalten werden, aber in der Wirtschaftsdepression hat die Utopie der multikulturellen Gesellschaft ihren Glanz verloren.“

4. Rückkehr zur deutschen Situation: inter- oder multikulturell?²⁸

Diese Seitenblicke auf Länder mit längeren und z.T. intensiveren Erfahrungen auf diesem Gebiet sind aus mehreren Gründen hier angebracht: Schon weil

diese Länder mit multikultureller Tradition und deren z.T. liberalerer Staatsangehörigkeitsregelung oft als mögliche Vorbilder für die Lösung unserer äußerlich sicher sehr ähnlichen Integrationsprobleme angeführt werden. Die deutsche Regierung hat bislang denselben Standpunkt verteidigt, den die französische Politik jetzt auch einnimmt und der zum EU-Grundsatz werden dürfte: Die dichtbesiedelten westeuropäischen Länder sind trotz ihrer problematischen Altersstruktur und defacto-Zuwanderung eben doch keine Einwanderungsländer;- was aber eine einheitliche gesetzliche Regelung für ganz Europa auf diesem Gebiet nicht ersetzt, sondern eher fordert. Noch wichtiger ist die hinter all diesen Problemen stehende Grundsatzfrage: Verstehen sich diese Staaten als mono- oder multikulturell? Mit anderen Worten: Sind sie bereit, in neuerer Zeit den - wie immer: durch Einwanderung oder wandernde Grenzen - in das Land Gekommenen das gleiche Recht auf Teilhabe an Politik und Kultur des Staates zu geben wie der überwältigenden, im Lande bereits seit Jahrhunderten lebenden Mehrheit? Sind sie gar gewillt, ihre Landeskultur um diese jeweiligen kulturellen und religiösen Komponenten der Zuwanderer zu erweitern bzw. deren möglicherweise sehr weit abstehenden Kultur einen ebenbürtigen Platz innerhalb des Staates einzuräumen - wie es etwa für die westlichen Religionen schon lange gilt.

Bevor wir uns in der in Deutschland derzeit besonders hitzigen politischen Diskussion kurz einlassen, ist eine weitere Vorarbeit zu leisten:

Versuch einer Abklärung der Semantik von „Kultur“

5. Versuch einer Arbeitsdefinition für die Schule und Lehrpraxis

Wie aus den oft in ähnlichem Zusammenhang gebrauchten englischen sowie französischen Termini „multiracial“ oder „polyethnic“ ersichtlich, ist nicht immer sicher, daß dasselbe wie in unserem deutschen Wort „Kultur“ gemeint ist. Da „Rasse“ seit dem Tausendjährigen Reich mit Recht ein Tabuwort im Deutschen wurde, ist der englische Terminus im Deutschen inakzeptabel - obgleich auch einige schwarzafrikanische Asylanten oder mesoamerikanische bzw. Vietnamesen als DDR-Erbe im heutigen Deutschland anzutreffen sind. Doch wird neuerdings versucht, diesen Begriff auf neuen Wegen - etwa in einer „afro-deutschen“ Frauengruppe - in die deutsche Diskussion einzuführen, nicht zuletzt um den „Kampf“charakter dieser Auseinandersetzung zu verschärfen - wie ausdrücklich gesagt wird²⁹.

Etwas anders steht es mit dem auch im Deutschen gelegentlich auftauchenden Neologismus „Ethnie“, der das griechische „ethnos“ unter Vermeidung der gleichbedeutenden (aber gleichfalls NS-belasteten) deutschen Erstsprechung „Volk“ von der modernen Ethnologie oder Völkerkunde her entlehnt hat. Dort meint „Ethnie“ = „nicht schriftlich tradierte Sozietäten“³⁰; ja sogar die aber eher darunterstehenden Stammesverbände (engl. „tribes“) - eine politisch sicher korrekte Änderung, die m.E. aber terminologisch kaum hilfreicher ist. Denn auch einem solchen neutral/objektiven Terminus „Ethnos“ werden folgende wichtigen Gemeinsamkeitsattribute zugesprochen³¹:

- 1) Sprache (einschließlich dialektalen Varietäten)
- 2) „Rasse“ (was immer hier darunter verstanden werden mag)
- 3) Religion(en)
- 4) „Kultur“ - als der wohl offenste Begriff dieser Reihe
- 5) „Kollektive Selbstdefinition“ - etwa in Form eines gemeinsamen Abstammungsmythos bzw. einer gemeinsamen Geschichte.

Sodann sogar noch:

- 6) Eigener Siedlungsraum (obgleich der auch - wie z.B. Ex-Jugoslawien oder gar das ehemalige Österreich-Ungarn zeigten - nicht selten von anderen Ethnien geteilt werden kann) Nieke (38), dessen im wesentlichen zuverlässiger Darstellung, nicht aber deren Schlüssen ich hier folge, läßt davon - völlig unverständlicherweise - nur: Sprache, Rasse und Siedlungsraum heute gelten, während er - wohl um ihre Brisanz herunterzuspielen - die „Merkmale Religion und Kultur weniger bedeutsam findet“³². Konsequent verlangt der Protagonist modern-linker Ausländerpolitik dann auch, daß „die ... neu entstehende Aufgabe nicht als interkulturelle, sondern als interethnische Erziehung definiert werden“ müßte; da sonst - und hier wird er noch deutlicher: „eine fragwürdige Reduktion der Problemsicht auf die Probleme der Kultur zu einem „Kulturrelativismus“ erfolge“ - was für ihn als Erfinder oder doch heftigsten Vertreter der „konfliktorientierten Richtung“ inakzeptabel ist.

Dabei wäre schon eine einigermaßen befriedigende Lösung der allgemein kulturellen (und der davon kaum zu trennenden) praktisch-integrativen wie vor allem schulischen Probleme der „Interkultur“ eine höchst komplexe und überaus lohnende Aufgabe und bedeutete einen riesigen Schritt vorwärts auf ein friedliches Zusammenleben.

Versuch einer schulrelevanten Kultur-Definition

Ein Zurückgehen auf eine der vielen nicht unumstrittenen Definitionen von

„Kultur“ ist also eine weitere Grundlage für praktische Arbeit. Mein Definitionsversuch soll zwischen den „älteren“ bekannten kulturphilosophischen „Kultur“-Begriffen und „neueren“ Ansätzen der Soziologen und (Kultur)Anthropologen einen nachvollziehbaren und für die Schulpraxis brauchbaren Weg finden.

Dieser erfolgt mit Hilfe von mehrfacher Definition (im Sinn von lateinisch fines =[Ab]grenzung):

1) Am einfachsten ist noch eine solche Definition Abgrenzung der „Kultur“ von „Natur“ mit Hilfe des lateinischen Grundworts cultura (= gepflegtes und gehegtes Land und was darauf an- und aufgebaut wird) von der ungepflegten „wilden“ Umgebung = Natur.

Sprachlich und sachlich nicht weit davon entfernt sind „cultus“ und „religio“ - die aber noch einer weiteren Differenzierung bedürfen, was hier jedoch nicht möglich ist.

2) Im Deutschen haben wir seit Kant noch die weitere terminologische Unterscheidung von „Kultur“ und „Zivilisation“.

Letztere meint diejenigen Eingriffe und Gestaltungen in der Natur, die das Leben in dieser Umwelt, aber auch mit den anderen Menschen ermöglichen und erträglicher, ja angenehm werden lassen.

„Kultur“ ist dann in diesem Sinne nur auf diejenigen menschlichen Gestaltungen bezogen, die eher zweckfreie Schöpfungen des menschlichen Geistes sind - also Kunst; Religion, Philosophie bzw. Wissenschaft.

Diese einigermaßen konsequent nur in der deutschen Sprache durchgeführte Scheidung wird nur in der deutschen Anthropologie und Soziologie auch beachtet; im Französischen spricht man allumfassend von der „civilisation (française)“, und im Englischen meint „Western Civilization“ etwa die westliche Kultur allgemein.

3) In der neueren vorwiegend englischsprachigen Kulturanthropologie, die stark von Soziologie und Kommunikationswissenschaft bestimmt ist, wird Kultur zwar als „Gesamtheit aller Manifestationen und Symbole verstanden“, aber dann noch dreigeteilt in:

a) Werkzeug-Kultur (= in etwa der deutschen Zivilisation entsprechend) umfaßt alle Formen gestaltenden Umgangs mit Natur - einschließlich der dafür entwickelten materiellen Manifestationen, wie Werkzeuge, Häuserbau bis hin zu Städtebau etc.

b) Sozialkultur oder den Bereich des geselligen Zusammenlebens mit seinen

Gebräuchen und Riten, Sitten, Recht, Normen und Werten etc..

c) Symbolische (evtl. ideologische) Kultur = die eigentliche Kultur im Sinne Kants; ein fast schon metaphysischer Begriff, der allgemeine Weltorientierung und religiöse Weltdeutungssysteme sowie alle materiellen und ideellen künstlerischen Äußerungen des Menschen umfaßt.

Die uns als Lehrer und Erzieher besonders wichtige Sprache wird von einigen Autoren zur Symbol-Kultur gerechnet (Nieke 41) - obwohl sie ja einerseits das Werkzeug darstellt, mit dem die Symbole und Zeichen die Verbindung zur Umwelt herstellen, andererseits die Kommunikation unter den Menschen und so den Kitt der Gesellschaft darstellen. Durch den Umgang mit den kulturellen Symbolen also ist sie zugleich Metasprache und entzieht sich direktem Zugriff.

Deshalb wird sie von einigen deutschen Bildungstheoretikern wie H. Nohl oder H. v. Hentig als ein eigener vierter Kulturbereich angesetzt, der außerdem auch das Denken und damit die Selbstreflexion ermögliche. Die sei nun mal die für den Menschen typischste Qualifikation - während Werkzeugverwendung oder komplexere Sozialstrukturen, ja sogar Ansätze von sprachlicher Kommunikation auch bei Primaten vorkommen.

Diese - etwa von Namen wie Levi Strauss oder Miles getragene - moderne Kulturanthropologie untersuchte empirisch eine ganze Reihe von menschlichen Gesellschaften - aber auch Primaten etc. und fahndete vergeblich nach allgemeinen kulturellen „Zügen“ in der großen Vielfalt der Kulturen und sogenannten Universalen.

Da alle vergleichenden Beschreibungen und Bewertungen die eigene (nordeuropäisch-westliche) Kultur als Ausgangsbasis annahmen und die „anderen“, insbesondere natürlich die sogenannten „primitiven Kulturen“ nur als defizitär ansehen konnten - wenn sie nicht genügend von den Kriterien/Elementen der „höheren Kulturen“ aufwiesen, endete man - wie auch beim sogenannten „Historismus“ in der Geschichtsforschung - bei einem alle als gleich ansetzenden „Kulturrelativismus“.

Darüber hinaus stellte sich bei Detailuntersuchungen sogar heraus, daß selbst die anerkannten, weil bereits schriftlich tradierten, Kulturen alles andere als homogen sind - sondern sich unterschiedlich stark aus mehreren abgesetzten Teilkulturen (Mehrheits- und vor allem sogenannten Subkulturen) zusam-

mensetzen. Diese ihrerseits können mehr oder minder dauerhaft neben der Majoritätskultur weiterbestehen (so bei sozialen oder ethnischen Minderheiten wie z.B. Zigeunern oder religiösen und nationalen Gruppierungen). Sie sind aber auch wie etwa die internationale, amerikanisch geprägte Jugendkultur - nur jeweils die Avantgarde und Vorboten eines allgemeinen Kulturwandels auch zumindest eines Teils der Mehrheitskultur.

6. Ausblick auf Arbeitsmöglichkeiten interkultureller Germanistik

Diese mindestens drei, wenn man die für uns Geisteswissenschaftler so wichtige Sprachkultur hinzunimmt: vier Formen von Kultur wirken auf den Menschen, namentlich den heranwachsenden, ein; der ist geradezu ein Produkt der jeweiligen Kulturausprägungen, die er meist unbewußt während seiner primären wie sekundären Sozialisation „erfährt“ und „internalisiert“.

Ähnlich wie in der soziologischen Rollentheorie ist diese Aneignung kein automatischer Prozeß, in dem die junge Generation ihre Rolle von den Eltern ganz übernimmt, sondern ein höchst komplizierter Vorgang mit z.T. unterschiedlich geringen, aber wichtigen Abweichungen, in denen das Individuum seine höchstpersönliche Identität sowie Stellung in der umgebenden Gesellschaft zu finden hat.

Zusätzlich problematisch wird dieser schwierige Vorgang bei der „interkulturellen Erziehung“ durch die Diskrepanz der an diesem Prozeß beteiligten obengenannten Determinanten aus mehreren Kulturen.

Um diese recht abstrakten und keineswegs eindeutigen Kulturvorstellungen für die pädagogischen und didaktischen Zwecke einer interkulturellen Erziehung handhabbar zu machen, erfanden ihre frühen Vertreter³³ einen für ihren Zweck besonders geeigneten Kulturbegriff, den sie „heuristisch“, d.h. „vorläufig erkenntnisfördernd“, nannten.

In enger Anlehnung an den französischen Strukturalismus konzipierte man „ein System von Symbolen, das sich in Interaktion und Kommunikation konstituiert, in dem die Interpretation aber auch eine immer wieder neu zu leistende und im Austausch zwischen den Kulturen konfliktrträgige Aufgabe darstellt“³⁴.

Inwieweit dieses Credo der deutschen Interkulturopädagogik wirklich erkenntnisförderlicher und konkreter ist, soll hier offen bleiben. Es enthält

aber das bei Rey nicht so vorkommende, aber für die deutschen Vertreter offenbar so wertvolle Eigenschaftswort „konflikträchtig“, das dem ganzen Ansatz die möglicherweise noch verstärkende Bezeichnung „konfliktorientiert“ (Interkulturalität) gegeben hat:

„In dieser Rückbesinnung auf den symbolischen Charakter von Kultur sieht Hohmann dann einen Ausweg: nicht in der nach außen erkennbaren Darstellung von Kultur (etwa in Form der heftig bekämpften Folklore), sondern in der Bedeutung für den Menschen, für sein Verhältnis zur Welt und zum Mitmenschen; die als Hindernisse für ein wechselseitiges Verstehen abzubauen sein. Da werden die eigentlichen Aufgaben der interkulturellen Pädagogik liegen, nicht aber in einer interkulturellen Koloratur der Schulwirklichkeit“ - womit diese Autoren alle bisherigen, 1984 bereits recht ansehnlichen, praktischen Unterrichts- bzw. Schulansätze unverdientmaßen völlig abqualifizieren. Statt dessen sieht Hohmann die Aufgabe nicht nur in einer Überprüfung der ethnozentrischen und schichtenspezifischen Normen, sondern vor allem auch „in weiterzuentwickelnden Interpretations-, Ausdrucks- und Orientierungsmustern der Migranten und der einheimischen Bevölkerungsentwicklung neuer gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und Ausrichtung auf die zu erwartenden kulturellen und sozialen Konflikte“³⁵.

Damit hebt dieser angesichts der derzeitigen Bedingungen nur utopisch zu nennende Ansatz vollends aus der Schulpraxis ab und führt in die nicht unumstrittene Politik hinein. Er setzt all die umstrittenen Implikationen (etwa die Grundsatzfragen wie „kultureller“ oder „multikultureller“ (Einheits)staat, Staatsverfassung und Staatsbürgerschaft, Status von Minderheiten, Fragen der [doppelten] Staatsbürgerschaft etc.) als unabdingbar voraus und blockiert damit alle weniger radikalen, aber durchaus praktikablen bisherigen Lösungen und Ansätze.

Wenn auch diese Faktoren als tangierende Probleme nicht unterschätzen werden sollten und können, so dürfen sie doch nicht so in den Vordergrund gestellt werden, daß die praktische Arbeit an den oft noch ungleich dringenderen Aufgaben (beginnend mit einem effektiven Sprachunterricht)³⁶ nicht in den Hintergrund oder gar in Vernachlässigung geraten.

7. Praktische „interkulturelle“ Arbeit ohne ideologischen Ballast

Sie ist so neu nicht, wie die hier vorgestellte politiklastige Theoriediskussion glauben läßt: Nicht nur der gute alte Fremdsprachenunterricht - gerade der

weniger auf Kommunikation als auf Vermittlung von Lektüre (von Landeskunde und Literatur, die früher in diesem Unterricht eine fast noch größere Rolle als heute spielte) war immer auch interkulturell und diente so mit der Sprachvermittlung auch der Vermittlung des Verständnisses anderer Kulturen und der sie prägenden Menschen.

Die Literatur wie die allgemeine Geistesgeschichte war seit je und eher mehr „interkulturell“ (außer in national übersteigerten [Kriegs])zeiten) in dem geforderten Vermittlungssinne wirksam; etwa indem sie um wechselseitig befruchtendes Verständnis für die jeweils vorgestellte „andere“ Kultur warb: Dies erfolgte meistens durch Übersetzungen, aber auch wie die z.B. von Goethe oder Platen praktizierten Formen, z.B. der persischen Literatur, die zweifellos die vielzitierte Bereicherung der aufnehmenden Kultur und Literatur darstellten.

Aber auch umgekehrt erfolgte diese, etwa durch durchaus kritische Darstellung deutscher Kultur in der deutschen Literatur an Interessierte anderer Sprachen und Kulturen, wo dies ja die Aufgabe gerade der Auslandsgermanistik ist.

Die Frage stellt sich nun und hier: Was ist nun das „Neue“ an dem „interkulturellen“ bzw. der in der heftigen heutigen Diskussion eng verbundenen und „multikulturellen“ Betrachtungsweise - jenseits unserer deutschen Verhältnisse und der verbissen politisch überfrachteten Diskussion darüber.

Dazu ist zunächst festzuhalten, daß hier mit deutscher Gründlichkeit z.T. zum Problem gemacht wird, was anderswo schon längst Praxis ist - sogar schon lange war.

Denn das kann, ja muß man hier und auch in anderen von der k.u.k.-Monarchie geprägten Landschaften Südosteuropas sagen und als im heutigen Deutschland noch unbekannt als Vorbild anführen. Da wurde bei aller Präferenz des Deutschen „Interkulturalität“ in einem „multikulturellen“ und polyglotten Staat gelebt; freilich nicht überall mit der gleichen Toleranz und Effektivität wie etwa hier im Banat oder in meiner Heimat, der Bukowina. Aber es war doch ein Beweis, daß so etwas möglich war - bei entsprechend gutem Willen, aber auch günstigen äußeren Bedingungen (auf die einzugehen hier die Zeit fehlt).

Trotz der nachträglichen Beschimpfung Österreichs als „Volkskerker“ hatte Bismarck recht mit seiner Aussage, „wenn es Österreich-Ungarn

nicht gäbe, müßte man es erfinden“.

Zugleich aber ist dieses altösterreichische Beispiel Warnung vor einer Überschätzung der heutigen Realisierungsmöglichkeiten eines solchen multikulturellen Staats - wie die jüngste Entwicklung westlich von hier zeigt. Es ist Warnung vor allzu großen Utopien hinsichtlich sozialer oder nationaler Harmonie bei der willkürlichen Herbeiführung oder Umwandlung einer noch relativ homogenen Staatseinheit in einen multikulturellen Staat, wie er etwa bei dem neuen Europa der Regionen sich abzeichnet.

„Europa“ ist sicher ein solches hehres „supranationales“ Ziel - das allein durch seine heilsame Zurückstufung der nationalen Wertung und Förderung über/internationaler Toleranz wertvoll ist und deshalb für Realisten bereits ein ehrenwertes und realisierbares Erziehungsziel darstellt (das man sich nicht durch den dagegen ebenfalls erhobenen Vorwurf des „Europazentrismus“ mies machen lassen darf). Schon diese in die Alltagsarbeit übergreifenden Ziele sind angesichts der deutschen Schulrealität, aber auch Ihrer Arbeit hier in Rumänien „utopisch“ genug, um die alltägliche praktische Basisarbeit hinreichend zu motivieren: Diese besteht nun einmal in der Erlernung und Unterweisung einer oder mehrerer anderer (europäischen) Sprachen - und mit deren Fortschritt: Kennenlernen der Landeskunde und Kultur, die zu dieser Sprache unabdingbar dazugehören. Das ist für den immer mobiler werdenden Europäer von morgen so wichtig wie für den bereits aus- und zugewanderten Arbeits- oder sonstigen Migranten (politische oder Kriegsflüchtlinge). So wichtig eine übergreifende theoretische (Neu-)Orientierung auch sein mag, so ist doch tröstlich, angesichts der hier nur angerissenen Diskussion zu wissen, daß diese zwar nicht uninteressant, aber doch auch nicht unabdingbar für unsere praktische Arbeit ist.

Der weitere Rahmen der Möglichkeiten dafür hier in Temeswar, einer alten Stätte und deshalb geeigneter Anknüpfungspunkt der Inter- und hier durchaus zutreffend Multikulturalität, ist deshalb so weit gespannt und offen für alle Bemühungen, die an dieser alten Tradition in Zukunft weiterarbeiten und sie in eine fruchtbare Gegenwart führen wollen und können.

¹ Rein, Kurt (1994): *Interkulturelle Erziehung. Versuch einer Begriffsabklärung*. In: Franz, Kurt/Pointner, Horst (Hrsg.) (1994): *Interkulturalität und Deutschunterricht. Festschrift zum 65. Geburtstag von Karl Stocker*. Neuried. S. 23-38.

² Rein, a.a.O. S. 23-24.

³ wie frankokanadische Kollegen noch auf dem Internationalen Germanistentag in Vancouver im August 1995 beteuerten.

⁴ vgl. etwa: - Bastein, Friedel (1987): *Kanada heute. Hamburger Beiträge zu Raum, Gesellschaft und Kultur*. Frankfurt.

- Elliott, Fleras (1990): *Immigration and the Canadian Ethnic Mosaic*. In: Li, Peter: *Race and Ethnic Relations in Canada*. Toronto.

- Kalbach, Karen (1990): *A Demographic Overview of Racial and Ethnic Groups in Canada*. In: Li, Peter: *Race and Ethnic Relations in Canada*. Toronto.

- Li, Peter (1990): *Race and Ethnic Relations in Canada*. Toronto.

⁵ Labov, William (1976): *Sprache im sozialen Kontext*. Kronberg/Ts.

⁶ Obgleich gerade die jüngsten Entwicklungen auch dazu gelangten, nicht nur die schwarzafrikanische Kultur bis hin zu afrikanischen Festen und Gottheiten einzuführen, sondern auch das früher als „kompensationsverdächtig“ angesehene Non-Standard Negro-English als „Ebonics“ zur neuen Pflichtsprache der Afro-Amerikaner zu erheben (vgl. *Süddeutsche Zeitung* vom 14.1.1997).

Außerdem: - R. L. Williams (1975): *Ebonics - the true Language of Black Folks*.

- G. Smitherman (1994): *Black Talk. Words and Phrases from the Hood to the Amen Corner*.

⁷ Ostendorf, Berndt (1994): *Einwanderung - Ethnizität - Multikulturalismus: Modell America?* In: Jansen/Baringhorst (Hrsg.): *Politik der Multikultur*. Baden-Baden.

⁸ vgl. dazu: - D. E. Zimmer (1995): „PC oder da hört die Gemütlichkeit auf.“ In: *Die Zeit* 27.1.1995.

- Diederichsen, Diedrich (1995): *Politische Korrekturen. oder zur Verteidigung von pc*: - K. Frank (1996): *Political Correctness - ein Stigmawort*. In: H. Diekmanshenke/J. Klein (Hrsg.): *Wörter in der Politik*.

⁹ vgl. die jüngste Entscheidung des Verfassungsgerichts von Kalifornien,

die diese Bewegungen ausdrücklich bestätigte; Süddeutsche Zeitung vom 1.7.1998.

¹⁰ nach R. Lados grundlegendem Buch *Linguistics across cultures*, 1957.

¹¹ ders. zuletzt auf der Georgetown University Round Table Conference (GURT) 1994 unter dem neuen Titel *Communication across Culture*.

¹² das behauptet zumindest: Hohmann, Manfred (1989) in: Hohmann, Manfred/Reich, Hans H. (Hrsg.): *Ein Europa für Mehrheiten und Minderheiten*. Münster/New York. S. 5-7.

¹³ vgl. Hohmann, a.a.O.

¹⁴ Unter diesem Titel schildert Gerd Kröncke die englische Erfahrung. In: Bade, Klaus J.: *Die multikulturelle Herausforderung*. München 1996.

¹⁵ s. hierzu vor allem Kröncke, a.a.O.

¹⁶ Dazu und zum folgenden vgl.:

- Anwar, Muhammad (1992): *Political Participation of Ethnic Minorities and Consequences for Education Issues: The British Example*. London.

- Jenkins, Keith/Naguib, Mohammed (1985): *Die Situation der Migrantenkinder in Großbritannien*. In: Just/Groth: *Wanderarbeiter in der EG*. Mainz.

- Kröncke a.a.O.

- Wallace, Tina (1985): *Großbritannien*. In: Just/Groth: *Wanderarbeiter in der EG*. Mainz.

- <http://www.webcreations.co.uk/dp/glossary.html#BritishCitizens>.

¹⁷ vgl. auch: - Rotter, Gernot (1996): *Islam versus Westen - historische Rivalität und ideologischer Reflex*. In: Bade a.a.O. sowie: - Schindling, Anton (1996): *Glaubensvielfalt als Kulturpolitik - Europa in der Frühen Neuzeit*. In: Bade a.a.O., sowie speziell zur Schulintegration:

- Kandil, Fuad (1985): *Die Problematik der Integration türkischer Emigranten in die westliche Gesellschaft: Religiöse Aspekte*. In: Lähmann, Johannes (Hrsg.): *Erziehung zur Kulturbegegnung. Modelle für das Zusammenleben von Menschen verschiedenen Glaubens. Schwerpunkt Christentum - Islam*. Pädag. Beiträge zur Kulturbegegnung, Bd. 3. Hamburg.

- Khoury, Theodor (1983): *Das islamische Rechtssystem - ein*

wichtiges Teilproblem im Zusammenhang mit Integrationsfragen. In: Lähnemann, Johannes (Hrsg.): **Kulturbegegnungen in Schule und Studium. Türken-Deutsche, Muslime-Christen, ein Symposium.** Hamburg.

¹⁸ - Huntington, Samuel (³1997): **Der Kampf der Kulturen. Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert.** München.

¹⁹ vgl. dazu: - Münchhausen, Thankmar Freiherr von (1996): Nordafrika in der Republik - die französische Erfahrung. In: Bade a.a.O.

²⁰ vergl. Münchhausen, Thankmar Freiherr von (1996): *Nordafrika in der Republik - die französische Erfahrung.* In: Bade a.a.O.

²¹ vgl. dazu: - Firley, I (1997): **Die multikulturelle Gesellschaft in den Niederlanden.**

- Penninx, H. (1994): *Die niederländische Gesellschaft und ihre Einwanderer.* In: Jansen, M./Baringhorst, S. (Hrsg.): **Politik und Medienkultur, Vergleichende Perspektiven zu Einwanderung und Integration.** Baden-Baden.

²² vgl. Münchhausen a.a.O., S. 100-102.

²³ vgl. Puhle, Hans-Jürgen (1996): *Vom Bürgerrecht zum Gruppenrecht? Multikulturelle Politik in den USA.* In: Bade a.a.O., S. 147-149:

²⁴ vgl. zum folgenden: Münchhausen a.a.O.

²⁵ mit dem Ergebnis, daß es über 10 000 polygame Familien mit durchschnittlich 13 Familienangehörigen gibt. Bei dem hohen Kindergeld ein besonders brisantes Thema für französische Steuerzahler.

²⁶ Münchhausen a.a.O., S. 105.

²⁷ Münchhausen, Thankmar Freiherr von. In: Bade a.a.O., S. 107.

²⁸ vgl. dazu aus der Fülle der Literatur: E. Müller (1995): „Stereotypen der Multikulturalismus-Debatte“. In: **Politische Hefte** 342(46)1995.

²⁹ Wolfgang Nieke (1995): **Interkulturelle Erziehung und Bildung. Wertorientierungen im Alltag.** Opladen.

³⁰ s. Nieke, a.a.O.

³¹ s. Nieke a.a.O.

³² s. Nieke a.a.O.

³³ s. Hohmann sowie Nieke a.a.O.

³⁴ s. Nieke a.a.O.

³⁵ s. Hohmann a.a.O.

³⁶ wie wichtig ein Zitat von Michael Clyne anlässlich der Ehren-
doktorverleihung in München 1997: „Wissen über/in eine(r) Kultur ersetzt
keine Sprachkenntnis, und zwar möglicher Aus der Sprachkenntnis
erst kann man die richtigen Fragen über die Kulturen stellen.

Analysen zu landeskundlichen Herausforderungen der 90er Jahre: Die Auseinandersetzung mit der Ausländerfrage in der Bundesrepublik Deutschland

Karl Stocker

Text-Impuls: Wer zur Quelle gehn kann,
Geht nicht zum Wassereimer.
(Leonardo da Vinci)

Bild-Impuls: Anatomie des Dr. Tulp (Rembrandt)

1. Ein Plädoyer für „Landeskunde - aktuell“

„In einer Welt rasant zunehmender Globalisierung und gegenseitiger Abhängigkeit, bei gleichzeitigem Erstarken regionaler und nationaler Abgrenzungsbestrebungen – bis hin menschenverachtenden Rassismen, Ethnozentismen und Nationalismen unserer Tage –, in dieser unserer alltäglichen Welt hat die Frage nach der Kultur und besonders nach den Beziehungen zwischen den konkreten historischen Kulturen eine neue, hochaktuelle Bedeutung bekommen.“ Mit dieser Wortgebung beginnt die Einladung einer interdisziplinären Arbeitsgruppe, genannt „Interkulturelles Philosophieren“ an der Universität München, und das Gründungsjahr ist 1997. Keine Bange: Der Theorienstreit zwischen den Begriffen „multikulturell“ und „interkulturell“ wird nicht fortgesetzt. Verwiesen sei dafür auf den Grundlagenaufsatz von Roxana Nubert und Graziella Lucia Predoiu, beide Timișoara, in *Deutsch Aktuell – Aus der Praxis des Deutschunterrichts in Rumänien* (H.8, Jg.4/1996, S. 6 ff.) und auf dem Beitrag von Kurt Rein (in der Festschrift für Karl Stocker *Interkulturalität im Deutschunterricht*, Neuried 1994, S. 23 ff.). Bei allen Publikationen zur Sache spielt der Begriff der „Landeskunde“ herein, aber auch dazu sei – schon aus Zeitgründen – keine additive Bibliographie erstellt. Allenfalls kann die Quersumme aller Begrifflichkeiten so aussehen, daß Landeskunde gelten wird als das Erforschen und das Kenntnis-Sichern über einen bestimmten Raum, ein Gebiet, mit Blick auf die Gesamtheit der gestaltenden Faktoren. – In der Lehre des tibetischen Buddhismus – um ein veranschaulichendes anderes Paradigma zu wählen – gibt es einen Buddha der Vergangenheit,

einen der Gegenwart, einen der Zukunft. In der Landeskunde können wir allenfalls auf die Vergangenheit zurückgreifen, dürfen dabei die Gegenwart nicht vernachlässigen; die Begriffe und Intentionen „Vergangenheitsbewältigung“ und „Gegenwartserarbeitung“ zeigen Eckwerte auf, um die sich verantwortlich Denkende bemühen müssen, und dazu gehört in der Bundesrepublik Deutschland (ausgesprochen und ausgeschrieben und nicht abgekürzt die – geistig verstandene, auch künstlerisch gestaltete Auseinandersetzung mit der Ausländerfrage in Wort und Bild. Anwendungsbereiche des Deutschunterrichts und übertragbar auf Rumänien) als Unterrichtsgegenstand sind somit Sprach-, Bildanalysen, Fragen nach dem Ziel und nach den Zielgruppen, die angesprochen werden sollen; es geht ferner um den situativen, den Zeit-, den Inszenierungskontext und um Verwendungszusammenhänge aufgrund von Trendanalysen.

Da gab es auch eine Anregung aus *Deutsch aktuell – Aus der Praxis des Deutschunterrichts in Rumänien* (H.9, Jg. 5/1997, S. 12 ff.) und ich meine den Beitrag von Markus Fischer, Bukarest, über „Widersprüche und Mauerproblemen im Deutschunterricht“. Ich gehe einen Schritt weiter, über die Philosophie oder Antiphilosophie von Graffiti – ein inzwischen internationales Phänomen hinaus – und befasse mich mit einer Sonderform der Ideenwerbung, nämlich mit Texten des Appells oder der Verhaltenssteuerung, die noch viel zu wenig in Forschung und Lehre berücksichtigt, dokumentiert und ausgewertet worden sind; werfen wir vorab einen „ein-stimmenden“ ersten Blick auf Slogans in einer Lehrerzeitschrift:

PROFIL ZEIGEN – GEMEINSCHAFT STÄRKEN – SICHERHEIT GEBEN – LEISTUNGEN NUTZEN – PERSPEKTIVEN ERÖFFNEN – AKTIV WERDEN – VERANTWORTUNG TRAGEN – STÄRKE BEWEISEN. (Ich selber konnte nicht umhin, eine angelsächsische Anleihe hinzuzufügen – for today and for tomorrow: BE A HERO – BE A TEACHER.)

Eine Erkenntnis, zum zweiten, anknüpfend an die Empfehlungshandlung „Stärke beweisen“: Stärke beweisen mag hier heißen, den Anfechtungen der Feigheit nicht zu erliegen. Es leitet sich der Begriff oder Titel des „Professors“ schließlich nicht vom „Profit“ oder „Profitieren“ ab, sondern vom lateinischen „profiteri“, was soviel heißt wie „bekennen“. Globale Lernziele sind involviert, und das unsere heißt Toleranz. Ihrer Verankerung

dient die Toleranz-Forschung; hier gab und gibt es Kooperation mit dem Germanisten Alois Wierlacher in Bayreuth (vgl. Beitrag Karl Stocker „Vom Theoriebedürfnis zum Handlungsbedarf: Vorbemerkungen zu einer ‘Toleranzforschung’“, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, Bd. 20, Iudicium Verlag, München 1994, S. 257 ff.): Toleranzforschung, das sollte der Untertitel andeuten, ist nicht nur ein Forschungsprojekt einer sich interkulturell öffnenden Germanistik, sondern es ist ein Lehr- und Lebensprinzip, für Schule und Universität, für Lehrer und Dozentenfortbildung, für Weiter- und Erwachsenenbildung, für die Arbeit im In- und Ausland – und wie geschaffen für eine innovativ eingestellte West-Universität Timișoara.

Vorgeschlagen seien an dieser Stelle, aus Zeitgründen in Kurzform,

Aspekte einer innovativen Landeskunde:

Deutsch als Ziel-oder Fremdsprache	Deutsch als
Zweitsprache	Deutsch als Muttersprache
1) Gelenkte	freie
Landeskunde	
2) Organisierte	selbstinitiierte
Landeskunde	
3) Informativ-kognitive	emotive/erlebte
Landeskunde	
4) Diachron-historische	synchrone
Landeskunde	
5) Aktualitätsbezogene	prospektiv angelegte
Landeskunde	
6) Literatur und	Literatur als
Landeskunde	
7) Binnenkulturelle	interkulturell-vergleichende
Landeskunde	

2. Verhaltenssteuerung durch Wort und Bild: Lernziele (Richtziele)

Die Frage nach der Lernzielanwendung stellt sich gerade dann, wenn man sich mit Material konfrontiert sieht, das sozusagen nur als „Unikat“ existiert, das nicht „allgemein verfügbar“ ist. Weil das Anregungspotential und die Motivationsmöglichkeiten ungleich größer sind, seien dazu einige Zielsetzungen genannt:

- Ausschau durch verhaltenssteuernden, lebensbegleitenden Wort-Bild-Beispielen im Sinne eines „aufsammelnden Unterrichts“, anwendbar auch auf verantwortungsbewußt ausgewählte Exempla der rumänischen Zeit- und Gegenwartsgeschichte.
- Anleitungen zur Trendbeobachtung und –analyse am Ende eines und für die Anfangsphase eines Jahrhunderts, mit Fortschreibung über 2000 hinaus. (Übrigens schließt schon Produktwerbung Information wie Verführung ein, justiert auf das Bewußtsein wie auf das Unterbewußte.)
- Das fachübergreifende, das vernetzte Zusammenwirken von Sprach-, Kunst-, Sozialkunde- und Geschichtsunterricht ist allgemein anerkanntes Bildungs- und Erziehungsdesiderat.
- Dem Deutschunterricht arbeitet die Auseinandersetzung mit Wort- und Bildgrammatik, mit Text- und Bildsemantik zu- mit dem Ziel einer nachvollziehbaren und operationalisierbaren sprachlich-linguistischen und allgemein-semiotischen Sensibilisierungs/Sensibilität zu; eingeschlossen ist das Einleiten von Verstehensprozessen mit kognitiven und emotionalen Erwartungen.
- Das auf das Humanum orientierte Umgehen mit Wort und Bild bedeutet nicht nur ein Bekenntnis zur Zeit-Nähe, zur Aktualität, sondern auch einen Beitrag zur Mentalitätskunde im Sinne eines interkulturellen Verstehens, gekoppelt mit dem Abbau von Stereotypen, Denkklišees, Vorurteilen bis hin zu ethnozentrischen Vor-Einstellungen.
- Suche, Auswahl, Klassifizierung, kreative Beschäftigung mit authentischen Beispielen sozialverbindlicher und verhaltenssteuernder Texte ist eine der Kernaufgaben für fachinternes wie für fächerübergreifendes Unterrichten. Es geht u.a. um das Erkennen von Adreßfaktoren, von Appell-, Oberflächen- und Tiefenstrukturen sowie von Kontextbezügen: ein Spektrum, wie ich meine, von essentiellen Lernzielen.

Praxisnähe schließt auch die Anerkennung von Realität ein, aber es wäre unredlich, sich hinter der „Internationalität“ gesellschaftlicher Gegebenheiten zu verschanzen. Wir haben heute, auch in Deutschland, zu kämpfen mit Erscheinungen wie Gewaltbereitschaft, individuelle und kollektiv-organisierte Kriminalität, Jugend- und auch Ausländerkriminalität, Arbeitslosigkeit und

(für Erziehung und Lebenshilfe „tödliche“) No-future-Syndrom. Mit Bewegtheit erinnere ich mich andererseits daran, daß eine große Zahl von Studierenden eines Haupt- und eines Oberseminars, darunter, wie in jedem Semester traditionell, eine ganze Reihe von ausländischen Kommilitonen, an der Münchner Lichterkette mit meinem Team und mir teilgenommen hat. Wir haben fast termingleich eine Ausstellung an der Universität München veranstaltet, und es ist dabei ein Photo- und Textband entstanden, von dem ich ein Exemplar als symbolisches Tagungsgeschenk dem Germanistik-Lehrstuhl in Timișoara überreichen möchte (Karl Stocker *Menschen wie wir*, hrsg. Von Dietz-Rüdiger Moser, Ehrenwirth Verlag, München, 1992).

Es kann bei den Lichtbeispielen im folgenden nicht um Tabellen, Auflistungen von gewährten Hilfsleistungen, nicht um Erfolgs- oder Mißerfolgsbilanzen von politischer, wirtschaftlicher, sozialer und religiöser, von staatlicher, kommunaler und generell karitativer Aktivität gehen, sondern vielmehr um den Nachweis einer sogar intensiven geistigen und künstlerischen Auseinandersetzung; und Plakate wie „Anschläge“ bilden den Kern einer eingebauten Motivik in unterrichtsverträglicher Reihung.

3. Eine Zwischenbilanz

Die endgültig vorzustellende Bild(er)auswahl ist aus der universitären Arbeit und der Fortbildungstätigkeit hervorgegangen; wir sind nicht untätig, berücksichtigen Gegenwartsfragen – eine von ihnen ist die Ausländerfrage – in Haupt- und Oberseminaren; wir veranstalten Exkursionen, laden Gäste ein zu Lesungen und Diskussionen, vergeben einschlägige Themen für Seminar-, Zulassungs-, Magister- und Doktorarbeiten (z.B. über Migrantenliteratur, ihre Stadien zwischen Sprachfossilierung und Interimsprache).

Man kommt ins aufgeschlossene und gastfreundliche Timișoara nicht mit leeren Händen, und so habe ich – in Zusammenarbeit mit dem hiesigen Lehrstuhl der Germanistik an der West-Universität-Timișoara – einen Satz mit Ergänzungsmaterialien und strukturierenden Lernhilfen für die (hochschul-)didaktische Arbeit vorschlagsweise mitgebracht: nicht nur als Tischvorlage und „Hausaufgabe“, sondern im Sinne einer Verwendung, Erweiterung, Modifizierung, Verbesserung:

Möglichkeiten einer Behandlung von Sprache der Werbung im Zielspracheunterricht Deutsch

- (1) Mündliches Beschreiben (Ausdruck, Wortschatzerweiterung, Stichwortzettel, Verbalisieren)
- (2) Schriftliche Fixierung (Metasprache über Werbung; Analysen zu inhaltlichen, syntaktischen, später zu semantischen Fragen)
- (3) Landeskundlicher Kontext (Wortsemantik, Satzsemantik, Bedeutungswandel, Mentalitätsfrage)
- (4) Vergleichende Bestandsaufnahme (appellative, informative, kognitive, emotive Werbung in Beispielen)
- (5) Aufsammlender Unterricht (Besorgen einschlägiger Prospekte aus dem „Inland“, aus dem „Ausland“, Sichten von erreichbaren Unterlagen; Material aus der Bundesrepublik-Material über die Bundesrepublik; Fundgrube sind Illustrierte, Verbraucher-Zeitschriften usw. Magazine)
- (6) Fragen der Präsentation eines Landes (auch „einheimische“, z.B. indische, dänische, französische, englische Werbung für diverse Produkte, Reisen usw.)
- (7) Vergleich zwischen solcher Präsentation und der erarbeiteten oder erfahrenen Wirklichkeit
- (8) Veränderungen an einem Text zu Produkten der (a) Einführungs-, (b) der Erhaltungs-, und (c) der Expansionswerbung
- (9) Zeitlicher Kontext (z.B. vor, während oder nach einer Wende, Krise, Stagnation, Rezession usw.)
- (10) Mediale Aspekte (Auswirkung auf die formale und die sprachliche Gestaltung bei verschiedener medialer Vermittlung, z.B. als Kurzfilm, Werbespot, Fernsehnotierung, Rundfunk, Plakat, Prospekt, Zeitschriften-Eigenwerbung, Annonce etc.)
- (11) Von Sprachbeispielen zur Ermittlung der infrage kommenden Textsorten-Klassifizierung (welche Bestandteile sind appellativ usw.)
- (12) Transfer auf Wirtschaftswerbung, Ideenwerbung, Wahlwerbung: interaktive Werbung (DF 1/Fernsehen, August 1997)
- (13) Analyse über einen längeren Zeitraum hinweg (dann Vergleich,

Feststellen der Veränderung, Gründe)

(14) **Spracharbeit** mit linguistischen Verfahrensweisen (Ersatzprobe, Umstellprobe, Abstrichprobe)

Materialien (b)

Mediale Aspekte und Bezugsquellen der Landeskunde

(Leitidee: Aufsammlender, vergleichender, klassifizierender Unterricht mit Anwendungsmöglichkeiten in Fremd- oder Zielsprache, Zweit- oder Muttersprache)

Graphisch-bildhaft	Textual
Statistiken	Zeitungen, Tageszeitungen
Tabellen	Zeitschriften, Illustrierte
Kataloge	Fachzeitschriften,
zielgruppenjustiert	
Inhaltsverzeichnis und Textsorten	Journalistische Schreibformen
Diagramme	Kommunikative Schreibformen
Bestsellerlisten (Sachbücher, Belletristik)	Literarische Dokumente
Karikaturen, Cartoons	Beispiele der Massenkultur
Dokumentationen, Bildbände, Anleitungen, Broschüren	
Textsortenbeispiele (autor-, sach-, und adressatenbezogen)	
Umfrageergebnisse, Bildrepros, Aufstellungen	Informationen,
Video-, Tele-, Computertexte, Bildschirmzeitung	
Stadtpläne	Formen von appellativen und
verhaltenssteuernden Texten	
Führungsrouten (sakral, profan)	Religiöses Schrifttum
Landkarten, Wandkarten	Geisteswissenschaftliche Texte
Flußdiagramme	Naturwissenschaftliche Texte
Reduzierte Modelle	Lehrbuchtexte, (Literatur-,
Lesebuch-, Sprachbuchtexte	
Graphiken	
Photographien in verschiedenen Techniken (farbig, schwarz-weiß)	
Kinder- und Jugendliteratur	

Collagen Fruttagen

Lied(er)texte

Gemäldereproduktionen

Witze

Bildzitate

Programme (Theater, Festspiele)

Veranstaltungsprogramme (Wort- und Musikveranstaltungen)

Comics (incl. Sachcomics)

Literaturgeschichte(n),

Literaturkritik, Textsammlungen, Anthologien

Gebrauchsanweisungen

Interviews, Kommentare

Handlungsanweisungen, Rezepte, Bild-

Werbung, (Wort-, Bild-, Relationen) Biographien, Autobiographien,

Texte mit historischer oder zeitgeschichtlicher Dimension

Wahlwerbung

Manifeste

Zeichen und Zeichensysteme

Piktogramme, Posters, Anschläge

Texte aus Vergangenheit,

Gegenwart, aus der Zukunfts-Antizipation

Speisen, Getränkearten, Spezialitäten, „Schmankerl“ Grundriß-,

Aufrißskizzen

Texte nach Sachgebieten

(Politik, Wirtschaft, kulturelles Leben, Sport, Freizeit, Tourismus;

Kontakte, Unterhaltung, Kommunikation)

Materialien (c)

ANREGUNGEN ZUR AUSWAHL VON LITERARISCHEN UND
LANDESKUNDLICH RELEVANTEN TEXTEN- IN FRAGEFORM

Intention: Was will ich mit diesem Text erreichen, durch seine
Verwendung bezwecken?

Repräsentanz: Aus welchen Gründen könnte sich der Text, soweit
voraussehbar, in einem didaktischen „Mehreck“ (Autor-Interpret-
Zielgruppe-Programm-Curriculum-Landeskunde-Aktualität-Qualität-
didaktische Reihe) für die Durchnahme eignen?

Leseinteressen der Zielgruppen: Wird der Text vorzugsweise vom
Unterrichtenden (intensiver Literaturunterricht) vorgeschlagen, wird er
gewünscht von der Zielgruppe (extensiver Literaturunterricht), ist eine
solche Abstimmung erreichbar, wünschenswert, notwendig?

Justierung: Ist der Text nach seinem Schwierigkeitsgrad (z.B. leicht,
mittelschwer, schwer/schwierig) voraussichtlich eine Unterforderung,

eine Überforderung oder ist er aufgrund seiner sprachlichen wie inhaltlichen Kodierung als angemessen zu betrachten?

Lern- und Entwicklungspsychologie: Sind die ausgewählten Texte von der Gestaltung (Wortschatz, Form, Struktur), vom eingebrachten oder vorauszusetzenden Vorwissen (Kontext), von der Zusammensetzung der Zielgruppe/n her einschätzbar/vermittelbar?

Ansätze: Was soll besonders zum Tragen kommen? Linguistischer Ansatz, soziokultureller Hintergrund, informationstheoretische Gesichtspunkte, handlungstheoretischer Ansatz, sprachpädagogischer Ansatz (kommunikativ, zeichentheoretisch; auf der Grundlage der Landes- oder Kulturkunde)?

Einzelkriterien: Welche Gattung oder welches literarische Genre liegt vor? Ferner: sind Fragen angebracht nach Methodik, Motivwahl, sprachlich-stilistischer Gestaltung, semantischer Ausprägung, Struktur des Textes (Makro-, Mikrostrukturen), Adreß- oder Wirkungsfaktoren für den Leser (Hörer, Zuschauer, usw.)?

Unterrichtsmethodische Aspekte: Welche „Vorwegnahmen“ und Hintergrundinformationen sind notwendig, wünschenswert bzw. gewünscht, wo herrscht Erklärungs- oder Klärungsbedarf ?

Textverständnis als Ziel: Wo ist die Verbesserung des Textverstehens zu fördern, wann läßt sich eine Ausweitung auf kreatives (mündliches oder schriftliches) Vorgehen erreichen, etwa in der Progression vom Primärtext zum Sekundärtext auf der Basis der Freiwilligkeit?

Techniken der Textoptimierung: Was kann besonders dienlich sein: per Training verständlichkeitsfördernder Gestaltungstechniken, durch Anlegen einer „optischen“ Textanalyse, anhand von Fragen der Lesbarkeitsforschung, mittels selbstgesteuerter Lese- und Lern- bzw. Interpretationsstrategien?

Materialien (d)

Kriterien zur Beurteilung von Wort-Bild-Texten aus dem Appellativbereich Politik (Thematik/Ziel: Angewandte Textlinguistik und Semiotik)

- Frage nach der Relation von Wort und Bild (vorwiegend Wort,

überwiegend Bild; nur Text, nur Bild)

- Frage nach Zeitbezug und Präzisierung (Datenangaben usw.) oder allgemeineres kontextuales Statement (terminus a quo, terminus ad quem)
- Regionale oder überregionale (vielleicht „globale“) Ansprüche in der Aussage
- Verwendung von Sprechakten (zb. Behauptungshandlung, Empfehlungshandlung, Aufforderungshandlung)
- Semantische Wertigkeiten (Wortsemantik, Bildsemantik, Wortsemantik/Satzsemantik, Absatzsemantik; Textsemantik)
- Syntaktische Funktionen und Besonderheiten (Verb oder „Verzicht“)
- Zielgruppenansprache (verdeckt, offen, direkt; Anredeform)
- Frage nach den Schlüsselbegriffen (key words)
- Frage nach Intention (textual) oder Reaktion (Bezug, Hintergrund)
- Anspielungen (Allusionen), die eine Hintergrundinformation notwendig erscheinen lassen, sowie „background informations“
- Beiträge zur Psychologie der Farben: Ikon, Index, Symbolwahl
- Frage nach der Dominanz von Informations- und von Appellationswert
- Frage nach der Wirkung beim Rezipienten (Inland; Ausland, landeskundlicher Hintergrund; Insider)
- Frage der Einfälle, der Kreativität; Beiträge zur Genese eines Einzelbildes, einer Bilder- oder Textfolge und ihrer intendierten oder tatsächlichen Wirkung
- Künstlerisch-ästhetischer oder „nur“ rein pragmatischer Anspruch
- Wahl der besonderen Darstellungsmittel (Photo, Skizze, Zeichnung)
- Bildinhalt (auch bei Photographien): Situation, Image, Tätigkeit, Ausagewert)
- Werbestrategien in den drei Hauptbereichen: Wirtschafts- oder Produktionswerbung; Ideenwerbung, Public Relations oder Vertrauenswerbung)
- Textformanten, die Hervorhebung verdienen (Rahmen, Appellstrukturen, Informationsteile, polemische Teile)
- Frage nach der Oberflächenstruktur und der Tiefenstruktur von Texten
- Effektwirkung (zb. Freund-Bild, Feind-Bild, Solidarisierungseffekte)
- Wirkung auf den einzelnen (subjektiv), Kontroversen in der

Materialien (e)

Inhaltliche Hinweise zu den Projektionsbeispielen über verhaltenssteuernde Wort-Bild-Text – als Seismographen aktualisierter Landeskunde

I

Vorbemerkung: Im „stehenden“ Bild sind zwei Zeichensysteme verfügbar

- Wort, Bild; Wort-Bild-Relation/Kohäsion
- Wortaussage und/oder Bildaussage im Umkreis der allgemein üblichen Einstellung

pragmatisch-zweck-
gebundener Text- und
Bildbereich

ästhetisch kodierter
Text- und/oder Bild-
bereich

Textsortenunterscheidung

Subjektiv-/autorenbezogene
Texte

sachbezogene
Texte

adressatenbezogene
appellative, verhaltens-
steuernde, sozial-
integrative Texte

unser Schwerpunkt

Unterscheidung (Dichotomie der Texte)

Pragmatische Texte
(Textsorten)

literarische/ästhetische
Texte (Gattungen, Genres)

II. Zu den Bildbeispielen

Vorspann: Sind wir für das Jahr 2000 (und darüber hinaus) vorbereitet?

Sequenz 1:

Nicht immer nur (Produkt-) Werbung als Unterrichtsgegenstand

Sequenz 2:

Unterschätzt und vernachlässigt: Verhaltenssteuerung durch die Zeichensysteme Wort und Bild

Sequenz 3:

Beispiele aus dem Umfeld der Politik: Plakate und „Anschläge“

Sequenz 4:

Fokussierung auf verhaltenssteuernde Texte der Gegenwart als Nachweis für die stattfindende geistige und künstlerische Auseinandersetzung im Sinne interkulturellen Dialogs:

- Zum Stellenwert und zur ‚Wertkhaltigkeit‘ des Themas
- Verwendung von religiöser Metaphorik
- Interkulturelle Aspekte: Das Postulat zum Dialog

Vom Erleben eines Kulturraumes Lenau - Eminescu - Radičević

Zoran Konstantinovič

Seit meinem ersten Besuch in Timișoara sind nun schon fast dreißig Jahre vergangen. Obwohl ich diese Stadt auch vorher schon immer gerne gesehen hätte, war es erst eine Tagung der Internationalen Lenau - Gesellschaft, die den unmittelbaren Anlaß bot. Auch sie fand damals hier an der Universität statt, und der 'genius loci' der Stadt stand in völligem Einklang mit dem Rahmenthema der Tagung, das wieder einmal Lenau als verbindende Gestalt dieses Raumes zum Gegenstand hatte. In diesem Sinne war auch der Vortrag von Professor Victor Iancu, der als Beispiel für die rumänisch-deutsch-ungarisch-südslawische Symbiose in diesem Raum ein Gespräch aus dem Theaterstück *Der Prozeß des Horia* von Alexandru Voitin anführte, nämlich jenes zwischen Anton Graf Jankovich von Darüber, dem Präsidenten der Untersuchungskommission, die Horia verurteilt hatte, und Adam Triescik von Mélynádas sowie Paul Papilla.¹ Die Gedanken, die Professor Iancu in Zusammenhang mit diesem Gespräch in seinem Vortrag entwickelte, veranlaßten mich, ihn dann am Abend noch zu einem eingehenden Meinungsaustausch zu bitten. Dieser setzte mit der Erörterung unserer gemeinsamen rumänisch-serbischen kulturellen Entwicklung im Zeichen der josephinischen Schulreform und der entscheidenden Rolle unserer Kirche an, die diese - geschützt durch das Toleranzpatent Josephs II. für die Gestaltung eines modernen Nationalbewußtseins unserer Völker - zu spielen vermochte, und führte letztlich zur völligen Übereinstimmung unserer Ansichten über die Zukunft. Wenn ich heute an dieses Gespräch zurückdenke, so war es eine Wunschvorstellung von einem Raum, der sich vor allem auf seine kulturellen Werte besinnen würde, entstanden aus dem Zusammenleben der Völker und im Gegensatz sowohl zum Dogmatismus des Ostens als auch zur Eschatologie der Verbrauchergesellschaft im Westen. Fünfzehn Jahre später werden sich diese Gedanken in den Vorstellungen des tschechischen Erfolgsautors Milan Kundera, des ungarischen Schriftstellers und Philosophen György Konrád, des polnischen Nobelpreisträgers Czesław Miłosz und des Jugoslawen Danilo Kiš als Mitteleuropa-Idee artikuliert, die übrigens

auch Ionescu begrüßte, und in Italien wird Giuliana Morandini von den Kritikern ihres Landes in diesem Sinne als die “mitteleuropäischste aller italienischen Schriftsteller” bezeichnet werden. Der französische Literaturkritiker Jules Barbadette spricht daraufhin erstmals zusammenfassend in den ‘Cahiers de Sud’ (1 1987) von einem “mitteleuropäischen Roman”, zu dessen Vertretern er auch den Österreicher Thomas Bernhard zählt.

In Timișoara konnte ich diesen Kulturraum schon vollauf erleben, so auch während der Spaziergänge durch die Stadt unter der Führung von Franz Liebhard. Denn Liebhard selbst war gleichfalls ein Beispiel für das Zusammenfließen zweier Kulturen. Er hatte als ungarischer Avantgardist zu dichten begonnen, um dann zu seiner deutschen Muttersprache zurückzukehren. Claudio Magris hat Liebhard übrigens in seinem Buch *Danubio* als Beispiel für die Situation der Interkulturellen im Banat hervorgehoben und anlässlich seines Ablebens wird er in einem Nachruf als wahrer “homo temischwariensis” bezeichnet.² Das Erlebnis der Kultur dieses Raumes konnte ich aber im Laufe der Tagung noch an einem Ausflug nach Oravita unter der Führung des heimischen Sprachforschers Johann Wolf vertiefen. Der Ort war noch ganz so wie zu Maria Theresias Zeiten, mit seinem kleinen Theater, dem ältesten - so viel mir bekannt - im Banat, und darin den noch in der ursprünglichen Form erhaltenen absperrbaren Sitzen (und erst bei Gelegenheit wurde mir klar, woher im Kino meiner Knabenszeit die Bezeichnung “Sperrstiz”). Schon allein in diesem Detail kam die Widerspiegelung einer alten Kultur bis ins kleinste Provizstättchen zum Ausdruck. Nach Timișoara zurückgekehrt war es köstlich, die voll von Erwähnungen auch die der nichtdeutschen Nachbarn verfaßten Texte in der Beilage unter dem Titel “*Der Pipatsch*” (Es ist die schwäbische Bezeichnung für den roten Klatschmohn) in der von dem Journalisten und Volksmunddichter Nikolaus Berwanger in der *Banater Zeitung* zu lesen. Im gleichen Gebäude arbeitete übrigens auch die Zeitung der serbischen Volksgruppe, die in Timișoara in der Vergangenheit gleichfalls eine bedeutende Rolle gespielt hatte.

Aber man lebte auf diese Weise nicht nur nebeneinander und miteinander, sondern die Kulturen und Sprachen gingen auch in den einzelnen dieses Raumes einander über. So war zum Beispiel nicht nur der schon erwähnte Franz Liebhard ein zweisprachiger Dichter, sondern es gab auch begabte

Menschen aus diesem Raum, die in drei Sprachen dichteten, und in der serbischen Literatur ist aus dem Umfeld von Timișoara ein Poet bekannt, der sogar in vier Sprachen dichtete. Es war Jovan Pacic, der als Grenzeroffizier der Habsburger an den Kriegen gegen Napoleon teilgenommen hatte und nach der Rückkehr als Invalide in mehreren Orten des Banats lebte. Sein dichterisches Werk ist nicht ohne Auswirkung auf den Übergang der serbischen Lyrik zu einer persönlichen Ausdrucksweise geblieben.

Dichten ist sicherlich die subtilste Form, um auch das Erleben von Kultur auszudrücken, und für den Betrachter demnach zugleich die Möglichkeit, aus der Dichtung einen bestimmten Kulturraum nachzuvollziehen und mitzuerleben. Da es in diesem Raum mehrere Sprachen nebeneinander gibt, stellt sich vorerst die Frage, welcher Sprache sich der jeweilige Dichter bediente. Eine solche Frage könnte in einem anderen Kontext sonderbar wirken, aber in diesem Raum wechselte so mancher nach den ersten Versen die Sprache, in welcher er dann weiterdichtete. In den allermeisten Fällen erfolgte nämlich das allererste dichterische Festhalten eines Erlebens in jener Sprache, die als Sprache der Schule vorgegeben war, während dann die Sprache der unmittelbaren Umgebung, insofern man sich in diese als Gefühlswelt eingelebt hat, den Ausschlag gibt. Den komplizierten Verhältnissen des Raumes entsprechend mußte dies nicht immer die Muttersprache sein, oder wenn es auch die Muttersprache war, so konnte in ihr auch der einer anderen Sprache herausklingen. Solche Untersuchungen gehören wohl zu den allerfeinsten Sprachbetrachtungen, zum Fixieren eines spezifischen lokalen Timbres, wie gerade des Temeschwarer Deutsch zum Beispiel.

Hier aber kehre ich nochmals zu Lenau zurück, der auch für Victor Iancu den Ausgangspunkt seiner Betrachtung bildete. Bei ihm stellt sich bekanntlich die Frage, ob Lenau ein deutscher oder ein ungarischer Dichter war. László Sziklay faßte schon vor drei Jahrzehnten rückblickend zusammen: "Einerseits gab es Wissenschaftler, die behaupteten, daß alles, was er aus Ungarn mit sich genommen hatte, oberflächliche, das Wesen seines dichterischen Werkes kaum berührende Eindrücke waren, und wiederum andere, deren Meinung nach er bis zu seinem Tode ein ungarischer Dichter deutscher Zunge geblieben sei."³ Hier in Timișoara, nicht weit vom Geburtsort des Dichters, fühlt man unweigerlich, wie man über so eine einfache Zuteilung hinausgehen muß, um einen neuen

Zugang zu gewinnen, und man wird auch kaum bereit sein, Lenau vollauf im Sinne der üblichen Germanistik und ihrer Modelle zu beantworten, nämlich Lenau innerhalb der literarischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts entweder als Einzelgänger, als ein forciertes Talent zu bezeichnen, wie dies Emil Ermatinger getan hat, oder so wie Hermann Schneider jeglicher Zuteilung dieses Dichters ganz einfach mit der Behauptung aus dem Wege zu gehen, daß er auf keine Formel zu bringen sei. Das gleiche gilt auch für alle Verallgemeinerungen, in diesem Falle von einem Spätromantiker zu sprechen, und ebenso für alle jene Versuche, Lenau im nachhinein von einem ausschließlich ideologischen Standpunkt aus zu deuten, im Sinne von Ernst Fischer zum Beispiel, daß die Bürgerwelt Lenau zu einem Dichter einer Melancholie umgefälscht habe, die das gesellschaftliche Bewußtsein einschläfern sollte, so daß es nun darum geht, ihn als größten revolutionären Dichter Österreichs einem solchen Trugbild entgegenzustellen.

Lenau läßt sich nämlich im Unterschied zu Hermann Schneider sehr wohl auf eine Formel finden und diese ist vor allem in Fortsetzung der Gedanken von László Sziklay von den Parallelen mit anderen Dichtern und mit den anderen Literaturen zu finden. Das bezieht sich sowohl auf die Thematik, den Aufbau und Inhalt von Lenaus Werken, auf ihre Klangfülle und Musikalität, bis hin zu dem in ihnen enthaltenen tiefen Naturgefühl, der Melancholie und der Gestaltung des Weltschmerzes, als auch auf den Augenblick, wo diese entstanden ist, als einen Augenblick auch in der kulturellen Entwicklung des Raumes.

Erinnern wir uns. Erst die Aufklärung hatte die ethnische Vielfalt dieses Raumes von Magyaren, Szeklern, Illyriern und Wallachen, von Sklawoniern und Krowotten, von Panduren und Raitzen zur Besinnung auf ihre Sprache und Geschichte angeregt. Es ist das Verdienst einiger weniger hervorragender Menschen aus diesem Raum, die auch selbst manchmal nur Autodidakten waren, daß man sich von den bis dahin rein dynastischen, ständischen und an die Landschaft gebundenen Vorstellungen zu lösen begann und sich der sprachlichen Gemeinschaft zuwandte, um die Zugehörigkeit zu ihr aus einem, vom individuell empfundenen nun zum kollektiv sich wandelnden Sentimentalismus gleichfalls als ein Erlebnis zu empfinden. In der Besinnung auf die unmittelbar vom Volk gesprochene Sprache wurde man sich auch der oft würgenden Umklammerung durch eine andere, fremde Sprache bewußt und desto

intensiver der Kampf um die Kodifizierung der Sprache des Volkes als Schriftsprache. Das war der einzig mögliche Weg für die Erhaltung der Eigenständigkeit.

Auch was die Deutschen in diesem Raum betrifft, so konnten sie sich zwar auf eine entwickelte deutsche Schriftsprache stützen, aber aus dem Raum Lenaus entwickelten auch sie ein Eigenbewußtsein. Unter den Siebenbürger Sachsen zum Beispiel hat es auch Überlegungen gegeben, ob man nicht über eine Normierung des dort gesprochenen Sächsischen vielleicht am ehesten das nationale Selbstbewußtsein wahren könnte, und die Deutschen im Banat werden sich erst nach dem Ersten Weltkrieg als "Volksdeutsche" ein Gemeinschaftsbewußtsein geben. Bei den übrigen Völkern dieses Raumes mußten jedoch erst die elementarsten Grundlagen für eine solche Entwicklung zum modernen Nationalbewußtsein geschaffen werden. Bei den Rumänen war dies die große Leistung der Școala ardeleană, des transsylvanischen Dreigestirns Samuil Micu-Clain, Gheorghe Șincai und Petru Maior, bei den Serben hat Vuk Karadzic diese Aufgabe erfüllt, für die Slowaken ist es L'udovit Štúr gelungen, das Mittelslowakische als Schriftsprache durchzusetzen und auf diese Weise auch die bestehende religiöse Trennung zu überwinden, obwohl damals auch sehr bedeutende Slowaken wie Ján Kollár und Pavel Josef Šafarik dafür eintraten, sich für das Tschechische als Schriftsprache zu entscheiden. Vor einer ähnlichen Entscheidung, nämlich für das Illyrische (Serbokroatische), standen eine Zeitlang auch die Slowenen, um sich dann letztlich doch für das Oberkrainische als Schriftsprache zu entscheiden. Aber auch bei den Ungarn wurde das Wirken von Ferenc Kazinczy in diesem Sinne bestimmend. Denn ohne sein Eingreifen wäre es wohl auch der ungarischen Sprache kaum gelungen, sich gegenüber der lateinischen und der deutschen Sprache zu behaupten. Wenn zum Beispiel der Dichter Sándor Kisfaludy noch 1818 im 'Tudományos Gyűjtemény' von sehr verdienten Landsleuten gesprochen hatte, die, obwohl sie Ungarn sind, doch deutsch geschrieben und damit dem ungarischen Vaterland Ehre erwiesen, der deutschen Literatur aber Namen und Ruhm erworben haben, wobei er besonders an den Philosophen Ignatz Aurelius Feßler und den Historiker Johann Christian von Engel dachte, so brandmarkte er schon drei Jahre darauf solche Veröffentlichungen als Verachtung der ungarischen Muttersprache.⁴ Auf allerengstem Raum bringt nun die Sprache die höchste Dichte von Kulturen zum Ausdruck.

Jedoch das letztlich entscheidende für den Erfolg all dieser Bemühungen um eine kodifizierte Schriftsprache ergab sich aus der Tatsache, daß diese von einer jungen, äußerst talentierten Dichtergeneration quer durch all diese Völker hindurch aufgegriffen und auf diese Weise jede von ihnen zu einem erlebten Inhalt der breitesten Volksmasse wurde, als durch die Dichtung vermittelte Liebe zur eigenen Sprache. Es sind die großen nationalen Dichter, bei den Rumänen Vasile Alecsandri, Alecu Russo und Dimitrie Bolintineanu, bei den Ungarn Ferenc Kölcsey, Mihály Vörösmarty und Sándor Petöfi, bei den Serben Branco Radičević und den Kroaten Petar Preradovic, bei den Slowaken die berühmte Štúr-Generation mit Andrej Sladkovic, Slamo Chalupka, Janko Kral und Ján Botto. Die Ähnlichkeit der Einstellung brachte auch ähnliche Ausdrucksformen und sogar einige ausschließlich für unseren Raum spezifische literarische Gattungen hervor (so zum Beispiel eine besondere Form der Versepike und eine eigene Art des historischen Romans). Insgesamt betrachtet ist es eine Dichtung der nationalen Wiedergeburt, die Aufklärung und Romantik ineinander fließen läßt, Sentimentalismus und Biedermeier miteinander verbindet.

Wie steht es nun diesbezüglich mit Lenau?

Als dieser Ungarn verließ, war er noch jung, doch die Erlebnisse die er dort gesammelt hatte, werden ihn und seine Dichtung das ganze Leben hindurch begleiten. Zu diesen Erlebnissen, verbunden auch mit jenen in Nordungarn und dem von mehreren Nationalitäten bewohnten Ofen, gehörten auch die Eindrücke von jenen Gärungen um die Herausbildung eines jeweiligen Nationalbewußtseins. Da er jedoch keine unmittelbare Verbindung mehr mit diesem Raum hatte, erlebte er einen solchen Prozeß an sich selbst nicht bis zu Ende, es bleibt ihm dafür aber die Verbundenheit mit der erlebten ungarischen Landschaft, so wie er diese in sich aufgenommen hatte. Eine solche Verbundenheit war aber nur ein Element für die Herausbildung eines ungarischen Nationalbewußtseins, die übrigen Elemente aber fehlen bei Lenau und so verlieh er auch seinen Werken mit ausgeprägt nationalem Kolorit keine nationalen, sondern einen ausgeprägt allgemeinen menschlichen Sinn. Andererseits aber bleibt er doch in vielen seiner Auffassungen den national fühlenden Dichtern dieses Raumes verwandt, so vor allem in der Auffassung von der großen Aufgabe des Dichters, sich gegen die Unterdrückung seines kleinen Volkes und für die Freiheit voll einzusetzen. Seine Melancholie jedoch, seine innere Zerrissenheit, seine Einsamkeit, Ruhelosigkeit und das ihn beherrschende

Gefühl der Ungeborgenheit können wohl aus der Tatsache erklärt werden, daß er diesen Raum verlassen hat.

Man hört nun oft den Vergleich "Eminescu der rumänische Lenau". Eminescu hat - soviel ich erfahren konnte - auf Anraten von Josif Vulcan, dem Herausgeber der Zeitschrift 'Familia', auch den Namen den er bis dahin trug, Eminovici, geändert, nachdem er Vulcan am 9. März 1866 im Alter von sechzehn Jahren sein Gedicht *De-aş avea* (*Wenn ich hätte*) vorgelegt hatte. Im Gegensatz zu Lenau bedeutete er die vollkommenste Verkörperung des nationalen Geistes. Wieder stehen wir vor einer Eigentümlichkeit dieses Raumes. Auch Petöfi, der national begeistertste aller ungarischer Dichter, ist als Petrovic geboren worden und er bildet nur ein Beispiel dafür, wie die höchste dichterische Verwirklichung einer Volksseele abstammungsmäßig anderen Quellen entspringen konnte. Hier liegt wohl auch der wesentliche Unterschied zwischen Lenau und Eminescu, erklärbar dadurch, daß Lenau diesen Raum verlassen hatte, mag es zweifellos auch bedeutende Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden Dichtern geben, bis hin zu den äußeren Ähnlichkeiten im Leben und Leiden, die sogar so weit gehen, daß für beide die Heilanstalt in Oberdöbling als Stätte ihrer Isolation diente.⁵ Bei Eminescu scheinen als herrschend die tief aus seinem Inneren wirkenden Kräfte der rumänischen Volkspoesie, er sucht die nationale Gemeinschaft und fühlt sich eins mit seinem Volk, bei Lenau blieb die Landschaft.

Zu den vordergründigsten Erscheinungen, die Lenau und Eminescu miteinander verbinden, gehört jedoch zweifellos das Überwiegen der Melancholie, der Schwermut und des Weltschmerzes in ihren Dichtungen. Aber als ob diese Einwirkung von Lenaus Byronismus zu Eminescus Beeinflussung durch Schopenhauer gleichfalls eine gewisse spezifische, für unseren Raum charakteristische Färbung aufweisen würde, so daß man auch in diesem Falle von der Beeinflussung einer ihnen gemeinsamen Kultur sprechen könnte. Zusammenfassend für alle Völker dieses Raumes gilt auch, daß sie Byron vor allem als Fackelträger der Freiheit sahen und in diesem Sinne inspirierte auch seine Dichtung die jungen Literaturen dieser Völker.⁶ Schopenhauer jedoch stellte ein System des Denkens dar, das dem erreichten Stand der gesellschaftlichen Entwicklung und der Auffassung seiner Menschen in diesem Raum noch nicht entsprechen konnte und daher bleibt auch der Durchbruch zu einem solchen Verhalten und Denken verwehrt.⁴ Nur Eminescu wird es gelingen, auf diesem Wege

zur Universalliteratur vorzustoßen und in solchem Sinne von dieser auch aufgenommen zu werden.⁸

So ist es immer wieder das subtile Entdecken eines Kulturraumes, das uns vor allem die Dichtung bietet. Wenn wir zum Beispiel aus Eminescus Dichtung die Verse

Auzi prin frunzi uscate
Trecînd un rece vînt...

herausgreifen, die ich, zusammen mit den folgenden frei zu übersetzen versuche:

Der Wind löst die Blätter
sie widerstreben kämpfend
aber sie sinken herab
wie alles Leben
wie auch mein Leben...

so habe ich das Gefühl, daß auch Branko Radičević, der serbische Dichter, der 1850, im gleichen Jahr, da Eminescu geboren wird, ganz jung stirbt, und der in Timișoara das Gymnasium besuchte, schon das gleiche Motiv mit ähnlichen Worten zum Ausdruck gebracht hatte:

Lisje zuti vece po drvecu...

nämlich:

Gelb sind schon die Blätter geworden;
Schon fallen sie von den Bäumen.
Nie wieder werde ich sie
in ihrem aufkeimendem Grün erleben ...

Auch Eminescus berühmtes Gedicht *Abendlied* stimmt überraschend mit der Grundstimmung dieser Verse des serbischen Dichters überein, die den Titel *Kad mlidiah umrjeti* (*Als ich sterben gedachte*) tragen.

Natürlich könnte man nun bemerken, daß das Motiv von den herabfallenden Blättern als Symbol des dahinschwindenden Lebens ein

allgemeines Motiv der Romantik darstellt, und das kann sicherlich nicht bestritten werden, und doch würde man sagen, daß in der Melancholie, der Schwermut und dem Weltschmerz, überhaupt in der ganzen Ausdrucksweise, über das zweifellos zutiefst Persönliche hinaus auch ein spezifischer Kulturraum zum Vorschein gelangt, daß darin sogar - besonders wenn man an Lenau denkt - auch ein eigenes Geschichtsverständnis enthalten ist, in dem Sinne nämlich, daß die Geschichte immer nur diesen Raum „hindurchgegangen“ ist, ohne daß er jemals selbst zum Subjekt des geschichtlichen Verlaufes geworden wäre. Von außen her haben diesen Raum vorerst Rom und Byzanz bestimmt. Der Jahrhunderte währende Kampf gegen die Türken hat als Inbegriff der Verteidigung des Christentums und im Geiste der humanistischen Tradition die Menschen dieses Gebiets, ihre Sitten und Bräuche geprägt.



Timișoara scheint in vieler Hinsicht einer der gegebenen Orte für eine Besinnung auf eine Mitte Europas, von der Emil Cioran in seiner *Histoire et Utopie* behauptet, Europa benötige sie, um überhaupt existieren zu können. Timișoara ist dies vor allem durch die Erfahrung des Zusammenlebens seiner Menschen in ihrer ethnischen und kulturellen Verschiedenartigkeit und der dadurch verwirklichten natürlichen Erhöhung und Vertiefung zu einem gemeinsamen Kulturraum. Nichts vermag das besser zu bestätigen als eine einführende Betrachtung der Dichtung dieses Raumes, die auf das besondere Verhältnis von Nationalität, multikulturelle Regionalität und Universalität hinweist und es uns erleben läßt. Gerade die Germanistik in Timișoara hat auf diese Weise das Glück, sich der besonderen Aufgabe widmen zu können, Werte der deutschen Literatur mit anderen, kleineren Literaturen vergleichen zu können, um diese Werte in ihnen bestätigt zu finden.

¹ Veröffentlicht im *Lenau-Forum* 1-2 (1970), S. 85-96: „Victor Iancu: Lenau und der österreichische Geist“.

² Hans Haider: „Banat - ein deutsches Requiem. Mit Robert Reiter starb ein Stück Mitteleuropa im Morgendunst der rumänischen Revolution“. In: *Die Presse* (Wien) 9/10 Juni 1990. - Anmerkung:

Franz Liebhard war nur der Künstlernamen von Robert Reiter.

³ László Sziklay: *Lenau und die Parallelen in der Entwicklung der osteuropäischen Literaturen im 19. Jahrhundert*. In: *Lenau-Almanach* 1965/66, S. 57.

⁴ Vgl. Eduard Winter: *Romantismus, Restauration und Frühliberalismus im österreichischen Vormärz*. Wien 1966, S. 173.

⁵ Über dieses Thema hat Liviu Rusu auf der Jahrestagung der Lenau-Gesellschaft 1966 in Eßlingen gesprochen. Der Vortrag erschien im Lenau-Forum unter dem Titel *Eminescu und Lenau* (3-4 1970, S. 24-36)

⁶ Für einen solchen Vergleich stütze ich mich auf Ileana Verzea: *Byron și byronismul în literatura română*, București, 1977; auf eine ältere Arbeit aus dem Bereich der ungarischen Literatur: Emil Koeppel: *Byron Magyarországon*, Budapest, 1913, und auf einen soeben erschienenen Sammelband: *Bajron i bajronizam u jugoslovenskim književnostima*, Hrsg. Simha Kabiljo-Šutic, Beograd, 1991.

⁷ Für solche Betrachtungen, die uns gleichfalls das Eigenartige unseres Raumes vergegenwärtigen, eignet sich vor allem die in der letzter Zeit entwickelte Mentalitätsforschung, die besonders von dem rumänischen Literaturhistoriker Alexandru Duțu vertreten wird. Sie geht davon aus, daß die Mentalität durch die bestehenden Institutionen (Familie, Ehe, Bildungsanstalten, politische Körperschaften usw.) bestimmt wird und aus dieser Mentalität auch Literatur entsteht. Da diese Institutionen in diesem Raum in vielen Fällen die gleichen waren, sind auch gewisse verwandtschaftliche Züge der Mentalität der verschiedensprachigen Menschen unseres Raumes erklärbar.

⁸ S.d. den mit vielen Fakten belegten vergleichenden Überblick von George Munteanu: *Eminescu dans la littérature universelle. Esquisse d'un bilan*. In: *Synthesis* II, 1975, S. 25-30.

Motto:

“Auch die deutschen Schriftsteller und Dichter, die unmittelbar aus dem südosteuropäischen Raum stammen, sind in gleicher Weise ein Teil ihres vielsprachigen und multikulturellen Umfeldes.”

(Zoran Konstantinovič)

Das vielgestaltige Schaffen des aus der rumänischen Hauptstadt, Bukarest, stammenden Autors Oscar Walter Cisek (1897-1963) erstreckt sich von den 20er bis zu den 60er Jahren. Seine ersten Veröffentlichungen erscheinen in siebenbürgisch-sächsischen Periodika. Cisek ist zugleich als Epiker, Lyriker und Essayist hervorgetreten. Bis 1930, als der Schriftsteller den diplomatischen Dienst angetreten hat, verlaufen diese Schaffensperioden parallel, später widmet er sich mehr dem epischen Genre. Das Nachlassen der dichterischen Leistungen nach 1945 ist den neuen, kommunistischen Umständen in Rumänien zu verdanken. Die 1927 entworfene Novelle *Die Tatarin* erweckt einerseits das Interesse von Arnold Zweig, der Cisek die Beziehung zum Gebrüder Enoch-Verlag in Hamburg vermittelt, andererseits jenes von Thomas Mann, welcher sie aufgrund ihrer Erzähltechnik zum

“besten deutschen Überlieferungsgeist”¹

zählt.

Dieses Werk stellt die Titelnovelle von Ciseks erstem Erzählband dar, der im Jahre 1929 erschienen ist, und der auch die Erzählungen *Die Entlastung*, *Spiel in der Sonne*, *Der erlöste Sommer* und *Der neue Spiegel* miteinschließt.

Ausschlaggebend für den Erfolg der *Tatarin* war der Umstand, daß der Verfasser eine Frau, Muhibe, in den Mittelpunkt des Geschehens stellt und sie innerhalb eines balkanisch-orientalischen Raumes (Balcic) agieren läßt.

Die Hauptfigur kämpft mühevoll um die Unabhängigkeit von ihrem Gatten, einem Müßiggänger, der sie in der Not verlassen hat. Unter den merkwürdigen Bedingungen gelingt es ihr, sich und ihr Kind, Nairne, zu

ernähren. Es geht ihr um einen Überlebenskampf, der des öfteren dramatische Dimensionen annimmt. Ihr Ehrgeiz lehnt es ab, weiterhin Sklavin eines Tagediebes zu bleiben, der sie als Frau und Mensch ausnutzen möchte. Bis zuletzt wird sie die Magd eines bulgarischen Bauern.

Was die Hartnäckigkeit ihres Charakters betrifft, ähnelt Muhibe Mihail Sadoveanus Hauptgestalt aus *Baltagul* (*Nechifor Lipans Weib*). Genauso wie diese ist die Tatarin in ihrer unmittelbaren Umgebung verankert, mit der sie sich identifiziert:

“Die Frucht spaltete den Boden, wuchs mit jedem Tag höher, daß der Wind nun leicht etwas von ihrer Süße weitertrug, und Muhibes Leben erhielt seinen einfachsten Sinn. Ihr Rücken bückte sich, ein mächtig gewölbtes Dach, über dem Werkzeug, das manchmal in der Sonne blendete, ihre Finger wühlten, rupften Unkraut aus. Sie hatte Geduld mit dem Land, sie ersparte sich nichts, und Nairne war neben ihr, hüpfte zwischen Blättern und Stengeln mit weichem Markt, gedieh wie der Mais.”²

Muhibe steht in ihrer beispiellosen Vitalität trotz härtester Arbeit der Zukunft lebensbejahend gegenüber. Sie wird zum Symbol eines absoluten ethischen Anspruchs auf Glück und vor allem auf Freiheit, um den sie in leidenschaftlichem Aufbegehren ringt.

Die Landschaft repräsentiert den einzigen Lebensraum, in dem Muhibe ihr Recht auf Freiheit findet. Aus dieser orientalisch geprägten Balkanerfahrung mit ihren noch funktionierenden Traditionen zwischenmenschlichen Umgangs, gestimmt von Spontaneität und historisch-gesellschaftlich bedingter Auffälligkeit sowie einem daraus resultierenden Fatalismus, ergibt sich das Durchsetzungsvermögen der Hauptfigur. Balcic wird als Bewegungs- und Demonstrationsraum der individuellen Freiheit erfahren. Der Weg der Hauptgestalt versinnbildlicht die verzweifelte Suche nach einem bewohnbaren Lebensraum. Innerhalb von Muhibes Existenz kommt der Natur und dem Klima - als vitalem Raum - eine ganz besondere Rolle zu. Wie für Panait Istrati

“läutert und läßt [Natur bei Cisek] den durch Gemeinheit gedemütigten Menschen sich wieder selbst besinnen.”³

Das dargestellte Gebiet wird zum Zufluchtsort für den, der sich nicht den Grenzen der neuen Zeit unterwirft, und es erhebt sich zum einzigen tauglichen gesellschaftlichen Raum für die Integration des Individuums.

Die Verbreitung der orientalisch-balkanischen Atmosphäre, auf die der Verfasser in seinen späteren Texten zurückkommt, ist mit einem Erneuerungsanspruch in der rumäniendeutschen Prosa verbunden⁴, bemerkt der bekannte Exeget von Ciseks Werk, Alfred Kittner. Vor den Augen des Lesers entsteht das Völkergemisch des Balcijs: Rumänen, Bulgaren, Türken und Tataren verkörpern diese einzigartige, bunte Welt an der Schwarzmeerküste.

Thomas Mann nennt *Die Tatarin*

“eine schöne gediegene Arbeit”

und äußert seine Freude

“an der sicheren Vertrautheit, mit der das exotische Milieu, sein Menschentum gesehen und gestaltet ist.”⁵

Es sind Züge, die Ciseks Erzählung auf Panait Istratis *Kyra Kyralina* (1926) zurückführen.

Hermann Hesse schätzt

“dieses ausgezeichnete Stück Prosa [sowie] die präzise und dezente Sprache, die Klarheit und Aufrichtigkeit, mit der Cisek zu Werk gegangen ist.”⁶

Das parasitäre Dasein eines in seiner Lethargie dem animalischen Triebhaften verfallenen Menschentums wird in der Erzählung *Spiel in der Sonne* (als Einzelwerk 1925 im *Klingsor*, in Kronstadt erschienen) in den Mittelpunkt gerückt. Der Autor enthüllt surrealistische Bilder eines Bukarester Peripheriehauses in den zwanziger Jahren. Unwiderruflich steht die ganze Atmosphäre mit den Worten im Einklang, mit denen der Schriftsteller Matei I. Caragiale seinen Roman *Craii de Curtea-Veche (Die Wüstlinge vom alten Fürstenhof)* (1929) beginnt:

“Nous sommes ici aux portes de l’Orient.”

Verwandt ist Ciseks Beschreibung eines außerhalb der rumänischen Hauptstadt gelegenen Stadtteils auch mit Eugen Barbus Roman *Groapa (Der Graben)* (1958). Einzigartig ist aber ihre Wiedergabe durch einen deutschsprachigen Autor überhaupt. Der in einer

“ländlich ausgebreiteten, abseitigen Vorstadt [Bukarests]”⁷

geborene Cisek faßt die Authentizität der Vororte seiner Heimatstadt in realistischen Bildern zusammen.

Im Vordergrund des Geschehens steht der Hauptmann Dimitriu, ein Symbol parasitären Daseins. Frühzeitig entlassen, schlägt er seine Zeit tot und gibt allmählich das ganze Vermögen seiner Frau aus:

“Der Hauptmann reckte sich wieder ... ‘Ich liebe diese Faulheit’, sagte er darauf mit seltsam entrückter Stimme, ‘man ruht sich in ihr wie eine Spinne im weiten bequemen Netz’.”⁸

Das genießerische Nichtstun - praktisch schläft der Hauptmann den ganzen Tag und tritt deswegen oft im “Pyjama” auf - wird plötzlich durch die Abfahrt der Frau Dimitriu unterbrochen. Dimitriu nützt die Abwesenheit seiner Gemahlin aus und geht eine leidenschaftliche Beziehung zu seiner Nachbarin Sofica ein.

Die Sittenverderbnis und psychische Entartung, die Cisek manchmal mit groteskem Humor widerspiegelt, lassen den Schluß, nämlich die Ermordung der Hauptmannsfrau vor den Augen ihres Mannes durch die von pathologischer Eifersucht getriebene Sofica erschütternd und als möglichen Ausweg aus einer unmöglichen Situation erscheinen.

Eine für April ungewöhnliche Wärme, die leitmotivisch das Geschehen begleitet, wirkt sich negativ auf das Verhalten der Gestalten. Die Hitze erweist sich immer bei Oscar Walter Cisek als unheilbringend, indem sie das Triebhafte im Menschen nicht nur auslöst, sondern auch vertieft. Sofica wird dargestellt als das, was sie ist, bzw. sein muß. Wenn sie handelt, vollzieht sich dieses Handeln zwangsweise, außerhalb einer Möglichkeit zu intellektueller oder moralischer Freiheit. Es ist der Ausdruck und das Resultat ihrer Gefangenschaft in ihrem Schicksal, dem sie nicht entinnen kann:

“Im Jahre 1926 war es, und zwar in der ersten Aprilhälfte, deren überraschend mildes Wetter den Vorstädten Bukarests mit einmal das Aussehen riesiger, unüberblickbarer Treibhäuser verlieh. Was noch vor einigen Tagen ein ärmliches Höfchen gewesen war, verloren zwischen den Überbleibseln winterlich beengter Lebenshaltung, prangte nun höffärtig unter der Fülle von Blüten und Laub ...

Sofica riß die Tür auf und schrie, das Zimmer gellte, und rannte wütend, die Arme erhoben, auf die Erstaunten zu, warf sich mit ihrem ganzen Gewicht über die Hauptmannsgattin, packte ihren Hals und drückte ihn zu und ließ ihn nicht mehr los ...

Und indes man in der Wirrnis der Raserei nichts mehr von sich wußte, klappte Frau Dimitriu leblos wie eine Holzpuppe zusammen ... “⁹

Ciseks Text geht im Geiste des Naturalismus von der empirischen Anschauung, von der Abbildung einer sinnlich-konkreten, sich als alltägliche Erfahrung dem Beobachter darbietenden Wirklichkeit aus. Der Mensch wird hineinprojiziert in die Natur und in die Besonderheit seiner sozialen Existenz, die sein Leben bestimmen. Der Mensch wird als ein naturhaftes und als ein soziales Wesen verstanden. Natur und Gesellschaft sind die Realitäten, an die er gebunden ist. Er ist derart von einem ihm seine Freiheit nehmenden und ungeistigen Sein umstellt, in dem jedoch zugleich das Leben als ein Dynamisch-Irrationales, als Dasein von übermächtigen Kräften verstanden wird. Ein psychologisch-soziologischer Empirismus und die vitalistische Mystik der Lebensphilosophie greifen in diesem Text ineinander.

Die einfache Sofica wirkt typisch für die naturalistischen Menschen schlechthin, die eine determinierte Welt bevölkern. Der Hauptmann ist den Reizen seiner vitalen Nachbarin verfallen, und die primitive Sofica fällt ihrem pathologischen Neid zum Opfer. Der Mord wird nicht als Tat gedeutet, sondern als Ereignis, für das Sofica als freie Verursacherin nicht in Betracht kommt.

Dieser sozial- und bewußtseinskritische Zug wird noch weiter vorangetrieben und radikalisiert in der im Jahre 1927 spielenden Erzählung *Am neuen Ufer* (1956), deren Geschehen sich auch in der

“Und wieder glich die große Glut des Mittags einem erstickten Schrei.”¹⁰

Ein heruntergekommener invalider Bettler verliebt sich in eine viel jüngere Frau. Aus dem Wunsch heraus, vor ihr in neuen Kleidern zu erscheinen, verübt er einen Raubüberfall an einem hilflosen alten Buchhalter. Das Zureden eines Arbeiters und die durch die Liebesenttäuschung bewirkte seelische Erschütterung lassen allmählich einen Wandel in ihm vorgehen. Trotz seiner Behinderung möchte er arbeiten, um seinem ehemaligen Opfer das gestohlene Geld zurückzuerstatten. Das Ende des Textes bewirkt im Vergleich zum *Spiel in der Sonne* eine Umkehrung vom Naturalismus zum Realismus.

Einen gleichen psychologischen Wandel kennt die Hauptfigur der Novelle *Die Entlastung* (Erstveröffentlichung 1929 im *Ostland* in Hermannstadt). Die anonyme Gestalt, ein primitiver junger Schmied, durchquert eine Steppe, die ihn in eine Stadt führen sollte, wo er sich bei einem Handwerker niederlassen wollte. Auf dem Weg begegnet er einem verdursteten Landstreicher. Dieser möchte einen Schluck Wasser, das ihm der Schmied kaltblütig verweigert. Im sich auslösenden Kampf wird der Landstreicher vom Schmied niedergeschlagen. Dabei verletzt sich der Unbekannte selbst durch einen Schuß aus dem eigenen Revolver. Das Leiden des vor ihm sich krümmenden Opfers löst allmählich im Schmied menschliche Gefühle aus, die für ihn etwas Neues darstellen. Übrigens wird in einer kurzen Vorgeschichte auf sein primitives Verhalten eingegangen: kaltblütig und ohne Empfinden für das Böse seines Tuns, hat er seine schwangere Geliebte verlassen. Oder er stiehlt ein Huhn, um seinen Vorrat an Nahrung für die geplante Reise zu sichern.

Das eigentliche Geschehen wird durch den Tod des verletzten Landstreichers fortgesetzt, der seinem Leben selbst ein Ende gesetzt hat, um den unerträglichen Schmerzen zu entgehen. Die Hauptfigur schleppt nun verzweifelt die Leiche weiter. Das surrealistische Bild, das Cisek entwirft, scheint einem Film von Fellini entnommen zu sein:

“Vom Toten aus floh die Steppe maßlos auseinander. Er wunderte sich darüber in seinem Gram, hob die Leiche auf den Rücken

und ließ den Zwerchsack liegen und ging den gleichen Weg weiter, denn er wollte den Toten in die Stadt bringen, um ihn dort begraben zu lassen. Wieder schwemmte die bewegte Luft nur Hitze an seine Glieder, doch die Leiche, deren Kopf gegen seine Schulter drückte, schien ihm noch leichter als der Lebende vom Vortage. Langsamer schritt er aus und wandte sich oft um, weil er fürchtete, der schlaffe Gefährte könnte herunterfallen. Wenn er rastete, schaute er in das Gesicht des Toten und hinüber in die tiefe Wölbung des Himmels, deren herrliche Ruhe ihm beinahe feierlich anmutete. Er staunte, denn er sah zum erstenmal, daß sein Weg, dieser geheimnisvolle Fluß, der ihn trug, dort weit in den Himmel mündete, das Gelände mit der Unendlichkeit verband.

Wie ihm Hunger und Durst zusetzten, fühlte er da, machte aber nur eine abwinkende Handbewegung und nahm die Wanderschaft wieder auf, die Arme des Toten sorgsam um seinen Hals gelegt.“¹

Erschöpft, kommt der junge Schmied vom Wege ab und stirbt neben seiner Last inmitten der unberührten Natur.

Schuld und Sühne prägen diese ambivalente Gestalt und situieren sie in Dostojewskijs Welt. Diese Erzählung ist die Geschichte einer leidenden Humanität. Ohne einen ganz bestimmten Typ im Sinne des Realismus zu schöpfen, deutet der Autor nuancierte Bewußtseinsänderungen. Gezeigt wird am Beispiel des einfachen Schmiedes, wie ein Mensch in einer für ihn ungewöhnlichen und zum Teil lebensbedrohenden Situation reagiert. Wie bei Maxim Gorki werden die moralischen Werte oft bei Cisek nicht nur in den schönen Aspekten der menschlichen Existenz, sondern auch im Moloch des Lebens gesucht.

Situation, Thematik und Struktur weisen auf das novellistische Gepräge dieser Erzählung hin. Ein Krisenzustand, eine Grenzsituation des Lebens bestimmen das Geschehen bis in die Sprachgebärde. Die Begebenheit, die der Geschichte zugrundeliegt, ist, um Goethes klassische Definition der Novelle heranzuziehen, eine „außergewöhnliche“, greift tief in das Leben der Hauptgestalt ein, bringt sie zu einem Verhalten, das sie vorher nicht für möglich gehalten hätte, erweist sich schließlich als Bewährungsprobe, die sie besteht. Die novellistische Struktur ist eindeutig: unvermittelter Beginn, dramatischer Aufbau, Steigerung der Spannung bis zum Höhepunkt, der

gleichzeitig als überraschender, unerwarteter Wendepunkt wirkt. Viele Beschreibungen unterstreichen die verhängnisvolle Rolle der Natur, vor allem der Hitze, im Rahmen des Geschehens. Aufschlußreich ist die symbolische Bedeutung des Titels: Es handelt sich um eine psychische und moralische "Entlastung" zugleich. Die Erzählung *Der erlöste Sommer* ist die in einer Kleinstadt Nordsiebenbürgens spielende Geschichte eines jüdischen Mädchens, Rachel Mendels, die durch ihre Leidenschaft und den heißen Sommer entfachte Unruhe im Muttersein Erlösung findet. Die im Jahre 1931 erstmalig erschienene Novelle *Borum Humarians Liebestod* wurde später vom Autor bearbeitet. Die Hauptfigur, der Bukarester armenische Kleinhändler Borum Humarian, kann sich in der wirtschaftlichen Krisenzeit Ende der 20er Jahre nur schwer durchsetzen. Bei einem seiner verzweifelten Gänge, um sich Geld zu verschaffen, trifft er das vierzehnjährige Dienstmädchen Anica, die seine Leidenschaft entfacht und ihn immer wieder wie ein Magnet anzieht. Da Anica sich ihm jedoch entzieht, trotz der kleinen Geschenke, die er ihr geduldig täglich auf sie wartend, macht, verfällt er in Trübsinn. Erfolglos versucht seine Frau Svetanka ihn zu trösten. An dieser Nahtstelle wird die Brüchigkeit dieses kleinen Händlerdaseins sichtbar. Ohne Bezug zum gesellschaftlichen Leben, ohne eine bewußte Existenz überhaupt, muß die Hauptgestalt zur Zufriedenstellung von Anicas seelischen Bedürfnissen in den Bereich einer transzendenten Welt ausweichen, um die Misere und darüber hinaus ihr stupides Dasein zu kompensieren. Die Katastrophe ist in dem Moment unabwendbar, da das mühsam aufrechterhaltene immer bedrohte Gleichgewicht zwischen dem realen Leben und der vorgestellten Wirklichkeit gestört wird. Die alles vernichtende Leidenschaft der Hauptgestalt wurzelt im Vergleich nach einem anderen, besseren, idealen Leben, das keinerlei Entsprechung in seiner unmittelbaren Umwelt gefunden hat: An einem glühend heißen Sommertag, während Borum Humarian wie schon so oft vergeblich seine Geliebte sucht, erleidet er ein grausames Schicksal:

“Die heiße Helligkeit des Tages drängte ihn wehrlos in ihre Mitte, sie fraß an seinem Hut, biß sich im Nacken fest. Überall flimmerte sie, versengte sein Haar wie schütterten Tang, schwärmte, ein

Ameisenhaufen, ihm über die Finger. Sie trat das Leben nieder in leidenschaftlicher Sucht. Wohin langte noch Borums Arm, und wo lag sein Gesicht, das ihm vielleicht entfallene? Anica war nicht mehr sichtbar, war nur zuvor über den Gehsteig gewirbelt, ein sehr süßes Spiel. Wo mochte sie umherlaufen oder ganz tanzen? Es kam wie ein Nebel über ihn. Wer konnte sich auskennen? Aber nun geschah das Merkwürdige, daß ein breiter Teil der Straße unwirklich vor ihm hinschmolz, nun hatte sich ihm die Zunge zwischen den Kiefern eingeklemmt, und er wußte nicht, weshalb seine klebrigen Hände nach dem Rockkragen griffen, ihn hochschlugen, er wollte seine Augen offen halten, doch es gelang ihm nicht, der letzten Spanne Zeit, die ihm der Hitzschlag ließ, noch Herr zu sein, bevor sein toter Körper niederkippte, lautlos und weich wie ein Schlauch, den jäh gerinnenden Verkehr um sich.^{1 2}

Hier wird im Detail der Zusammenbruch eines Individuums gezeigt, dessen oberstes Gesetz die blinde Leidenschaft ist. Cisek entdeckt den Menschen dort, wo das Schicksal ihn zum Leidenden macht, wo Verhängnis ihn zur Kreatur degradiert.

Den scharf pointierten Schluß hat der Verfasser nicht mehr verwirklichen können. Mündlichen Mitteilungen nach sollte Humarian im Verein mit einem jungen Verehrer Anicas einen nächtlichen Einbruch in seinem eigenen Laden inszenieren, mit der verzweifelten Hoffnung, sich durch diesen Streich und die Beute vielleicht doch noch die Gunst seiner Geliebten zu erobern.

In einer realistischen, fast grotesken Art gibt Cisek das menschliche Triebleben wieder. In der Erzählung entfaltet sich bei einem Minimum an Geschehen die Kunst von Ciseks genauer Seelenschilderung. Der Verfasser wählt eine Erzählperspektive, die ihm ermöglicht, die halb artikulierten Bewegungen und Antriebe in der Seele, die einsamen, nur halb bewußten Bewegungen, die pausenlos flutenden Assoziationen der verdeckten Innerlichkeit einzufangen und derart mit äußerster Vergegenwärtigung eine innere Geschichte des Menschen zu geben. Seine Erzählung wird zum wesentlichen Ausdrucksmittel, die Form einer geradezu mikroskopischen Psychologie des Unterbewußten zu widerspiegeln. Der rumäniendeutsche Schriftsteller gehört diesbezüglich zu jener Kategorie von Autoren, die sich der Analyse des innerlichen

Bereichs der menschlichen Existenz nähert, wie etwa Georg Büchner (*Lenz*) und Frank Wedekind (*Frühlings Erwachen*).

Die Hauptfigur der 1948 entstandenen Erzählung *Das Ellenmaß* ist der bescheidene 46-jährige Steuerbeamte Haralamb, der ein merkwürdiges Porträt von Ciseks Gestalten entwirft. Haralamb hat eine perfekte Entsprechung in Honoré de Balzacs unvergeßlichem Père Grandet, der seinem übertriebenen Geiz zum Opfer fällt. Haralamb, der seinen "Sparsamkeitssinn" vor der Welt verbirgt, geht immer äußerst sparsam vor, sogar seine Bewegungen sind "kurz" und werden nur dann durchgeführt, wenn sie "unbedingt" notwendig sind^{1 3}. Seine Sparsamkeit gelangt zum Paroxysmus:

"Selbst wenn er hustete, geschah es sparsam und knapp."^{1 4}

Er stopft seine abgetragenen Anzüge selber und schläft auf einem gebrechlichen, kurzen Sofa, zugedeckt mit einer verschossenen Bettdecke, die ihm unter die Brust reicht:

"Gewiß, es war gebrechlich und zu kurz, das Sofa, aber noch um vieles kürzer nahm sich seine Bettdecke aus, die alte gesteppte Decke, die eigentlich in ein Kinderbettchen gepaßt hätte ... von ihm aus hätte die Decke im Notfall sogar noch etwas kleiner sein können und ihren Zweck am Ende doch erfüllt. Nach manchen Jahren der Versuche hatte er es mit viel gutem Willen zuwege gebracht, seinen Leib während des Liegens so zu biegen, so erfinderisch zu knicken und zu wenden, daß die Decke langte."^{1 5}

Eines Morgens erwacht Haralamb und nimmt sich fest vor, seinem Leben eine neue Wendung zu geben:

"Er beschloß, sich eine neue Decke, eine große Decke anzuschaffen. Die sollte sich nach ihm, nach seinem Gutdünken richten, wie er sich jahrelang nach der Knappheit der Kinderdecke gerichtet hatte."^{1 6}

Die ganze Existenz der Hauptfigur steht im Zeichen dieses

Wunschtraumes. Aber die neue Decke, die Haralamb im Laden so wählt, als ob er eine Geliebte heraussuchen würde, bereitet ihm Unruhe, denn sie will sich ihm nicht anpassen:

“Er [Haralamb] zog sie [die neue Decke] zu sich herauf, er wollte ihr nicht zürnen, aber sie, die so scheinheilig tat, wenn er sie bei Licht anschaute, rührte sich wohl ununterbrochen, während er schlief. Hinterhältig war sie, die sich immer nach allen Seiten verzog, verschob, über ihn hinweg, um vom Sofa hinunter zu gelangen ...”¹⁷

Das Neue bedeutet den Umsturz des bis dahin so monotonen Daseins des Steuerbeamten. Dieser kann nicht anders leben, als wie er bis zum Kauf der neuen Decke gelebt hat. Er bleibt in seinem begrenztem Universum verwurzelt. Deshalb findet Haralamb,

“daß das Leben in Gemeinschaft mit dieser Bettdecke hinfort eigentlich nicht gut erträglich wäre,”¹⁸

und schenkt sie seiner Nichte Aurelia zu ihrer Hochzeit. Bald darauf träumt er davon, Gott messe ihm mit einem vierkantigen, gelben Ellenstecken eine passende Decke an, und:

“Er schlafe unter der eben vom lieben Gott erhaltenen Decke, die staunenswert richtig bemessen sei und sich unsäglich wohlig anfühle ... indes er, nach vorn geknickt, unter der kurzen Kinderdecke lag. Sehr glücklich war er, bis er erwachte. Aus einem gütigen Traum nahm er ein unbeschwertes Lächeln in den Tag hinüber.”¹⁹

Oscar Walter Cisek faßt die Eigentümlichkeiten der Struktur des einfachen Menschen zusammen. Haralamb symbolisiert - wie Gogols Hauptfigur im *Mantel* - den naiven, genügsamen, von seinem Beruf ausgefüllten Beamten, dem das Neue, das in seinem gewohnten Lebenslauf einbricht, Unruhe und Unbehagen verursacht. Haralamb baut sich eine eigene, absurde Welt auf, die ihn von der Realität trennt. Im Jahre 1947 veröffentlicht der Schriftsteller die Erzählung *Auf dem*

Steg der Einfalt. Im Stil des früheren novellistischen Schaffens ist auch hier das Geschehen exo- tisch geprägt:

“Zweige und Laub umhürdeten dort eine andere Welt, die er [Petru] nicht zu kennen meinte, obgleich er doch oft genug im pfadlosen Inneren der Wälder umhergelungert, nach manchem Luchs Ausschau gehalten hatte... “²⁰

“Der Wald glich da einem Raum, durch dessen offenen Fenster viel Helligkeit Einlaß fand. Strünke säumten die Grasfläche. Ein junger Ahorn, der allein über Brombeeren stand, reckte sich ins freiere Licht.”²¹

Es geht um das in Nordsiebenbürgen liegende “Land der Eichen” (Tara Oasului). Cisek wird von dieser geheimnisvollen, wilden Gegend, die weit von der Zivilisation liegt, immer wieder fasziniert:

“Der Mythos schoß dort überall gleich üppigem Unkraut aus heidnischem Vorstellungsvermögen, und der Götzendienst blühte geradezu.”²²

So unheimlich wie die Gegend, die er durchquert, ist die weibliche Gestalt, der die zentrale Figur, Petru, auf dem Weg von Moişeni zu seiner Herde begegnet. Der junge Hirte fühlt sich plötzlich vom unbekannten Mädchen stark angezogen. Er fällt der schönen, von Leidenschaft bewegten Unbekannten zum Opfer. Petru erfährt sein erstes Liebesabenteuer inmitten der Natur, mit der ihn enge Beziehungen verbinden. Seine ganze Existenz als Schafhirt steht in Verbindung mit dem ihn umgebenden Raum. Es besteht deshalb eine vollkommene Identität zwischen dem, was sich in Petrus Seele während des allmählichen Erwachens der Leidenschaft abspielt, und der umliegenden Natur. Dieselbe “Helligkeit”, die ihm die Liebe bringt, dominiert den Wald. Petru ist so tief in seiner Umwelt verankert, daß er sogar die verschwenderische Zärtlichkeit, die er bisher niemals noch gekannt hatte, als wildes, gutes Gewitter empfindet. Eigentlich identifiziert sich bei Cisek der “gesellschaftliche” mit dem “geistigen” Raum²³. Die räumliche Konfiguration hängt mit dem Stoff und vor allem mit der Eigenart der Gestalten zusammen, wie Erwin Wittstock bemerkt:

“Ich habe Ihnen [Cisek] schon wiederholt gesagt, daß Sie ein Meister in der Schilderung der Sommerhitze des rumänischen Altreichs sind, der, wenn überhaupt, nicht sobald übertroffen werden wird, und daß Sie es verdienen würden, neben den großen rumänischen Malern immer wieder mitgenannt zu werden. Es ist erstaunlich, wie scharf Ihr Blick und wie reich Ihre sprachliche Meisterschaft ist, den Sommer der rumänischen Landschaft oder der Hauptstadt Bukarest in immer neuen Farben zu schildern ...”²⁴

Es handelt sich also in Ciseks Epik nicht um Exotik, sondern um eine objektive Prosa, die nach Betonung des Lokalkolorits neigt.

Unsere Untersuchungen im Museum der rumänischen Literatur in Bukarest haben ergeben, daß sich der Verfasser mit der Problematik des Romans *Unbequeme Liebe* (1932) zuerst in der unveröffentlichten Erzählung *Die Preisgabe* auseinandergesetzt hat²⁵, die er zwischen 1925-1927 geschrieben hat. Der endgültige Titel dieses kurzen Prosawerks sollte *Gefüllter Fisch und Liebe* sein, wie der Autor selbst in seinen Notizen bemerkt. Im späteren Roman wechselt der Verfasser den Namen seiner Hauptgestalten aus Rubinstein in Diamant, der Hintergrund des Geschehens ist derselbe: die Donaustadt Galatz, im Süd-Osten Rumäniens.

Eine der treffendsten Einschätzungen dieses Romans stammt vom rumänischen Dichter Ion Pillat. Er mißt der *Unbequemen Liebe* dieselbe Bedeutung wie der Erzählung *Die Tatarin* und Alfred Döblins Roman *Die drei Sprünge des Wang-Lun* bei:

“Romanul m-a interesat mult. Mi se pare că ai redat într-un fel cu totul nou - în același timp foarte german – exotical sexualității levantine. Domnișoara Diamant, această soră orientală a D-nei Bovary, invers cu eroina lui Flaubert, e victima potenței exagerate a soțului ei. Cred că e o carte pe care orice fată serioasă ar trebui să o citească înaintea măritişului. De asemenea mi-a plăcut indeosebi cadrul atât de pitoresc în care se petrece acțiunea.”²⁶

(“Der Roman hat mich sehr interessiert. Es scheint mir, daß Du in einer ganz neuen - und zugleich sehr deutschen Art - das Exotische der levantinischen Sexualität dargestellt hast. Fräulein

Diamant, diese orientalische Schwester der Frau Bovary, ist, im Gegensatz zu Flauberts Heldin, das Opfer der übertriebenen Potenz ihres Mannes. Ich glaube, es ist ein Buch, das jedes ernstes Mädchen vor der Heirat lesen müßte. Desgleichen hat mir vor allem der sehr malerische Rahmen gefallen, in welchem die Handlung spielt.”) [deutsche Übersetzung: R.N.]

Die balkanische Atmosphäre von Passivität und Lethargie, wie sie für Bukarest in der Erzählung *Spiel in der Sonne* beschrieben wird, ist auch der Provinzstadt Galatz eigen. Die totale Unterworfenheit von Paula Diamant ihrem Mann Julius gegenüber dominiert das Geschehen. Cisek widmet sich ausschließlich der Vielseitigkeit der inneren Schichten seiner Gestalten, ohne sich jedoch mit diesen zu identifizieren. Die auktoriale Erzählsituation sichert eine klare Distanzierung des Autors von der dargestellten Welt. Auf diese Weise werden eigentlich die bedrohlichen Spannungen einer menschlichen Existenz “erzählend” neutralisiert.

Das Meisterwerk *Der Strom ohne Ende* (1937) erfreut sich unmittelbar nach dem Erscheinen im S. Fischer Verlag in Berlin einer erfolgreichen Rezeption im deutsch- sprachigen Raum. Horst Fassel²⁷ weist darauf hin, daß dieser Roman mehr Aufsehen im Ausland als hierzulande erregt hat: In der Zeitspanne 1937-1938 übersehen der *Klingsor*, die *Kronstädter Zeitung* und das *Ostland* in Hermannstadt das Buch. Nur die *Siebenbürgische Vierteljahresschrift* (1-2/1938, 154) informiert über das Erscheinen des Romans in Deutschland. Überraschenderweise hat nicht einmal die *Deutsche Zeitung Bessarabiens* eine einzige Zeile zum Werk geschrieben, obwohl sich das Geschehen im Donaudelta abspielt. In Deutschland wurde *Der Strom ohne Ende* unmittelbar nach seiner Verlegung sehr gut aufgenommen. Rudolf Peschel, der Herausgeber der *Deutschen Rundschau* in Berlin, betrachtet Ciseks Buch als einen der:

“bedeutendsten Romane der ganzen letzten Zeit,”²⁸

weil es dem Verfasser gelungen sei, die Primitivität der im entfernten Fischerdorf seßhaften Bevölkerung und damit im Zusammenhang ein realistisches Bild

ihrer Existenz festzuhalten.

Karl Kurt Klein sieht Gemeinsamkeiten zwischen dem Roman *Das ewige Leben* des österreichischen Schriftstellers Sepp Keller und Ciseks Werk.²⁹

Sogar in Will Verspers Zeitschrift *Die Neue Literatur*, erkennt man trotz ihres bekannten Vorbehalts dem Exotismus gegenüber das "große Können"³⁰ des Bukarester Autors an.

Oskar Loerke, den Cisek im Jahre 1925 persönlich in Italien und Deutschland kennengelernt hat, rezensiert den *Strom ohne Ende* in der berühmten *Neuen Rundschau* in Berlin. Der Rezensent weist auf Ciseks Kunst hin:

"die Menschen mit Landschaft sein zu lassen."³¹

Die Störjagdgemeinschaft Valcov im Donaudelta pendele monoton zwischen Lust und Schmerz, Erneuerung und Verfall, Leben und Tod, meint Loerke. Ihr Schicksal erinnere an die regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten, hebt er hervor:

"Winters langen wir an. Die Kälte nagt wie eine Ratte in den Gesichtern heraus und richtet sich wie scharfer Essig ... Dem Erlebnis des Schwellens, des Erwachens, der Unruhe, der raubend seeligen unüberschwänglichen Grausamkeit ist auf keine Weise zu entgehen, es wird von Kindesbeinen an als Wechsel der inneren Gezeiten ohne willentliches Zutun erfahren ... Der Frühlingsbluttausch der Tiere wirkt fast wie ein Vorspiel zu dem späteren Heringsfangtausch der Menschen. In den Maiwochen schläft man keine Nacht, stapft umher ... trinkt dazwischen bis zum Torkeln und Umfallen Brantwein ... Noch höher im Jahr erkennt man an den unbekleideten Füßen den Eindruck unwiderstehlicher Wärme ... Man fischt, versunken schweigsam, als wäre man schon mit dem Kopf untergetaucht, schon selbst ein Lebewesen dieser Gewässer."³²

Das Geschehen wächst eben aus dieser Abhängigkeit des Individuums von seiner unmittelbaren Umgebung heraus: Akim und Firs lieben dieselbe Frau, Dunja. Im Kampf um die Geliebte stürzt Akim ins Leere

“Im Nu holte Akim aus, und ein Faustschlag fuhr gegen Firs’ Leib, daß er rücklings taumelte und sich nicht besinnen konnte, bevor ihn kaum einen halben Atemzug später auch schon der zweite Schlag traf. Doch er stürzte nicht aus dem Boot, er warf den Oberkörper wieder vor, indes Akim, einen Schritt zurückgerutscht, nach dem Holzhammer gegriffen hatte, mit dem sonst die Störe betäubt wurden, und ihn gegen Firs’ Schädel zu hauen versuchte. Der Hieb mißlang, denn gegen den Arm wuchtete ihm ein Stoß. Seine Augäpfel wölbten sich wie geschliffene Stahlstücke nach außen. Er ließ das Werkzeug fallen und rannte verknüllt von neuem gegen Firs an, mit Kopf und Schultern jäh in seine dröhnende Brust. - Elender! würgte er hervor und schmetterte die Hände in Firs’ Gesicht. Doch der Angegriffene wehrte sich, wußte bereits, was es da galt, ließ es sich nicht mehr gefallen. Er packte Akim bei den Armen, drückte ihn auf den Bootsgrund nieder. Der fetzte ihm eins gegen die Kehle, und Firs wich ein wenig, während Akim wieder hochkam. Sie keuchten, sie fluchten kaum mehr, ein Schlag fiel und biß in den anderen, da sprang Akim, den Mund blutig zerrissen, noch einmal mit letzter Wucht gegen Firs vor, der ihn auffing und zurückwarf. Akims Zehen blieben an einer Latte hängen, er strauchelte und knickte gegen die Bordwand um und hintenüber; er stürzte, ehe es noch Firs deutlich sah, klatschte mit einem Schrei ins Wasser. Firs fühlte, daß er Haß und eine Gefahr von sich abgeschüttelt hatte, schloß die Lider, ein stumpfes Geräusch um alle in ihm noch vorhandene Wachheit, und erst im nächsten Augenblick wußte er vom Unglück. Er schob sich auf allen vieren nach dem anderen Ende des Bootes, schaute entsetzt in die Flut, während das Fahrzeug von einer pfeifenden Woge fortgeschleppt wurde. Akim ertrank. Dies ging Firs nun mehr und mehr ein. Vielleicht hielt er sich noch. Er sollte ihm helfen, gewiß. Der Hals schmerzte ihn, er schluckte. Dann griff er verzweifelt nach den Rudern, rief Akim, rief: He, da bin ich. - Er brachte es fertig, das Fahrzeug allmählich zu wenden, er fuhr dahin und dorthin, nur Gischt um sich, nur bräunliches Wasser, über dem der Sturm zu läuten begann. Keine Stimme antwortete ihm.”³

Was der Verfasser hier realisiert, ist Wirklichkeitseffekt. Diese detaillierte Erzählung dient dazu, die bloße Realität leiten zu lassen, zu zeigen, was einfach da ist.

Die Primitivität der Welt, zu der sie schicksalhaft gehören, zwingt die Gestalten zum triebhaften Vorgehen. Die Donau erhebt sich zum Symbol des Lebens und Todes. Diese Fischerbevölkerung lebt irgendwo an den Grenzen der Menschheit, ähnlich wie Panait Istratis Romanfiguren. Sowohl Firs, als auch Akim repräsentieren nicht zwei verliebte Menschen, sondern eher zwei typische Vertreter ihrer Gemeinschaft: Ihre Reaktionen sind spontan, ihr Konflikt spiegelt die Auswirkungen einer erotischen Krise in einem einfachen Fischer wider. Der Leser wird, wie so oft bei Cisek, mit den vielschichtigen Ebenen der menschlichen Psyche konfrontiert. Joachim Wittstock meint, daß der Autor verschiedene Grade innerhalb des inneren Bereichs seiner Gestalten differenziere:

“Im großen ist jedoch Unbewußtsein in seinem [Ciseks] Werk [*Der Strom ohne Ende*] ... anders als das, was Kafka und Joyce an unbewußten Zusammenhängen freilegen, indem sie das Psychische auf seine Hintergründe untersuchen und das Trügerische und Unsichtbare eines vermeintlichen Wissens aufdecken.”³⁴

In seinem Beitrag analysiert Joachim Wittstock die zahlreichen Ebenen, aus denen sich der Roman zusammensetzt, wobei das Geschehen einen sehr beschränkten Lebensraum impliziert. Oscar Walter Cisek gebe in erster Linie die feinsten Differenzierungen des psychischen Seins der Gestalten wieder. Der Verfasser verfüge über eine so tiefe Einfühlungsgabe, daß er im Stande sei, einzelne Schichten des Unterbewußtseins zu nuancieren. Sogar das Schweigen und Nichtverstehen können entscheidend auf das Verhalten der einzelnen Romanfiguren wirken, äußert sich Joachim Wittstock. Der psychologische Standpunkt verleihe den Gestalten und der Umwelt ihren poetischen Zuschnitt.

Das letzte Niveau, auf dem der Autor des Aufsatzes eine vielschichtige Struktur aufweist, ist jene des Tragischen. Die tragische Dimension erwerbe im Buch unzählige und vorwiegend widerspruchsvolle Nuancen, allerdings lasse sich diese nur bedingt auf Ciseks episches Meisterwerk

anwenden.

Man spricht oft in der Literaturkritik von Ciseks Exotik. Originell ist Joachim Wittstocks Versuch, die Natur des Exotismus bei Oscar Walter Cisek, Panait Istrati und Mihail Sadoveanu zu umreißen:

“Sein [Ciseks] Exotismus, weniger betont als bei Panait Istrati, etwa der gleichen unerpichten Bildung wie der von Mihail Sadoveanu, unterstützt auf angemessene Weise seine Erzählung. Er verzichtet in seinem Roman auf die staubaufwirbelnde Darstellung des Fremdartigen, läßt es freilich nicht entgehen, intensivere Farbwerte der orientalischen Welt- durch Ssawels Aufenthalt in Ismail - dem Roman einzuflechten und verschiedene Absonderlichkeiten einer von der Zivilisation abgekehrten Welt zu gestalten.”³⁵

Auch Joachim Wittstock weist auf die für Cisek typisch gewordene Identifizierung zwischen Mensch und Natur hin:

“... das Menschliche wirkt im Umliegenden weiter, indem es die Gegend beseelt, wie das Umliegende ins Humane beziehungsreich und vielfältig übergreift.”³⁶

Ein einmaliges Denkmal setzt Oskar Loerke dem Roman mit den Versen *Mit Ciseks Buch “Strom ohne Ende”*:

“Es ist seit manchem Jahr mein schönster Fund -
Im Kreis ein Fragen nach Wohin, Woher,
Ein Sang von Strömen in das große Meer.”³⁷

Thomas Mann schätzt seinesgleichen das Bemühen des Verfassers, einen exotischen Raum zu rekonstruieren.³⁸

Gertrud Gregor-Chiriță³⁹ deutet die Funktionen des Klanges im Roman *Der Strom ohne Ende*, wobei sie davon ausgeht, daß dieser Roman, dessen Geschehen sich im Donaudelta ereignet, ein Werk der Entfesseltheit in einer entfesselten Sprache sei, die sich in sich selbst widerspiegele und darüber hinaus die Beziehung zur Wirklichkeit auflöse. Jede Schwankung in der Stimme stelle zugleich die Enthüllung eines

Charakters, meint die Verfasserin dieser einzigartigen Studie. Sie betont auch die Originalität der Klangstruktur im poetischen und konkreten Sinne. Wesentlich werde die Ebene des Inhalts durch die Konzentration auf den Sprachbereich in den Hintergrund gerückt. Das entspreche eben den einfachen Dorfbewohnern, die über kein reiches Informationspotential verfügen können. Diese Bloßstellung der Fischergemeinde werde durch unverstellbare Stimmen verwirklicht, zeigt Gertrud Gregor-Chiriță in ihrer Dissertation.

Ein konstanter Aspekt in Oscar Walter Ciseks Epik ist seine Leidenschaft für fernliegende Gebiete Rumäniens. Es handelt sich im *Strom ohne Ende* um das im Süd-Osten gelegene Donaudelta und im Roman *Vor den Toren* (1943 beendet, 1950 in Deutschland, 1964 in Rumänien verlegt) um die im Nord-Westen Siebenbürgens sich befindende Maramuresch, die ihn fasziniert. Gelegentlich einer Reise, die er im Jahre 1938 in dieses Gebiet unternommen hat, bemerkt er nämlich:

“Der Mythos schoß dort allgleich üppigem Unkraut aus heidnischem Vorstellungsvermögen, und der Götzendienst blühte geradezu. Die Volksdichtung, kunstreich gewoben um tausenderlei Erlebnisse und ein Erbe der Vergangenheit, steigerte und überbot damals noch den kaum bewegten Atem und Wandel der Zeitläufe.”⁴⁰

In diese archaische Märchenwelt projiziert der Autor eine sehr moderne Problematik, und zwar die Einsamkeit des Individuums in unserem Jahrhundert und seine Neigung nach Liebe und Geborgenheit.

Eine Vorstudie zu diesem Werk ist die Erzählung *Auf dem Steg der Einfalt*: Dieselbe zentrale Figur, Petru, stellt eine Art Pikaro dar, der in einem Gebiet wurzelt, das weit von der Zivilisation entfernt ist. Oft wurde diese Gestalt mit den Knabenfiguren bei Thomas Mann und Hermann Hesse verglichen. Es verbindet sie dieselbe Natürlichkeit und Naivität dem Lebensernst gegenüber, auch ein gewisses Außenseitertum, das sie von der Gemeinschaft trennt, nach der sie sich im geheimen sehnen.

Versucht man dieses Buch einer Typologie zuzuordnen, so dürfte es zuerst im Sinne Wolfgang Kayzers und Franz K. Stanzels als Raumroman gedeutet werden. Diesen Romantyp kennzeichnet die Vielzahl der

Schauplätze, auf denen sich die Ereignisse begeben, die als Episoden selbständige Geltung haben können und nicht erst als Erlebnis einer Romanfigur zu Eigenwert gelangen. Zu dieser Art von Werken läßt sich die Besonderheit des pikaresken Romans von anderen Romantypen, wie etwa dem Figurenroman, abheben. Als sinntragende Substanz genügt die Serie der Schauplätze, der Weltausschnitte, die in diesem Band das jeweilige Geschehen stärker zu bestimmen scheinen, als der Pikaro selbst. Das große Verdienst des Schriftstellers besteht unseres Erachtens darin, daß er einen spezifischen rumänischen Stoff in einer für die deutsche Epik eigenartigen Form, dem Bildungsroman, wiedergegeben hat. Petrus Entwicklungsgeschichte weist sowohl Motive der pikaresken Prosa, als auch des Märchens auf, und setzt die Bedingungen für einen modernen, "negativen Bildungsroman" voraus, denn:

"die Gemeinschaft hilft dem Helden nicht, er ist der Welt ausgeliefert, die nicht nur pädagogische Provinz, sondern vor allem Gefahr, 'unvertraute Welt'"⁴¹

versinnbildlicht. Dieter Schlesak sieht in diesem Buch "einen positiven Schelmenroman", weil alles, was Petru zustößt, ihn wachsen und die Welt entdecken, nicht nur bestehen läßt:

"... die Welt, die zugleich Chance und Gefahr ist, in der er [Petru] schließlich einen nützlichen Beruf, den des legendären Schäfers,"⁴²

findet.

Petru, "diese Gestalt am Rande des Daseins"⁴³, setzt in einer vollkommenen Form Ciseks Outsiderfiguren fort. Zaghaft nähert er sich aus den Wäldern, wo er fast wie ein Tier lebt, dem Dorf Moişeni: Dieses "Stiefkind des Lebens"⁴⁴ fürchtet sich davor, von der Dorfgemeinschaft fortgejagt und mißhandelt zu werden. Es bleibt ihm nur der Diebstahl übrig: Petru stiehlt dem Bauern Ion seinen Torgötzen, der als Talisman und Bringer des Reichtums gilt. Unter Verwünschungen und Drohungen wird die Hauptfigur vom Bestohlenen und von seiner Frau Tinca verfolgt. Es ist dies der erste Versuch des Waisenkindes, den "Raum vor den Toren" zu durchbrechen. Allmählich verzichtet Petru auf den geraubten Gegenstand und trägt den gestohlenen Drachen seinen Besitzern zurück. Die Sorge um ein Obdach und die erwachenden Liebesgefühle prägen

seine weitere Existenz. Instinkt und Sehnsucht nach Sicherheit zugleich treiben ihn zum vierzehnjährigen Mädchen Zamfira, in der er das Urbild seiner verstorbenen Mutter wiederzuerkennen vermag.

Die letzte Etappe seines Bildungswegs repräsentiert der Bau einer Waldhütte, die leider von Stan, einem Brandstifter, angezündet wird. Es ist dies ein entscheidender Wendepunkt in der Erzählstruktur: Petru, der ursprünglich den von der Gemeinschaft verfolgten Dieb dargestellt hat, verwandelt sich allmählich in Stans Verfolger, der auch Ions Scheunen in Brand gesetzt hat. Auf seiner Suche nach Geborgenheit und Glück stößt Petru zuerst auf die Liebe und jetzt auf die nützliche Tat im Dienste der Dorfgemeinschaft:

“‘Stan’, schrie es aus Petru, ehe er sonst noch Zeit zu einer Überlegung fand, ‘Stan war es; er hat Ions Scheunen angezündet!’ Die Männer drehten sich nach dem Knaben um, der mit drohend ausgestrecktem Finger nach der Richtung wies, wo Stan seine entsetztesten Augen machte, ehe er einmal zwinkerte, zauderte, indem er auf der Stelle schwankte, wie ein aufgestörtes Wild ratlos um sich sah und sich auch bereits in Bewegung setzte, wenige Schritte zurückwich und es sich dann doch überlegen schien, denn er bog ab, stürzte sich mitten in die nächste Rotte, lief an Ions Zaun entlang und danach durch das Tor.

Die Männer stießen einander an, sie riefen dem Knaben etwas zu und folgten Stan, während Petru aus Leibeskräften hervorstieß: ‘ER ist der Brandstifter! Seht ihn. Dort läuft er. Laßt ihn nicht weiter. Faßt ihn!’”^{4 5}

Petrus “Lehrjahre” enden somit mit der Entlarvung Stans und mit dem Eintreten in den mythischen Beruf des Schafhirten.

Wie den meisten Erzählungen und Romanen des Bukarester Schriftstellers liegt auch diesem Werk die tiefe Verwurzelung der Menschen und ihrer Geschicke in der umliegenden Landschaft zugrunde:

“Mit tüfteligen Schritten trat er [Petru], der doch sonst auch im Finsternis zu Hause war, nun vor die Schwelle. Dann aber brannten die Sterne sehr groß und mit steter Gewalt. Die Milchstraße sprühte über den blassen Scheitel des Himmels, und

die Bäume verharren wie er in lautloser Starre. Zamfira kam ihm in den Sinn. Ihre Stimme redete ihm in den Ohren, sagte dies und jenes. An ihre geheimnisvolle Fähigkeit, seine Nöte zu erraten, dachte er an ihre Verslossenheit und daß auch er einmal geboren worden war, vor sinnlos langer Zeit, die undurchsichtig wie der riesige Erdwall eines Gebirges hinter ihm stand. Er hätte sein Hemd darum gegeben.”¹⁶

Der Verfasser zeigt im Nachwort zu seinem Roman, daß er sich darin “um eine möglichst lebensnahe Entdeckung” des Dargebotenen bemüht habe:

“Dies ereignete sich im Jahre 1938, als ich mich wochenlang jeden Tag von Satu Mare aus jeweils in ein anderes Menschennest begab und allerlei Wesentliches über Sitten und Bräuche, über Verse der Volksdichtung und Kinderspiele aufschrieb.”¹⁷

Aufgrund einer solchen Dokumentation gelingt es Cisek, als einzigem rumäniendeutschen Autor das rumänische archaische Dorf zu rekonstruieren, so wie es in der Lyrik des Dichterphilosophen Lucian Blaga oder in Mihail Sadoveanus Romanen vorkommt. Jedes Element, das zu diesem Universum gehört, der Mensch, die Natur, das Dorf selbst, weist mythische Züge auf. Wir schließen uns Dieter Schlesaks Meinung an, nach der Oscar Walter Cisek im Vergleich zu Thomas Mann den Mythos nicht humanisiere, sondern ihn poetisiere¹⁸.

Heinrich Stiehler¹⁹ erklärt Ciseks detaillierten und gegenständlichen expressiven Erzählstil, den er als Sprachmagie zusammenfaßt, in der jene spezifische Dialektik von Archaismus und Manierismus zur Geltung kommt, durch welche die intellektuelle Zwischenstellung des bürgerlichen Schriftstellers im Agrarland Rumänien gekennzeichnet war. Cisek habe sich im Roman *Vor den Toren*, der zwischen 1936-1943 entworfen wurde, fern von nationalistischen Positionen gehalten, meint Stiehler, und bewußt an die rumänische literarische Tradition angeknüpft,

“die er den nationalistischen Eroberungsplänen und ihrem kulturellen Verein- nahmungsanspruch entgegensetzt [hat] ...”²⁰

Es gibt keine einzige Belegstelle in Ciseks Briefen^{5 1}, daß er während der Arbeit an seinem Buch eine solche Absicht gehabt hätte. Die kunstkritische Auffassung des Schriftstellers veranlaßt uns dazu, die traditionellen Elemente im Roman *Vor den Toren* auch dem Einfluß der Kulturphilosophie Hermann Keyserlings, den der rumänien- deutsche Autor persönlich gekannt hat, zuzuschreiben. Hermann Keyserling hat in seinem Werk *Das Spektrum Europas* (1928) die Vorherrschaft der orientalisch-byzantinischen Elemente in der rumänischen Mentalstruktur hervorgehoben. Oscar Walter Cisek kommt oft auf diesen Aspekt zurück, den er nicht nur der rumänischen Volkskunst, sondern auch zahlreichen rumänischen, anerkannten Künstlern, wie dem Maler Ion Theodorescu-Sion und dem Maler und Graphiker Iosif Iser zuordnet.

Als Inbegriff einer Prosa, in der es dem Verfasser gelungen ist, sich den Quellen eines starken Menschentums und einer uralten Landschaft zu nähern, kann dieses Werk der Tradition des postrealistischen Romans zugeordnet werden.

Gertrud Gregor-Chiriță zeigt, daß sich der Findling Petru auch “vor den Toren” der Sprache befinde. Seine Ausbildung schließe mitunter das Bedürfnis nach Kommunikation und ein sprachloses Verstehen antithetisch ein^{5 2}. Die Funktionen der Stimmen haben in diesem Werk im Vergleich zum *Strom ohne Ende* eine starke Erweiterung gefunden. Zur Erklärung der psychischen Lautsubstanz und der Sprechhaltungen trete nun die Darstellung der Wirklichkeitsbewältigung hinzu.

Was Heinrich Stiehler dazu veranlaßt, den historischen Roman *Reisigfeuer* (Erstes Buch, *Crîșan* - 1960, Zweites Buch, *Horia* - 1963) zum “sozialistischen Realismus” zu zählen, ist der Umstand, daß sich der Verfasser auf vergangene Geschichte beziehe, um gebrochen, durch seine Persönlichkeit und mit den Erkenntnissen seiner Epoche, in der Gegenwart konkret wirken zu können^{5 3}. Der Roman *Reisigfeuer* bildet Ciseks eingehendste Darstellung eines weitumfassenden, multikulturell geprägten Gesellschaftsbereichs. Es handelt sich um den rumänischen Bauernaufstand in Siebenbürgen unter der Führung von Horia, Cloșca und Crîșan im Jahre 1784, der nicht im Chronikstil, sondern als Vorwand dient, Geschichte in ein literarisches Thema zu verwandeln.

Der erste Band gestaltet die Vorgeschichte und den Ausbruch einer der wichtigsten sozialen Bewegungen in Siebenbürgen, während im zweiten Band ihr blutiger Niederschlag festgehalten wird. Die drei Bauernführer, Horia,

Cloșca und Crișan, werden zum Tode verurteilt. Vor der Urteilsvollstreckung werden sie von dem Maler Steinwald im Auftrag des Gubernators Bruckenthal gemalt. Im Frühling 1785 werden Horia und Cloșca aufs Rad geflochten. Crișan erdrosselt sich mit seinen Schuhriemen während der Gefangenschaft.

Die Aufmerksamkeit des Autors ist auf die zentralen Figuren gelenkt. Der Psychologe Cisek umreißt das Schicksal des Kirchensängers aus Cărpiniș, Crișan, der zwischen Lebensvitalität und Unüberlegenheit schwankt. Cloșca, von Beruf Böttcher, macht eine erstaunliche Wandlung durch. Er entwickelt sich zu einem entschlossenen Anführer seiner Mitmenschen, weist aber menschliche Schwächen auf, denen er zum Teil seinen Untergang verdankt. Obwohl Horia im Gegensatz zu Crișan nur selten unmittelbar in das Geschehen einbezogen wird, ist er der wahre Held dieses rumänischen Bauernkrieges. Sein vorbildliches Verhalten verleiht ihm die Charakteristiken eines Mythos. Horia ist die einzige Gestalt, die sich des tieferen Sinnes der Ereignisse bewußt ist, die sich von den Versprechungen des Kaiser Josephs II. nicht täuschen läßt, und diese zum Nutzen ihrer Landsleute ausbeutet. Ihn erkennen die Bauern als ihren Feldhauptmann an. Horia fungiert als Verkünder einer neuen Zeit.

Horst Schuller-Anger geht von Ioana Ciseks Erinnerungen aus und wirft ein völlig neues Licht auf die Entstehungsgeschichte des Werkes. Er nimmt an, daß der Verfasser die Romane *Horra* (1896) des siebenbürgisch-sächsischen Autors Josef Marlin und *Crăișorul* (1929) des rumänischen Schriftstellers Liviu Rebreanu, in deren Mittelpunkt der Anführer der rumänischen Bauernbewegung aus dem Jahre 1784 in Siebenbürgen, Horia, gerückt wurde, gekannt hat:

“Dennoch soll der unmittelbare Anstoß nicht von diesen Büchern, sondern von Goethe ausgegangen sein. Nicht bloß Goethes Geburtstag wurde alljährlich mit einer Feier im Hause Cisek begangen, Goethes Biographie wurde anhand der Tagebuchaufzeichnungen in ... Neugier bedacht, jedes Datum kommentiert und Parallelen zu weltgeschichtlichen Bewegungen hin geprüft. Woran habe es z.B. gelegen, daß Goethe in der Nacht an Schlaflosigkeit gelitten habe. Ioana Cisek ... erinnert sich, daß sie auf diese Frage, mit raschem Blick auf die Gedenktage des neuen republikanischen Wandkalenders spontan geantwortet habe: Kein

Wunder, das ist das Datum von Horias Hinrichtung gewesen. Damit sei ein Assoziationsvorgang gezündet, ein Nachdenken in Gang gesetzt über die Rolle des aufgeklärten Monarchen, des Kaisers Joseph II., von dem Goethe gehofft hatte, daß er 'ein besserer Schätzer des Geistes' werde."⁵⁴

Dickicht vor Tag⁵⁵, ein dem Haiduken Pintea aus der Maramuresch zugeachter Abenteuerroman, ist posthum in Form von Auszügen in der Zeitschrift ***Neue Literatur*** in Bukarest erschienen.

Das epische Werk von Oscar Walter Cisek stellt, was die Wiedergabe des multikulturell geprägten südosteuropäischen Raumes betrifft, einen Einzelfall in der rumäniendeutschen Literatur dar.

¹ Mann, Thomas. Zit. Nach: Cisek, Walter Oscar: *Begegnungen mit Thomas Mann* (Handschr.), Muzeul Literaturii Române (MLR)-24.641/28.

² Cisek, Walter Oscar (1956): *Die Tatarin*. In: *Am neuen Ufer*, Bukarest: Staatsverlag für Kunst und Literatur, 280.

³ Istrati, Panait (1979): *Kyra Kyralina. Onkel Anghel. Kodin*, Berlin: Aufbau, 143-144.

⁴ Kittner, Alfred (1971): *Oscar Walter Cisek – Eine Dokumentation*. In: Oscar Walter Cisek: *Die Tatarin*, București: Albatros, 275-276.

⁵ Mann, Thomas. Zit. Nach: Cisek, Walter Oscar: *Begegnungen mit Thomas Mann* (Handschr.), MLR-24.641/28.

⁶ Zit. nach: Kittner, Alfred (1956): *Begleitwort*. In: Oscar Walter Cisek: *Am neuen Ufer*, Bukarest: Staatsverlag für Kunst und Literatur, 11.

⁷ Cisek, Oscar Walter: *Allerlei und Kleinigkeiten* (Handschr.), MLR-24.641/47.

⁸ Cisek, Anm. 2, 133.

⁹ Cisek, Oscar Walter (1956): *Spiel in der Sonne*. In: *Am neuen Ufer*, Anm. 2, 115, 199.

¹⁰ Cisek, *Am neuen Ufer*, Anm. 2, 49.

¹¹ Cisek, Oscar Walter (1956): *Die Entlastung*. In: *Am neuen Ufer*, Anm. 2, 112-113.

¹² Cisek, Oscar Walter (1971): *Borum Humarians Liebestod*. In: *Die Tatarin*, Bukarest: Albatros, 134.

- ¹³ Cisek, Oscar Walter (1971): *Das Ellenmaß*. In: *Die Tatarin*, Berlin/Weimar: Aufbau, 66.
- ¹⁴ Cisek, Anm. 13, 78.
- ¹⁵ Cisek, Anm. 13, 68.
- ¹⁶ Cisek, Anm. 13, 71.
- ¹⁷ Cisek, Anm. 13, 79.
- ¹⁸ Cisek, Anm. 13, 83.
- ¹⁹ Cisek, Anm. 13, 87.
- ²⁰ Cisek, Walter Oscar (1971): *Auf dem Steg der Einfalt*. In: *Die Tatarin*, Anm. 13, 92.
- ²¹ Cisek, Anm. 20, 93.
- ²² Cisek, Walter Oscar (1964): *Nachwort*. In: *Vor den Toren*, Bukarest: Literaturverlag, 475.
- ²³ Vgl.: Melchert, Monika (1982): "Epischer Spielraum im Roman". In: *Weimarer Beiträge*, 7/1982, 101.
- ²⁴ Wittstock, Erwin (1972): "Brief vom 21. Januar 1961 an Oscar Walter Cisek". In: *Neue Literatur*, 3/1972, 42.
- ²⁵ Cisek, Oscar Walter: *Die Preisgabe. Eine Erzählung* (Handschr.), MLR-24.220/145-211, 24.221/1-69.
- ²⁶ Pillat, Ion : Brief vom 9. Februar 1933 an Oscar Walter Cisek (Handschr.), MLR- 23.172/1.
- ²⁷ Fassel, Horst (1977): "Einige Belege. Zur Wirkungsgeschichte des Romans *Strom ohne Ende*". In: *Neue Literatur*, 5/1977, 93-103.
- ²⁸ Zit. nach: Horst Fassel, Anm. 27, 94.
- ²⁹ Zit. nach: Horst Fassel, Anm. 51, 95.
- ³⁰ Zit. nach: Horst Fassel, Anm. 51, 93.
- ³¹ Loerke, Oskar (1937): "Der Strom ohne Ende von Oscar Walter Cisek". In: *Die Neue Rundschau*, Jg. 28, Bd. 1, 4/1937, 438-439.
- ³² Loerke, Anm. 31, 439.
- ³³ Cisek, Oscar Walter (1981): *Der Strom ohne Ende*, Frankfurt/Main: Fischer, 445-446.
- ³⁴ Wittstock, Joachim (1977): *Vielschichtige Gestaltung einer Lebenszone*. In: Emmerich Reichrath (Hrsg.): *Reflexe*, Bd. 1, Bukarest: Kriterion, 100.
- ³⁵ Wittstock, Anm. 34, 100.
- ³⁶ Wittstock, Anm. 34, 104.
- ³⁷ Loerke, Oskar (1977): *Mit Ciseks Buch "Strom ohne Ende"*. In:

Neue Literatur, 5/1977, 94.

³⁸ Mann, Thomas. Zit. nach: Oscar Walter Cisek: *Begegnungen mit Thomas Mann* (Handschr.), MLR-24.641/28.

³⁹ Chiriță-Gregor, Gertrud (1977): *Structura fonică a prozei lui Oscar Walter Cisek* (*Die phonetische Struktur von Oscar Walter Ciseks Prosa* (Maschinenschr.)), Universitatea din București, 53-65.

⁴⁰ Cisek, Anm. 22, 475.

⁴¹ Schlesak, Dieter (1965): "Versuch über Oscar Walter Ciseks Roman *Vor den Toren*". In: *Neue Literatur*, 6/1965, 121.

⁴² Schlesak, Anm. 41, 121.

⁴³ Schlesak, Anm. 41, 121.

⁴⁴ Schlesak, Anm. 41, 121.

⁴⁵ Cisek, Oscar Walter: *Vor den Toren*, Anm. 22, 374-375.

⁴⁶ Cisek, Oscar Walter: *Vor den Toren*, Anm. 22, 175.

⁴⁷ Cisek, Anm. 22, 475.

⁴⁸ Schlesak, Anm. 41, 126-127.

⁴⁹ Stiehler, Heinrich (1979): *Paul Celan, Oscar Walter Cisek und die deutschsprachige Gegenwartsliteratur Rumäniens*, Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang, 63, 66, 70, 76, 83.

⁵⁰ Stiehler, Anm. 49, 86.

⁵¹ Nubert, Roxana (1994): *Oscar Walter Cisek als Mittler zwischen deutscher und rumänischer Kultur*, Regensburg: Roderer, 64-147.

⁵² Chiriță-Gregor, Anm. 39, 90.

⁵³ Stiehler, Anm. 49, 88-95.

⁵⁴ Schuller-Anger, Horst (1984): "'Der wird seine Brüder heißen ...' Das große Epos eines Bauernkrieges: Oscar Walter Ciseks Arbeit am *Reisigfeuer*". In: *Karpatenrundschau*, 12. Oktober 1984, 4-5.

⁵⁵ Cisek, Oscar Walter (1965): *Wandlungen*. In: *Neue Literatur*, 2/1965, 5-40.

Motto

„Eisenbahnen bringen die Fremden/Die aussteigen und sich ratlos umsehen/In ihren Augen schwimmen/Ängstliche Fische/Sie tragen fremde Nase//Traurige Lippen“
(Rose Ausländer *Die Fremden*)

Die Erfahrung des Fremden bildet ein konstantes Motiv der europäischen Literatur, wobei die Unterscheidung des Eigenen und des Fremden eine anthropologische Konstante ist, der Menschen aller Kulturen und Gesellschaftsschichten unterworfen sind. Viel intensiver als Philologen haben sich auch Philosophen, Soziologen, Juristen, Theologen und Volkskundler mit dem Thema des Fremden und somit seinen Synonymen „Andersheit“, (Alterität), „Differenz“ beschäftigt.¹ Wir möchten dem Begriff des Fremden in knapper Form nachgehen und unterstreichen, daß die Fremdheitskonzepte in der Wissenschaft sehr verschieden sind. In der Rechtswissenschaft bezeichnet der Begriff des Fremden ein Tatbestandsmerkmal, das sich im Sinne einer umfassenden Definition ausschließlich negativ bestimmen läßt: „Es ist derjenige, der - aus welchem Grunde immer - nicht die Staatsangehörigkeit des Staatsverbandes innehat, zu welchem die zu untersuchende Rechtsbeziehung besteht“². Die Soziologie versteht unter dem Fremden den „Randseiter“ oder die „marginale Person“, deren Prototyp in unserer Gesellschaft der Exilierte und der Flüchtling sind³. In der Kulturanthropologie gilt der Mensch fremder Kulturen als Fremder⁴. Die Theologie verbindet den Begriff des Fremden und der Fremde mit der Vorstellung des Sünders und des Zustands in der Sünde⁵. In der Philosophie wird der andere Mensch, das alter ego, als Fremder apostrophiert⁶. In der Religions- und Kulturgeschichte insbesondere der Frühzeit begegnet der Fremde als der Unbekannte fremder Sprache und Polis, vor dem man sich fürchtet, der unheimlich ist. In der deutschen Literatur gewinnt „Fremde“ jene Bedeutung, die in dem Wort „Ausland“ lebendig ist, wie die Rede Heinrich Bölls auf dem Internationalen PEN-Kongreß 1974 in Jerusalem zeigt: „Befreie ich die Vertriebenen von der ideologischen Verkleidung, in der sie zum Spekulationsobjekt, zur demagogischen Reserve in Lagern werden, und suche ein Wort für die internationale Gleichheit ihres Zustandes,

so fällt mir kein besseres Wort ein als das deutsche Wort Elend, ein Urahn des Wortes Ausland, im Sinne von der Fremde, ein Fremder sein... Nun gibt es eine geistesgeschichtliche Tradition, die dieses Fremdsein metaphysisch interpretiert: sind wir nicht alle fremd auf dieser Erde? Fremd im eigenen Land, in der eigenen Familie, und gibt es da nicht Augenblicke, wo einem die eigene Hand so fremd wird wie die eigene Wohnung?⁷

Die interkulturelle Germanistik macht die Hermeneutik kultureller Fremde zu einem Hauptstück ihrer literarischen und wissenschaftlichen Arbeit. Sie beschäftigt sich mit der Kategorie des Fremden und unterscheidet zwei Hauptbedeutungsrichtungen von fremd, erstens: 'unbekannt', 'unvertraut', 'unverständlich' und zweitens: 'nicht zugehörig', 'einem andern eigen'. Diese beiden Richtungen führen zu der sinnvollen Unterscheidung des kognitiv Fremden, Unbekannten, Unerkannten und des normativ Fremden, des aufgrund von Normen als nicht zugehörig Geltenden⁸.

Die Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts entfaltet das Motiv der Fremdheit und der damit verbundenen Entfremdung des Menschen in der Welt. Richard Wagner, zum Beispiel, ein rumäniendeutscher Autor, der 1987 aus Rumänien nach Deutschland übersiedelt ist, am eigenem Leibe also die Erfahrung des Ortswechsels, der Fremdheit kennengelernt hat, gestaltet in seiner Erzählung *Begrüßungsgeld* gerade diese Problematik. Er versucht dadurch literarisch auf eine bereits erlebte Befindlichkeit zu reagieren und mit diesem Werk die Heimatlosigkeit zwischen der Erinnerung an Rumänien und der Gegenwart des im fremden Land lebenden Schriftstellers zu beschreiben. Die Erzählung faßt die fundamentale Fremdheitsthematik ein- und ausleitend ins singuläre und obsessiv verwendete Wort „fremd“, das rahmenbildende Funktion gewinnt.

In den Erfahrungen des Protagonisten Stirner, der in der Erzählung *Ausreiseantrag* aus einem ihm fremden und widerlich gewordenen Gebilde auswandern will, lassen sich die persönlich von Richard Wagner demütig zu erleidenden Umstände des Wartens auf den Paß lesen. Genau wie sein Sprachrohr, wie sein literarisches alter ego⁹ hat Richard Wagner seinen Arbeitsplatz verloren, hat Publikationsverbot gehabt und hat als einzige Lösung aus diesem existentiellen Dilemma, die legale Flucht in den Westen gesehen. Den Zustand nach der Ankunft in Deutschland, die damit verbundene Kälte und Leere, die Unbehaustheit thematisiert gerade die Erzählung *Begrüßungsgeld*.

Begrüßungsgeld, in der Ich-Form geschrieben, bietet die Möglichkeit,

die Erfahrung der Fremdheit, die Stimer zusammen mit seiner Frau in Berlin machen, zu durchleuchten. „Die schlichte Berichtform [die Wagner gebraucht] ist unzweifelhaft eine zielgerichtete Erzählstrategie, die auf die Einbeziehung des uneingeweihten Lesers ins künstlerische Kalkül hinweist.“¹⁰ Immer wieder mündet die Erzählung zurück ins Vergangene: Erzählsplitter aus der Gegenwart und Erinnerungsfragmente der Vergangenheit geben dabei Auskunft über die innere Zerrissenheit des Protagonisten, der sich in der bundesdeutschen Wirklichkeit nicht zurechtfinden kann, dem der gesellschaftliche Boden unter den Füßen schwindet. Es fehlt dabei ein roter Handlungsfaden, an dem sich der Leser orientieren könnte: Eindrücke, Ereignisse, folgen unmittelbar aufeinander und „scheinen sich in einem Raum ohne Zeit abzuspielen.“¹¹ Der Wunsch aus einem fremden unerträglichen Land, Rumänien, auszureisen und in das Eigene zurückzukehren, prallt anfangs an der Engstirnigkeit der deutschen Beamten ab:

„Die Namen, sagte der Mann. Zu wem sind sie ausgereist? Ihre Übernahmegenehmigung ... Ich glaube nicht, daß sie den Vertriebenenausweis bekommen werden. Sie sind nicht ausdrücklich als Deutsche verfolgt gewesen. Wenn sie das, was sie auf Deutsch geschrieben haben, auf rumänisch geschrieben hätten, wären sie doch genauso verfolgt worden, sagte der Mann. Gehen sie also zur Ausländerpolizei und suchen sie um politisches Asyl an, sagte der Mann. Und geben sie vorläufig keine politischen Erklärungen mehr ab.“¹²

Dasselbe hatte er auch in Rumänien über sich ergehen lassen: ständig bespitzelt und bedroht, imaginärer Schulden angeprangert, war ihm das Leben zur Qual geworden:

„Sie sitzen an einem langen Tisch. Parteikomiteemenschen. Sie schweigen. Einer dreht sich mir zu: ‚Was suchst du im Westen?‘ Am Kopfende sitzt der Chef. Du wirst im Westen zugrundegehen. Ziehe deinen Antrag zurück. Nein, sage ich. Es ist das einzige Wort, das ich sage, das einzige Wort, das mir noch gehört.“¹³

Das Schweigen ist in einem unertäglichen Regime eine Möglichkeit des Überlebens. Das Verneinen, die Kraft der Negation ist das einzige, was

dem Menschen noch gehört. In Rumänien waren Stirner und seine Frau Irene zu Einzelgängern geworden, sie hatten sich deutlich von dem Regime abgegrenzt, doch sie sind, ihrer Anschauung gemäß, auch von der deutschen Minderheit nicht als repräsentative Intellektuelle angesehen worden. Dazu hat sich der Schriftsteller Richard Wagner geäußert und hat zu verstehen gegeben, daß er und andere Autoren innerhalb der rumäniendeutschen Minderheit eine Ausnahmeposition eingenommen haben.

„Wir sind nicht repräsentative Intellektuellen der deutschen Minderheit in Rumänien gewesen, sondern wir haben eigentlich in der Revolte gegen diese Minderheit gearbeitet, gedacht, geschrieben. Wir haben eine Art Zweifrontenstellung bezogen. Ja, wir waren eine Minderheit in der Minderheit...“¹⁴

Begrüßungsgeld spricht über die Einsamkeit, die Fremdheit, den Zustand der Heimat- und Beziehungslosigkeit, des unmöglichen Vertrautwerdens in der neuen Welt. Stirner ist anfangs ein Ausgesetzter, in dem Zustand zwischen Wegfahren und Nicht-Ankommen, ein Mensch im „Niemandland“, zwischen zwei Welten und zwei Kulturen. So zum Beispiel vermittelt ihm das Bett in Deutschland, das eigentlich ein geborgenes Lager sein sollte, den Eindruck eines Gefängnisses, das mit der Hitze assoziiert, den Zustand des Unbehagens verstärkt:

„Die braungestrichenen Eisenstäbe der Betten, das Weiß des Bettzeugs, die Härte der Laken. Auf Betten sitzen (wie im Knast von T., zwölf Jahre war es her, wenn Stirner auf dem Bett saß, fiel es ihm ein). Es war heiß im Zimmer, überheiß.“¹⁵

Das Gefühl der Ortlosigkeit, des Nicht-Dazugehörens überkommt Stirner schon bei der Begegnung mit den Behörden. Er findet keinen Flucht- und Haltepunkt. Er ist der aus seiner Heimat Verschlagene, der von außen Dazukommende, der seine scheinbare Andersheit schmerzlich empfindet. Der Protagonist lebt zuerst im Zustand einer bewußt wahrgenommenen Vorläufigkeit, er empfindet sich selbst als Fremder, der an keinem Ort zugehörig sein kann. Nicht zufällig fallen uns dazu die Worte Herta Müllers, Wagners ehemaliger Lebensgefährtin ein, die in ihrem

poetologischen Diskurs folgendes geäußert hat: „Zu Orten kann man nicht gehören. Man kann im Stein, im Holz, egal, wie es sich fügt, doch nicht zu Hause sein.“¹⁶ Wenn der Mensch dazu verdammt ist, sich nirgends auf Erden heimisch zu fühlen, mutet es nicht zufällig an, daß häufige Schauplätze der Handlung die U-Bahn, Hotelzimmer, Züge, Straßen, Geh- und Bahnsteige sind, Orte an denen sich die Menschen nur zufällig treffen, um dann wieder in die Anonymität unterzutauchen.

Seine Erfahrungen sammelt Stirner entweder visuell, durch den Blickkontakt mit der Welt, oder beim Stadtbummel, im Gehen. Er ist stets in Bewegung, will die Möglichkeit der Freiheit ausnützen, will topographische Grenzen überschreiten. So zum Beispiel begibt er sich nach Ost-Berlin, um sich seiner Reisefreiheit zu vergewissern. Mit dem Zug fährt er dann nach Köln, Stuttgart, entlang des Rheintals, nach Italien und lernt sein neues Land kennen, nimmt seine Freiheit in Anspruch. Stirner scheint kein Mensch zu sein, der an einem Ort heimisch ist, er ist stets in Bewegung. Das Gehen und das Reisen werden zu seiner Existenzweise: er nimmt auf der Straße, eigentlich einem transitorischen Ort, im Gehen und mit Hilfe des Blickes die Umgebung als fremd wahr. Stirner ist ein „Straßengänger“¹⁷, dessen neugieriger Schritt ihn durch fremde Stadtviertel und leere Straßen führt. Das Gefühl einer ihn umgebenden Leere, einer menschenleeren Welt, prägt sich ihm immer wieder ein:

„Es gab Augenblicke, in denen er sicher war, in seinem ganzen Leben keinem Menschen mehr zu begegnen.“¹⁸

Er ist anfangs nur ein Reisender, ein Unbehauster, der sich die Menschen anschaut und das Typische an ihren Gesichtszügen zu entdecken versucht. Stirners Wahrnehmung der ihn umgebenden Realität konzentriert sich auf das Sehen.

„Es regnet vor dem Fenster. Wolken. Dann, die Sonne. Vorgänge zum Wahrnehmen. Zeit vergeht. Tage sind kurz, und Stunden sind lang. Ich beobachte das Wetter. Eine Taube setzt sich aufs Fensterbrett, sie fliegt wieder weg.“¹⁹

Unter seinem Blick zerfällt die Welt in einzelne Splitter: Beobachtungen,

kurze Szenen, die nicht zu einem Ganzen zusammenwachsen wollen. Diese Wahrnehmungen bleiben beziehungslos, es sind lauter Momentaufnahmen eines deprimierenden Bewußtseins: schmerzhaft Bilder der Selbstentfremdung, der Unsicherheit und Verlassenheit.

Genau wie Irene, die Protagonistin von Herta Müllers Erzählung *Reisende auf einem Bein*, die angesichts ihrer Auswanderung dieselben Erfahrungen wie Stirner durchmacht, kann sich Stirner vor der Flut der auf ihn einstürzenden Beobachtungen nicht retten. „Es ist die Rede von Hilflosigkeit vor der Überfülle von Eindrücken und Angeboten, von einem starken Gefühl der Fremdheit, von der dauernden Angst, sich falsch zu verhalten und für einen Ausländer gehalten zu werden.“²⁰

Das Gefühl der Ortlosigkeit, des Nicht-Dazugehörens, Begleiterscheinungen der Fremdheit, überkommen Stirner bei der Begegnung mit westdeutschen Leuten und er hat Angst, von ihnen als Ausländer durchschaut zu werden. Da ein Kontakt mit Personen ausbleibt, da Stirner keine Freundschaften schließen kann, ersetzen ihm zum Teil die Zeitungen die Informationen über die Außenwelt. Das Lesen wird für ihn zu einer Form, Beziehungen aufzunehmen: des öfteren wird im Text berichtet, daß er sich die Werbezeitungen gründlich ansieht, daß er durch Zeitungen blättert, daß er sogar alle rumänischen Zeitungen kauft.

Stirner versucht seine Fremdheit durch eine erzwungene Anpassung zu überbrücken. Das Gefühl, etwas falsch zu machen, sich irrsinnig zu verhalten, lähmt ihn und macht ihn handlungsunfähig:

„Stirner wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Ich kenne die Umgangsformen hier nicht, sagte er. Ich habe ständig den Eindruck, mich falsch zu verhalten. Er beobachtete, wie sich Sabine verhielt und kritisierte sie.“²¹

Stirner ist ein Schriftsteller, der seine Verunsicherung durch das Schreiben zu bewältigen versucht. Anfangs findet er aber darin die gesuchte Wärme nicht, der Versuch der Rückgewinnung der Heimat scheitert in einer ersten Phase. Der Protagonist gerät in eine tiefe Schaffenskrise, deren Wurzeln gerade in dem Verlust der Nähe, der Sprache liegen. Richard Wagner legt einen besonderen Wert auf die Sprachschwierigkeiten seiner

männlichen Figur. Diese versucht durch seine Sprachen Brücken zwischen dem verlassenen Land und Deutschland zu schlagen und empfindet sich gerade in der deutschen Sprache als unbehaust, als ein Fremder:

„Jetzt war er im Niemandsland. Es gehörte ihm nichts. Er redete zwar dieselbe Sprache wie die Leute hier, aber er redete wie einer, der von außen kommt. Seine Sätze wirkten wie übersetzt. Er schrieb, aber er zielte auf nichts. Er war mit seiner Sprache allein.“²²

Er empfindet eine sprachliche Lähmung angesichts der neuen Wirklichkeit, der auf ihn einstürzenden Erfahrungen. In Rumänien hatte sein Schreiben in dem Maße einen Sinn, als er verborgene Gedanken zum Ausdruck bringen, Subversives veranschaulichen konnte. Unter dem Schock der plötzlichen Entfremdung macht Stirner die Erfahrung eines zunehmenden Sprachverlusts.

Die Kälte, Zeichen einer inneren Leere, spiegelt sich in den Gesichtern der im Westen angetroffenen oder angeschauten Menschen. Zusammen mit Sabine erlebt er in der Fremde den Verlust. Die beiden finden keinen Bezugspunkt, keinen Halt, die Fremde kann noch nicht zur Heimat werden. Die innere Kälte und Leere, das Gefühl der Unbehaustheit sind Begleiterscheinungen der Fremdheit.

Sowohl Rumänien als auch Deutschland sind für den Protagonisten schmerzliche Welten, er vermag sich in ihnen nicht zurechtzufinden. In Westdeutschland stellt er das Ausbleiben der Heimat mit einem Gefühl der Angst fest:

„Erst durch den Weggang zeigte sich überdeutlich auch die Heimatlosigkeit im Deutschen. Das Deutsche war bloß aus der Entfernung eine Sicherheit gewesen. Sich am Deutschen festhaltend, lebte er in der rumänischen Fremde. Und jetzt, in Deutschland? Niemand ist des anderen Sprache. Doch, er war Emigrant. Aber einer ohne Zukunft.“²³

Der Protagonist ist ein Fremder ohne Schutzraum um sich. Wie beiläufig klingt die Ausländerfeindschaft im Westen an: darunter hatten alle Aussiedler zu leiden und Stirner gliedert sich in die Kategorie aller ein:

„Sie redeten vom Geleisteten und davon, daß sie alle bleiben sollten, wo sie sind. Die Ausländer, die Aussiedler, und die in der DDR sollten in ihrem eigenen Dreck ersticken. Haben es nicht besser verdient.“²⁴

Stirner wehrt sich noch gegen die Bezeichnung „Emigrant“. Er war aus einem deutschen Siedlungsgebiet in Rumänien in sein Mutterland zurückgekehrt. Allmählich begreift er die Distanz zu Rumänien, das immer nur mit seinen alten Eltern assoziiert wird und mit der Allmacht des Diktators. Das Mißtrauen der Deutschen angesichts seiner Sprache, die in ihm den ausgewanderten Rumänen sehen, der nun die deutsche Sprache erlernen muß, wird er auch erleben müssen:

„Sprechen sie nun besser deutsch oder rumänisch ? (...) In Rumänien haben sie immer gesagt: Du Deutscher, sagte Stirner. Hier bin ich der Rumäne. Er sagte es achselzuckend.“²⁵

Neben Erfahrungen existentieller Art werden in *Begrüßungsgeld* auch spezifische Probleme deutschsprachiger Aussiedler in der BRD beschrieben. Es finden sich somit Beschreibungen der Gefühle, die angesichts eines ausgedehnten bürokratischen Kalküls – von Auffanglager, Wohnungsamt, Bundesnachrichtendienst, Warten auf das Erhalten der deutschen Staatsbürgerschaft – entstehen.

Die Gewißheit, mit der Ausreise eine Welt verloren zu haben, nistet sich immer mehr in das Bewußtsein des Protagonisten ein, und so fällt es ihm nicht mehr schwer, das Wort Exil auszusprechen:

“Ich weiß, daß es kein Zurück gibt, sagte er. Ich wußte es, als ich ging. Es wird ein Jahr vergehn, und er wird auch das Wort Exil akzeptieren, es wird ihn nicht mehr beunruhigen.“²⁶

Stirner paßt seine Aussprache der bundesdeutschen Wirklichkeit an, er ringt mühelos mit sich selbst, ein anderer zu sein, als ein anderer zu gelten. Immer wieder pendelt er in seinen Erinnerungen zwischen dem Jenseits, dem Dort, das sein bisheriges Leben in Rumänien war, und einem Jetzt, einem Augenblicklichen. Was in Rumänien Mangel an Waren

war, ist hier Überfluß. „Dort“ bedeutet für den Protagonisten der demütigende Umstand des Wartens auf den Paß, die Bestechung der rumänischen Beamten, der Wunsch zur Ausreise. „Hier“ ist mit einer Überfülle unbekannter Eindrücke, mit der Fremdheit gleichzusetzen. Und dennoch kann das verlassene Land nicht so schnell vergessen werden: Sabine und Stirner ertappen sich mehrmals dabei, wie sie Bilder aus Deutschland mit der Formel „Wie bei uns“ erklären. Welches uns ? Ein längst verlorenes, aus dem man ausgegrenzt und vertrieben war.

Stirner ist kein Gescheiterter, er vermag sich aus der Fremdheit zu retten. Es gelingt ihm seine Sehnsucht zu überbrücken, literarisch Fuß zu fassen:

„Daß er die deutschen Dialekte zu unterscheiden anfang, war ihm ein Beweis des Sich-Zurecht-Findens. (...) Er konnte wieder schreiben, er war wieder zu Beobachtungen fähig. Was er sah, konnte er jetzt auch wieder einordnen. Das Raster war noch sehr fragil, aber daß er wieder schreiben konnte, machte ihn ruhiger. (...) Ich schreibe. Was dabei herauskommt, wird sich ja zeigen, sagte er.“²⁷

Stirner hat seine Sprach- und Existenzkrise bereits überschritten, er wird fähig sein, sich wieder zurechtzufinden.

Das Gefühl der Fremdheit erwächst in diesem Werk aus dem Zustand des Exils, des „Dazwischen“, aus dem Gefühl der Heimatlosigkeit. Die Kluft zwischen den beiden Welten kann durch das Schreiben überbrückt werden, Stirner vermag sich als Schriftsteller zu retten. Letzen Endes ist in seinem Falle ein Vertrautwerden in der Distanz möglich.

1 Vgl.: Wierlacher, Alois (1982) : *Fremderfahrung als Gegenstand der Literaturforschung*

2 Döhring, Karl (1963): *Die allgemeinen Regeln des völkerrechtlichen Fremdenrechts und das deutsche Verfassungsrecht*, Köln/Berlin , 19.

3 Vgl.: Jeggler (1972), Simmel (1908), und Justin Stagl (1974) : *Wissenssoziologie*. In: *Kulturanthropologie und Gesellschaft*, München, 34.

4 Vgl.: Girtler, Roland (1979) : *Entwicklungslinien, Paradigma, Methoden*, München, 210.

5 Aus kritischer Sicht vergleiche zu diesem Themenkomplex: Hermann,

Horst (1976) : *Die sieben Todsünden der Kirche*. Mit einem Nachwort von Heinrich Böll, München, 271.

6 Vgl.: Ritter, Joachim (Hrsg.) (1972): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. II: *Zur Epistemologie des Fremden*, Darmstadt, 75-78. Vgl. Högrefe, Wolfram (1985): *Die epistemische Bedeutung des Fremden*. In: *Das Fremde*, 159-174.

7 Böll, Heinrich: *Ich bin ein Deutscher*. In: *Essayistische Schriften und Reden* 3, 176-177.

8 Ohle, Karlheinz (1978): *Das Ich und das Andere. Grundzüge einer Soziologie des Fremden*, Stuttgart, 22.

⁹ In den Lebensbeschreibungen des Protagonisten Stirner lassen sich Gemeinsamkeiten mit dem Leben Richard Wagners herausfinden. Obwohl sich aber Übereinstimmungen zwischen dem Leben des Protagonisten und das des Autors nicht leugnen lassen, und wir die Präsenz einiger autobiographischer Elemente nicht abstreiten wollen, möchten wir nicht Stirner mit Richard Wagner gleichsetzen. Daß der Autor seinen Text mit der Gattungsbezeichnung "Erzählung" versehen hat, ist für uns ein Grund genug, ihn in erster Linie als fiktional zu rezipieren. .

¹⁰ Csejka, Richard (1991): *Richard Wagner*. In: Arnold, Heinz-Ludwig (Hrsg.) (1978): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Bd. 7, München, 3.

¹¹ Rüb, Matthias (1989): "Das fremde Heimatland". In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10. November 1989, 14.

¹² Wagner, Richard (1991): *Begrüßungsgeld*, Frankfurt/Main, 172.

¹³ Wagner, Richard: Anm.12, 154.

¹⁴ Solms, Wilhelm (Hrsg.) (1990): *Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur*, Marburg, 298.

¹⁵ Wagner, Richard: Anm. 12, 142.

¹⁶ Müller, Herta (1991): *Der Teufel sitzt im Spiegel. Wie Wahrnehmung sich erfindet*, Berlin, 123.

¹⁷ Die Bezeichnung hat Maria Kublitz-Kramer im Zusammenhang mit Irene, einer anderen Protagonistin der Fremdheitserfahrung, aus Herta Müllers Erzählung *Reisende auf einem Bein* geprägt. Vgl.: Kublitz-Kramer, Maria : *Die Freiheiten der Straße. Stadtläuferinnen in neueren Texten von Frauen*. In: Freese, Peter (Hrsg.) (1993) : *Paderborner Universitätsreden*, Paderborn, 23.

¹⁸ Wagner, Richard: Anm. 12, 250.

¹⁹ Wagner, Richard: Anm. 12, 155.

²⁰ Jacobs, Jürgen (1989): "Mit seiner Sprache allein. Richard Wagner erzählt von der Einwanderung in die Bundesrepublik". In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17. April 1989, 14.

²¹ Wagner, Richard: Anm. 12, 156.

²² Wagner, Richard, Anm. 12, 155.

²³ Wagner, Richard: Anm. 12, 177.

²⁴ Wagner, Richard: Anm. 12, 183.

²⁵ Wagner, Richard, Anm. 12, 205.

²⁶ Wagner, Richard: Anm. 12, 245.

²⁷ Wagner, Richard: Anm. 12, 256, 269.

Lyrik im Zeichen der Diktatur. Subversivität als Phänomen der Interkulturalität

Petra Beate Kory

1. Einführende Bemerkungen

Vorliegende Arbeit setzt sich als Ziel im Rahmen eines Vergleichs zwischen der DDR-Lyrik und der rumäniendeutschen die kritische Lyrik zu untersuchen und auf die ähnlichen Verwendungsweisen von parabelhaften und subversiven Formen einzugehen. Um die kritische Lyrik zu kennzeichnen führt Hans Mayer den Terminus der "Sklavensprache" ein, den auch Karl-Heinz Wüst übernimmt (Wüst 1989: 127). Damit wird eine Sprache bezeichnet, die sich formaler Verfremdungen, d.h. Formen des uneigentlichen Sagens bedient, um die Wahrheit auszudrücken und sich gleichzeitig der Kontrolle der Herrschenden zu entziehen.

In der DDR Lyrik der sechziger und siebziger Jahre, sowie in der rumäniendeutschen Lyrik der siebziger Jahre ist eine auffallende Zunahme an parabelhaften Formen zu verzeichnen, die als Folge der eingeschränkten Meinungsfreiheit im sozialistischen Gesellschaftssystem zu sehen ist. Sowohl die Aktivität der "Sächsischen Dichterschule" als auch jene der "Aktionsgruppe Banat" setzt in einer Zeit ein, in der die anfängliche Tauwetterperiode langsam zu Ende geht und von einer viel intransigenteren Zeitspanne ersetzt wird. Gerrit-Jan Berendse meint dazu: "Auffallenderweise erfuhr gerade in einer Zeit der Maßnahmen der SED, das Land einzumauern, die Lyrik in der DDR eine quantitative und qualitative Steigerung, und kam schon bald in den Genuß internationalen Ansehens" (Berendse 1990: 17). Die Äußerung Berendses wirft unmittelbar die Frage auf, ob "gute Literatur" als ein Produkt der Diktatur angesehen werden kann. Die gleiche Frage wurde auch in der Podiumsdiskussion "Entstehung und Auflösung einer literarischen Gruppe" von Jochen Hieber an die rumäniendeutschen Lyriker gestellt. Natürlich wehren sich die Schriftsteller gegen diese Behauptung. Werner Söllner meint, es seien eher "die Versäumnisse der Diktatur" (Solms 1990: 279) gewesen, welche die Literatur gefördert haben; darunter aber versteht er sicher, daß Gedichte subversiven Charakters gedruckt worden sind und somit zur Öffentlichkeit

gelangen konnten. Sicher ist aber, daß die Diktatur der Literatur eine gewisse Form aufprägt, eine gewisse Ausdrucksmodalität.

Man sollte sich die Frage stellen, wie Subversivität eigentlich entsteht und inwieweit sie als ein Kennzeichen moderner Lyrik gelten kann. Liest man das Vorwort Anton Sterblings zu den Gedichten und kurzen Prosastücken der "Aktionsgruppe Banat", die im Novemberheft der *Neuen Literatur* 1972 unter dem Titel *Übungen für Gleichgültige* zusammengefaßt worden sind, dann gibt man sich Rechenschaft darüber, daß eine Art Verschwörung zwischen Autor und Leser angestrebt wird. Der Leser soll "Verdacht fassen" und "Gedankenschlupfwinkel im leisesten metapherverdächtigen Wort und parabelverwandten Satz ausfindig machen" (Sterbling 1972: 3). Es geht dabei nicht nur um eine Verschwörung zwischen Autor und Leser, sondern auch um eine Verschwörung zwischen den Schriftstellern, die sich in Gruppen zusammenschließen, um sich gegenseitig zu unterstützen und zu fördern. Eine andere Erklärung des Erfolges, die diese Lyrik genießt, könnte auch die Tatsache sein, daß die subversive Lyrik sich literarischer Formen und Stilfiguren bedient, die zur Verschlüsselung der Aussage führen und somit als Kennzeichen moderner Lyrik gelten.

2. Sozialpolitische Voraussetzungen in der DDR

Die Reglementierung des Kulturlebens durch die Partei ist in der DDR in den fünfziger Jahren sehr streng, während in den sechziger Jahren eine größere Publikationsfreiheit verzeichnet wird (Jürgen Mirow 1990: 1053).

Eine wichtige gesellschaftspolitische Veränderung zu Beginn der sechziger Jahre, die "das Gesicht der Literatur nicht nur äußerlich, sondern auch strukturell verändert hat", (Emmerich 1989: 110) ist der Bau der Mauer am 13. August 1961, welcher die Grenze zur BRD in einen "Absperrungswall" (Bahr 1988: 514) umwandelt. Durch den Mauerbau isoliert sich die DDR von der Außenwelt, der geistige Horizont der Intellektualität wird dadurch beschränkt und somit lenkt sich das Interesse der Schriftsteller viel stärker auf die eigenen Lebensumstände und Lebensverhältnisse. Der Protest gegen die Isolierung äußert sich in einem kritischen Verhältnis der Intellektualität zum sozialistischen Gesellschaftssystem. "Das konnte gerade in der Literatur nicht zu einem weniger kritischen Verhältnis des DDR-Bewohners zu seinem Land beitragen, im Gegenteil", erkennt Wolfgang Emmerich (Emmerich 1989: 162).

Die Öffnungstendenz in der Kulturpolitik der DDR ist auch an dem V. Schriftstellerkongreß 1961 ablesbar, der nach Ehrhard Bahr die "Duldung der offenen Kritik an dogmatischen und administrativen Fehlern" proklamierte (Bahr 1988: 514). Trotzdem ist aber schon 1962 klar geworden, daß der genehmigte Freiraum viel zu eng gefaßt wurde. Dies illustriert das beständige Schwanken der Parteiführung in der Reglementierung des Kulturlebens; mal läßt man extreme Strenge walten, um später die Zügel wieder ein bißchen lockerer zu lassen.

Das "Anwachsen kritischer Tendenzen" (Emmerich 1989: 162) in der Literatur der DDR kann vor allem am Lyrikabend, den Stephan Hermlin am 11. Dezember 1962 in der Deutschen Akademie der Künste in Berlin mit dem Titel *Junge Lyrik - unbekannt und unveröffentlicht* veranstaltet, beobachtet werden. Junge, unbekannte Autoren wurden durch eine Zeitungsanzeige aufgefordert Gedichte einzusenden, aus denen Stephan Hermlin vorgelesen hat. Es wurden Autoren wie Sarah und Rainer Kirsch, Volker Braun, Wolf Biermann vorgestellt. Dieser Lyrikabend hat umfangreiche Auseinandersetzungen provoziert, denenzufolge Hermlin seine Stellung als Sekretär der Sektion "Dichtung und Sprachpflege" verloren hat. Wilfried Barner erklärt den Ausgangspunkt der Debatten folgendermaßen: "Die heftige Polemik gegen Hermlins Veranstaltungen hat ihren Grund vor allem in der Aufbruchsgeste, mit der sich in markanten Texten einige der jungen Autoren von den Älteren, der Generation der Väter und Erbauer des Sozialismus, abgrenzten" (Barner 1994: 542).

Viele Kritiker sprechen von dem "Aufbruch der jungen Lyriker" im Jahre 1962 oder von einer Lyrikwelle, weil die Dichter vom Geist der Kritik beseelt sind, die Unvollkommenheiten des sozialistischen Gesellschaftssystems aufzeigen und die Leser zur Veränderung der Verhältnisse aufrütteln wollen. Es handelt sich dabei um die Lyriker der "Sächsischen Dichterschule".

1971-1979 ist in der kulturellen Szene der DDR eine gewisse Offenheit zu verzeichnen. Erich Honecker akzeptiert in seiner Rede am IV. ZK-Plenum im Dezember 1971 die kritische Haltung der Schriftsteller dem System gegenüber. Ein Jahr danach aber mißbilligt er die Tendenz zur Enttabuisierung. "Statt mehr künstlerische Freiheit zu gewähren, zog die SED-Führung die Schraube administrativer Kontrolle an: Die Jahre 1973-1978 stehen im Zeichen von Beschränkung, Verfolgung und Verhaftung" (Bahr 1988: 524).

Im Jahre 1976 wird Wolf Biermann ausgebürgert, der durch seine Protesthaltung dem Regime gegenüber die Aufmerksamkeit der Machthaber auf sich gezogen hat. Seit diesem bedenklichen Jahr verlassen die Dichter massiv ihr Heimatland; so Reiner Kunze, Bernd Jentzsch, Sarah Kirsch, Günter Kunert, Kurt Bartsch u.a. Die Auswanderung der Dichter führt zur Auflösung des Gruppenzusammenhangs, der durch die "Sächsische Dichterschule" gewährleistet wurde.

3. Politik und Literatur in der SR Rumänien

Im Jahre 1965 wird Ceaușescu der Generalsekretär der Rumänischen Kommunistischen Partei. Etwa fünf Jahre herrscht ein liberales Klima vor, das sich durch die Abwendung vom Dogma des Stalinismus kennzeichnet. "... in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre war in Rumänien eine vorsichtige stufenweise Abkehr von der Theorie und der Praxis der rumänischen Stalinisten eingetreten, der Dogmatismus im gesellschaftlichen Leben wie in der Kulturpolitik wurde zügig aufgebrochen, allenthalben wurden neue Bewußtseins-Spielräume und Aktionsmöglichkeiten sichtbar, die auf politisches Denken und auf gesellschaftlichen Wandel gerichtete Hoffnung nur fördern und nähren konnten" (Fromm 1983: 145). Zwei Ereignisse, die das literarische Leben in Rumänien Ende der sechziger Jahre positiv beeinflußt haben, sind die Entmachtung des Sicherheitsdienstes durch die oberste Parteiführung und die lautstarke Parteinahme Ceaușescus für den "Prager Frühling". Die politische Lage in Rumänien Ende der sechziger Jahre, die sich auch auf den Anfang der siebziger Jahre auswirkt, obwohl schon repressive Maßnahmen getroffen werden, erklärt das Entstehen von Gedichten, die von der "kritisch-schöpferischen Partnerschaft mit der Gesellschaft" (Fromm 1983: 146) zeugen. Ein anderer Beweis für diese Partnerschaft sind auch die Anfangsbemühungen der Mitglieder der "Aktionsgruppe Banat", welche die Menschen aus ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln wollen, indem sie ihnen ein realistisches Bild des Lebens zeigen. Peter Motzan spricht von der belebenden und befruchtenden Wirkung der Beschlüsse des IX. Parteitages (19. – 24. Juli 1965) auf das kulturelle Leben in Rumänien (Motzan 1980: 109). Im Jahre 1970 kommt es zur Dezentralisierung des Verlagswesens, welche günstigere Publikationsmöglichkeiten für die Schriftsteller mit sich bringt. Die

Autoren bekennen sich zu einer Literatur, die sowohl die positiven als auch die negativen Aspekte des gesellschaftlichen Lebens darstellen soll, d.h. ihr Verhältnis zur Wirklichkeit kennzeichnet sich als ein grundlegend kritisches. Die weltoffene Atmosphäre erlaubt auch das Übersetzen einiger Texte aus dem Ausland ins Rumänische. So z.B. wurde zu Beginn der sechziger Jahre Hugo Friedrichs *Struktur der modernen Lyrik* ins Rumänische übersetzt und publiziert.

Nach dem Jahre 1971, das auch unter dem Namen "Jahr der Kleinen Kulturrevolution" bekannt ist, versucht man die Öffnungstendenz wieder rückgängig zu machen. William Totok spricht in seinem Aufsatz *Literatur und Personenkult in Rumänien* von sich "wiederholenden Zyklen von 'Tauwetter' und 'Eiszeit', die für die sozialistischen Länder typisch sind" und verzeichnet in den Jahren 1962-1969 "eine gewisse Liberalität und von 1970-1989 eine zunehmende Dogmatisierung" (Solms 1990: 93).

Angefangen mit dem Jahr 1972 treten verstärkt Publikationsschwierigkeiten auf, die Zensur verbietet das Drucken mancher Texte, Gedichte müssen umgeschrieben werden, oder können nur gedruckt werden, wenn man gewisse Zeilen wegläßt, die von den Zensoren als störend empfunden worden sind. Damit die Texte von den Zensoren gelesen werden können, müssen sie zuerst ins Rumänische übersetzt werden. Das kulturelle Klima ändert sich jäh im Oktober 1975 mit der Verhaftung von sechs Autoren. William Totok wird für acht Monate verhaftet; die Aktionsgruppe Banat wird zwangsmäßig aufgelöst. Obwohl in Rumänien im Jahre 1977 die Zensur offiziell abgeschafft worden ist, verhärten sich die Publikationsbedingungen, weil jetzt auch Redakteure und Chefredakteure der Zeitungen die Texte zensurieren. Das Leben als Dichter wird immer schwerer. Richard Wagner bekennt, daß die Mitglieder der Aktionsgruppe Banat nach 1975 einzeln weitergemacht haben, um sich später in einem offiziellen Literaturkreis, dem Universitas-Literaturkreis, wiederzufinden.

Die achtziger Jahre stehen im Zeichen der Ausreise der deutschen Minderheit. Viele Dichter verlassen ihr Heimatland, so Werner Söllner, Rolf Bossert, Richard Wagner, William Totok, Gerhard Ortinau, Herta Müller. Mit dem Auswandern der Dichter und Schriftsteller ist vielleicht eines der anregendsten Kapitel der rumäniendeutschen Literatur abgeschlossen. .

4. Subversive Formen als Phänomen der Interkulturalität

Typisch für Gesellschaftssysteme, die die Freiheit des Wortes mißachten, sind subversive oder parabelhafte Formen, die als Folge der eingeschränkten Meinungsfreiheit auftreten, und somit den Schriftstellern die Möglichkeit geben, mehr zu meinen, als sie durch Worte ausdrücken können. Karl Heinz Wüst teilt die Verfahrensweisen der kritischen Lyrik in zwei große Gruppen ein: in Makrostrukturen kritischer Lyrik, die Gedichttypen wie Gleichnis, Parabel, Fabel und Allegorie umfassen, und in Mikrostrukturen kritischer Lyrik wie Metapher, rhetorische Frage, Antithese, Paradoxon und Ironie.

4.1. Makrostrukturen kritischer Lyrik

4.1.1. Das Gleichnis

Es ist schwierig, die Begriffe Gleichnis und Parabel voneinander abzugrenzen. "Im weiteren Sinne genommen, schließt das Gleichnis die Parabel mit ein, im engeren Sinne gebraucht, stellt man es der Parabel gegenüber" (Poser 1978: 53). Das Gleichnis wird definiert als "sprachliches Gestaltungsmittel, bei dem eine Vorstellung, ein Vorgang oder Zustand (Sachsphäre) mit einem entsprechenden Sachverhalt aus einem anderen, meist sinnlich-konkreten Bereich (Bildsphäre) verglichen wird." (Metzler Literaturlexikon 1990: 436). Ein unterscheidendes Merkmal zur Parabel ergibt sich daraus, daß "bei der Parabel die Sachseite nicht ausdrücklich genannt ist, sondern erschlossen werden muß" (Metzler Literaturlexikon 1990: 500), woraus folgt, daß die Parabel das Bild statt der Sache präsentiert, während das Gleichnis das Bild neben die Sache stellt.

Ein bevorzugtes Thema der Gleichnisse, sowohl in der DDR als auch in der rumäniendeutschen Lyrik ist der Protest gegen die Uniformisierung der Persönlichkeit und gegen die Beschränkung der Freiheit. Anhand des Gleichnisses *der hochwald* zeigt Reiner Kunze das Streben nach Gleichförmigkeit, die von der führenden Partei ausgeht, auf:

"Der hochwald erzieht seine bäume

.....

Keiner sieht mehr als der andere,
dem wind sagen alle das gleiche"

(Kunze 1974: 81).

Aus einer anderen Perspektive nimmt auch Volker Braun das gleiche Thema wieder auf:

“Überall regt sich was, ich kann es nicht kontrollieren! Schmeckt mir nicht jeder Halm, mäh ich die Wiese ab” (Wüst 1989: 138).

Hinter dem “ich” versteckt sich der Machtanspruch der Partei, die alles Geschehen überwachen will.

Das Gedicht *haus* von Franz Hodjak kann als Gleichnis interpretiert werden:

“wände an eisenstangen gelehnt
überkreuz ein paar balken
eine geknickte schwinge das dach
überm hohen torbogen
der spruch
zerbröckelt sacht

von unkraut überwuchert die wege
lose die treppen
ausgerenkt die fenster

trotzdem immer wieder
worte finden die aufbaun das was
zerfällt in uns”
(Hodjak 1976:).

In den ersten beiden Strophen des Gedichts zeichnet Franz Hodjak das Bild eines zerfallenen Hauses. Die letzte Strophe stellt die Pointe des Gedichts dar und macht offensichtlich, daß es als ein Gleichnis gelesen werden muß: so wie das Haus zerfällt, so zerfallen auch die Illusionen der Menschen. Die Konjunktion “trotzdem” setzt voraus, daß die vorhergehenden Strophen auf einer Vergleichsebene gelesen wurden, daß der Leser eine Analogie zur Gesellschaft hergestellt hat. In diesem Gleichnis widersetzt sich Hodjak der Aufbauthematik, die vom “sozialistischen Realismus” proklamiert wurde. Die Worte, “die aufbaun das was zerfällt in uns” sind ein Hinweis auf die Verfälschung der Wahrheit.

Das Gedicht *bad moneasa* von Hodjak steht für die Sehnsucht des Individuums nach Freiheit und ist als Protest gegen die Beschränkung der Freiheit aufzufassen. Die Bildsphäre bedient sich besonders evokativ der "heimat aus luft" der Lerchen:

"lerchen eure flügel
sie stoßen sich
an nichts
wund

ihr habt eine heimat
aus luft"
(Hodjak 1976: 77).

Anhand dieser paar Beispiele kann man feststellen, daß in den Gleichnissen die expliziten Auslegungen meist fehlen. Die Bildsphäre des Gleichnisses wird aber fast immer mit gesellschaftlichen Zuständen in Verbindung gebracht. Die gleiche Regel gilt auch im Falle der Parabel.

4.1.2. Die Parabel

Da sich Schwierigkeiten bei der Definition des Parabelbegriffs ergeben, gehen wir der Einfachheit halber davon aus, daß die Parabel das Bild statt der Sache präsentiert, während das Gleichnis das Bild neben die Sache stellt. Wüst erwähnt folgende Definitionen der Parabel im Gegensatz zum Gleichnis: eine "erdichtete Geschichte" oder eine "Erzählung mit selbständiger Handlung" (Wüst 1989: 129).

Eine berühmte Parabel der DDR Lyrik ist Volker Brauns *Jazz*, in der das Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft problematisiert wird. Die "Musik der Zukunft" entsteht dadurch, daß jedes einzelne Instrument sich selbst spielt, seine eigene Melodie ertönen läßt, ohne sich um die Partiturvorschriften zu kümmern. Dies wird durch dynamische Verben geschildert wie ausbrechen, zertrommeln, sezieren, zersprengen. Aus den vielen Solostimmen entsteht eine neue Harmonie. Die Verse: "...jeder ist ein Schöpfer!/ Du hast das Recht, du zu sein, und ich bin ich" (Braun 1990: 60) pochen auf die Pflicht des einzelnen, seine Gedanken und Gefühle zu äußern und zu ihnen zu stehen. Das Gedicht ist somit als Protest gegen die Beschränkung der Freiheit des Individuums aufzufassen.

Die Parabel *die bringer beethovens* von Reiner Kunze (Kunze 1974: 10-12) stellt dar, wie sich etwas Angenehmes in sein Gegenteil verwandeln kann, dann wenn der Mensch dazu gezwungen wird.

Wüst gibt dazu eine zusätzliche Erklärung: "Kunzes Text spielt auf Agitationspraktiken an, die zur Zeit der Kollektivierung der Landwirtschaft in der DDR üblich waren. Zu jener Zeit wurden widerstrebende Bauern mit Hilfe eines massiven Einsatzes von Lautsprecheranlagen von der Überlegenheit und von den Vorteilen einer kollektiv betriebenen Landwirtschaft überzeugt" (Wüst 1989: 143).

Franz Hodjaks Parabel *Villons Ankunft im Himmel* (Hodjak 1977: 20) stellt das gleiche Thema dar. Villon, der gezwungen wird den Himmel zu betreten, fühlt sich dort nicht wohl:

"meine herren ich bewundere ehrlich ihre himmlische ordnung
deshalb glaube ich meine anwesenheit hier ist ein irrtum
ich bitte zu bedenken ich hartgesottener lump
könnte eines tags unter der last dieser güte zerbrechen."

Wahrscheinlich ist es kein Irrtum anzunehmen, daß Hodjak mit der "himmlischen Ordnung" auf die zeitgenössischen Zustände Anspielung macht und ironisch dazu steht, daß die Menschen zu "ihrem Wohl" gezwungen werden. Es wird auch Kritik an den Praktiken der Securitate geübt, welche die Menschen grob behandelt. Besonders wirksam wirkt hier das Paradoxon "von Engelsflügeln geschüttelt bis zum totalen Verlust des Bewußtseins".

Eine andere berühmte Parabel der rumäniendeutschen Lyrik ist Gerhard Ortinaus *Moritat von den 10 Wortarten der traditionellen Grammatik*. Nach Ernst Wichner wird darin "eine Machtergreifung mittels Sprache vorgeführt: "die sprache/ c'est/ moi/!" lautet die letzte strophenartige Feststellung dieses Textes, der mit einem alleinstehenden Ausrufezeichen endet. Er kann als sichtbares Scharnier zwischen Politik und Sprache, als politik-und sprachdemonstrativer Text gelesen werden...Dieser Text hat eine seltsame Karriere gemacht; mehrfach mußte er ins Rumänische übersetzt und der Zensur vorgelegt werden, die nicht völlig zu Unrecht vermutete, hinter dem vorgeführten Sprachputsch stecke das Bild eines realen, politischen Putsches" (Wichner 1993: 10-11).

Eine Sonderform der Parabel treffen wir bei Bernd Kolf an. Er

verwandelt Märchen der Brüder Grimm in Groteske und Parodien und schildert die Angst des Diktators, die Kontrolle über sein Volk zu verlieren: *Märchen von einem der auszog das Fürchten zu lernen oder die märchenhafte Macht der Gewohnheit*, und *Das tapfere Schneiderlein oder wie die Riesenangst im Land der Zwerge aufkam*.

4.1.3. Die Fabel

Die Fabel ist ein besonders geeignetes Mittel Wahrheiten, die sich auf die Existenz und auf die Gesellschaft beziehen, in einer verfremdeten Weise auszudrücken. Die Parabel unterscheidet sich von der Fabel "nur durch die zwischenmenschliche Thematik" (Poser 1978: 57). "Die Fabel, als realistische Form, gibt Modelle des Weltlaufs; sie zeigt dem Schwächeren, wie es in der Welt zugeht, und deutet ihm damit Möglichkeiten des Überlebens in einer so beschaffenen Welt an" (Poser 1978: 60). Die moderne Fabel ist im besonderen Maße auf die kritische Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse gerichtet. Vor allem die DDR-Lyrik bedient sich dieser ansprechenden Gedichtform. Es geht um Fabeln von Sarah Kirsch und Reiner Kunze, die in den sechziger Jahren entstanden sind.

"KÄNGURUH UND LAUS

Eben fiel mir ein,
längst müßtest du
Professor sein
für Philosophie
in der Akademie

Die Laus im Fell braucht nicht zu sterben,
das Känguruh springt sich bewerben.

III

Der Rat einer Laus
schlägt oft zum Guten aus.
(Für die Laus)"
(Wüst 1989: 148-149).

Die Fabeln Reiner Kunzes stellen die Einmischung der Partei in die Arbeit

des Autors bloß, und zwar handelt es sich um die Fabeln *das ende der kunst* und *das ende der fabeln* (Kunze 1974: 113-114).

In der rumäniendeutschen Lyrik gibt es keine echten Fabeln, obwohl es Gedichte gibt, in denen Tiere stellvertretend für Menschen stehen. *Das kurze Gedicht vom kleinen frierenden Vogel* von Rolf Bossert übt Kritik an jenen Dichtern, die unter die Fittiche des Staatsapparates schlüpfen und somit dem System dienen:

“Mich friert,
sagte der kleine Vogel
und installierte sein Nest
unter der schützenden Hülle
einer Vogelscheuche.”
(Bossert 1972: 22)

Bernd Kolfs Text *Zoologischer Leitsatz IV* macht eine Anspielung auf die Tatsache, daß jede Diktatur vom Volk ermöglicht wird, das sich dem Diktator unterwirft:

“Der Hase
wird niemals
zum Wolf
es sei denn
er lebt
unter Hasen”
(Kolf 6/1975: 93).

4.1.4. Die Allegorie

“Wie die Parabel, so ist auch die Allegorie eine zusammenhängende, frei erfundene Erzählung und wird genau wie jene nicht erzählt, um zu unterhalten, sondern um den Hörern etwas zu verstehen zu geben ... Die Allegorie will uns eine ... Wahrheit in ausdrucksvoller Form vor die Seele stellen, indem sie dieselbe in einer Reihe von Bildern malt, die das in Wahrheit gemeinte andeuten und doch verhüllen. Sie hat ihren Namen daher bekommen, daß sie etwas anderes sagt, als sie meint” (Poser 1978: 55). So wie alle bisher besprochenen parabelhaften Formen, dient auch

die Allegorie dazu, die Wahrheit in verhüllter Weise auszudrücken. "Die allegorische Rede kann ein Mittel sein, sich von Übergriffen der Herrschenden zu schützen, sie kann aber auch dazu benützt werden, Wissen als Geheimnis zu schützen und es nur Eingeweihten zukommen zu lassen" (Wüst 1989: 153). Jeder Allegorie liegt nach Wüst ein allegorischer Praetext zugrunde. Damit dieser verstanden wird, müssen Leser und Autor über ein gemeinsames Wissen verfügen; nur dann können sie die beiden Deutungen einer Allegorie rekonstituieren. Das Verständnis des Textes wird durch "Allegoriesignale" erleichtert. Meist sind diese polyseme Substantive, die in beiden Bedeutungsvarianten verwendet werden können. "Der Praetext der kritischen Allegorien in der DDR ist der Aufbau des Sozialismus in diesem Land oder aber relevante Ereignisse und Prozesse, die Begleiterscheinungen dieses Aufbaus sind. Als Allegoriesignale dienen Polysemien, die einerseits eine im Kontext der Alltagssprache ganz 'normale' Bedeutung haben, andererseits im politischen Kontext spezifische Bedeutung" (Wüst 1989: 153). Wüst weist auch auf die Gefahr hin, daß der Leser einen Text als allegorisch auslegen kann, der eigentlich gar nicht so gemeint war, "da die Intention eines Autors nur schwer nachvollziehbar ist" (Wüst 1989: 153).

In der Allegorie *Vom alten Weib* von Richard Leising (Wüst 1989: 155) wird das alte Weib mit der Partei gleichgesetzt und dadurch die "ideologische Bevormundung" (Wüst 1989: 154) durch die Autorität thematisiert. Es werden Eigenschaften der Partei bloßgestellt: das Besserwissen in allen Problemen, das Mißtrauen, das durch die Parteifunktionäre unter dem Volk gesät wird. In der sozialistischen Gesellschaft muß man "die Folgen tragen" wenn man die Wahrheit sagt. Die erste Zeile der dritten Strophe enthält ein Paradoxon: obwohl "das alte Weib" Ratschläge haßt, erteilt es sie. Es haßt aber nur die Ratschläge, die von anderen kommen und nicht die eigenen, die die einzig richtigen sind. Die Zeile "Liebt Bilderrahmenmacher und Koloristen grauer Fotos" macht eine Anspielung auf die Verfälschung der Wahrheit durch die Partei. Die rhetorische Frage der vierten Strophe: "Was wollte ich sagen?" ist als Allegoriesignal zu deuten. Die Antwort des Dichters, die er auf seine Frage gibt, macht klar, daß er eigentlich nichts gegen die alten Frauen sagen wollte. So muß also die "alte Frau" als Metapher für die Partei verstanden werden. Mit den Stilfiguren Paradoxon, rhetorische Frage und Metapher wurde schon auf

das nächste Kapitel der Mikrostrukturen kritischer Lyrik vorgegriffen. Allegorisch zu verstehen ist in der rumäniendeutschen Lyrik das *Wintergedicht* von Hodjak. Der Baum, der all die schweren Naturbedingungen akzeptiert (den Schnee, die Krähen, den Zorn der Stürme, den vereisten Boden, den Winter), ohne sich dagegen aufzulehnen ist das Symbol des indoktrinierten Menschen, der an die Realisierung einer Idee glaubt. Versteckt im Gedicht ist die stalinistische Auffassung, daß sich der Mensch der Gegenwart für eine glanzvolle Zukunft der nächsten Generation opfern muß. Als Allegoriesignal dient im Gedicht das Substantiv "Entwurzelter", da diesem mehrere Bedeutungen zugeordnet werden können. Im konkreten Sinn, d.h. auf der Oberflächenebene des Gedichts steht es für einen Baum, dessen Wurzeln nicht mehr tief in die Erde reichen, der also am Aussterben ist. Im übertragenen Sinn, d.h. in der Tiefenstruktur des Gedichts steht es für den Verlust an Individualität, für die Uniformisierung der Persönlichkeit, die von der kommunistischen Partei angestrebt wurde.

4.2. Mikrostrukturen kritischer Lyrik

4.2.1. Die Metapher

Die Metapher ist ein beliebtes Mittel der kritischen Lyrik, wahrscheinlich, weil sie in der modernen Lyrik als "verfremdendes Darstellungsmittel" (Lamping 1991: 28) gewertet wird und der Verschlüsselung der Aussage dient.

Wüst beschränkt sich in seiner Analyse auf die Aufklärungs- und Farbmetaphorik. Die Aufklärungsmetaphorik operiert mit den Gegensatzpaaren hell-dunkel, Tag-Nacht, Licht- Dunkelheit oder Licht-Schatten, weil "das Anliegen der Aufklärung" darin besteht, "Licht in die durch Unwissenheit, Vorurteile und Aberglauben bestimmte Dunkelheit der Zeit zu bringen" (Wüst 1989: 235).

Sowohl in der DDR Lyrik, als auch in der rumäniendeutschen kann man die Metaphern der Dunkelheit, der Nacht, der Finsternis und des Schattens antreffen.

In Kunzes Fabel *Das Ende der Kunst* siegt die Eule, welche symbolisch für den Staatsapparat steht, über den Dichter, der durch den Auerhahn verkörpert wird. Der Künstler darf die Sonne nicht mehr besingen, und es wird "schön dunkel" (Kunze 1974: 114). Dem Sieg der Eule entspricht

“der Sieg der Finsternis” (Wüst 1989: 235-236).

Ironisch formuliert Werner Söllner seine *Schattengeschichten*:

“mein paß ist gültig
für alle schattenlosen länder”
(Söllner 2/1975: 31).

Unter “schattenlosen Ländern” könnte man jene Länder verstehen, die sozialistisch sind, weil diese die Existenz des Schattens verneinen. Bitter ist auch Söllners Bemerkung: “im zeitalter des technischen fortschritts/ wechselt man den schatten leichter als den aufenthaltsort”(Söllner 2/ 1975: 31), die die Unmöglichkeit des Ortwechsels bezeugt.

Bei Hodjak wird die “Gestalt der Nacht” zu einer zentralen Metapher für die Diktatur, für eine Zeit der Angst und des Schreckens. Die Nacht “haßt die vielfalt des blühens/ sie ist gegen den schillernden regenbogen” (Hodjak 1976: 33). Damit wird der Haß der Mächtigen für die Vielfalt des geistigen Lebens bloßgestellt.

Der lapidare *Ausspruch eines Baumes* von Söllner:

“ich plädiere
für eine gerechte verteilung
von licht und
schatten”
(Söllner 1975: 5)

steht für die Aufforderung, die Wirklichkeit sowohl mit ihren positiven als auch mit ihren negativen Seiten wahrzunehmen.

Beliebt ist die Farbmetapher um die Verfälschung der Wahrheit anzudeuten, wie wir in der Allegorie Leisings *Vom alten Weib* nachweisen konnten, sowie auch bei Söllner, der schreibt: “im fernsehen sind die bilder plötzlich/rosig gefärbt” (Söllner 1975: 30-32).

4.2.2. Gedankenfiguren

Zu den Gedankenfiguren rechnet Wüst die rhetorische Frage, die Antithese, das Paradoxon und die Ironie: “Gedankenfiguren ... sind keine privilegierten Domäne der kritischen Literatur; sie können unterschiedlichste Funktion erfüllen und verschiedensten Zwecken.

dienen. Trotzdem läßt sich unschwer eine eigentümliche Vorliebe der kritischen Lyrik der DDR für bestimmte Gedankenfiguren ... feststellen. Ähnlich den parabolischen Formen vermitteln diese Figuren keine plakativen Aussagen, die nur passiv wahrgenommen werden, sondern sie erfordern vom Rezipienten einen kognitiven Aufwand, das vom Autor Gemeinte zu re-konstituieren" (Wüst 1989: 243).

Bei der **Ironie** wird der Gedanke durch sein Gegenteil ausgedrückt, d.h. daß das Gesagte nicht ernst gemeint ist. Als Ironiesignal dient der gesellschaftliche Kontext, der sowohl dem Autor, als auch dem Leser bekannt sein muß. In der Literatur der DDR wurde nach Wüst eine "parteiliche Anwendung der Ironie" gefordert. Es sollte "heitere Kritik an noch vorhandenen Mängeln innerhalb der sozialistischen Gesellschaft" geübt werden.

Der Text Wolf Biermanns *Das Lied vom guten Funktionär* (Wüst 1989: 244) entspricht noch dieser Forderung. Auch das Gedicht *Rückblick auf die Zukunft* von Latzina operiert mit dem Mittel der Ironie. Die drei Strophen beginnen jeweils mit der Feststellung: "Ja, ich gebs zu,/ es wird besser" (Motzan 1976: 25-26), welche im Laufe der Strophen eingeschränkt wird.

Die **rhetorische Frage** erscheint sehr oft in den Gedichten Volker Brauns; z.B. in der vierten Strophe des Gedichts *Prometheus*:

"Und im friedlichen Land:
Liegt die Zukunft da, leicht
Wie auf der Zunge? Die Erde
Bricht sich wie Brot an den Lippen
Das Leben fällt in den Schoß
Zu unsern Händen? Die Bücher
Leben? Woher denn
Woher auf andre Art
So große Hoffnung?"
(Braun 1990: 94-95).

Die Fragen dienen dazu, das Kritikgefühl des Lesers anzuregen; der Leser soll darüber entscheiden, ob es sich so verhält, wie der Dichter

behauptet oder nicht. Die rhetorische Frage erscheint auch bei Latzina in der gleichen Funktion, z.B. im Gedicht *Lobgesang*:

“Da wird ein Haus gebaut.
Da wird ein Feld bebaut.
Da legt man Straßen.
Und da pflanzt man Bäume.

Da baut man einen Sozialismus.
Was baut man da?

Da wird ein Haus gebaut.
Da wird ein Feld bebaut.
Da legt man Straßen.
Und da pflanzt man Bäume”
(Latzina 1971: 38).

Die rhetorische Frage in der Gedichtmitte rückt die letzte Strophe, die mit der ersten identisch ist, in ein ganz neues Licht; und zwar wird die Richtigkeit dessen, was und wie man baut, in Frage gestellt.

Die **Figur der Communicatio**, mit deren Hilfe sich der Autor unmittelbar an den Leser wendet, erscheint sehr häufig bei Braun. Sie entspricht einer Haltung, die Klaus Schuhmann als eine “energisch fordernde, kritisch auf Veränderung drängende, nicht selten polemisch und satirisch, in einer Redeweise, die sich betont respektlos und salopp gab” (Schuhmann 1977: 180) bezeichnet. Diese Haltung äußert sich im Gedicht *Anspruch*. Als Beispiel aus der rumäniendeutschen Lyrik kann das Gedicht *Vorschlag* von Rolf Frieder Marmont gelten. Zu erwähnen wäre, daß das Gedicht sozusagen als das am offensten Kritik übende angesehen werden kann, da es in der Neuen Literatur des Jahres 1966 publiziert worden ist, in einer Periode der relativen Offenheit im Kulturleben. Der Dichter fordert das Volk auf, selbst in “den Kessel” zu schauen, wo die “Suppen der Geschichte” kochen und die Verantwortung für das eigene Schicksal zu übernehmen, und nicht die Oberköche walten zu lassen, die dann, wenn ihre Rechnung nicht aufgeht, die Schuld in die Schuhe der anderen schieben;

"Fluch dem guten Ton!
 Rein in die Kessel mit ihnen.
 Laßt sie in ihrer eigenen Grütze ersaufen.
 Aus ihren Rezepten dreht euch Fidibusse.
 Topfguckerei soll von heute an keine Schande mehr sein.
 Hebt die Deckel von den Töpfen
 und tüchtig reingeguckt,
 ob da nicht wieder
 ein Medusenkopf liegt.
 Überlaßt der Vergangenheit die Schuld der Versäumnis.
 Laßt neue Kochbücher drucken"
 (Motzan 1976: 52).

Die Figuren der Antithese, des Oxymorons und des Paradoxons eignen sich dazu, widersprüchliche Gedanken auszudrücken. Mit der **Antithese** operiert Sarah Kirsch im Gedicht *Schwarze Bohnen*: "Nachmittags nehme ich ein Buch in die Hand/ nachmittags lege ich ein Buch aus der Hand / nachmittags fällt mir ein es gibt Krieg/ nachmittags vergesse ich jedweden Krieg" (Wüst 1989: 249). Die in der vorherigen Zeile begonnene Handlung wird in der nächsten schon annulliert. Das Gedicht erzeugt somit im Leser ein Gefühl der Auswegslosigkeit und der Stagnation.

Das **Oxymoron** wird von Wüst als Unterart der Antithese aufgefaßt. Als Beispiel gibt er die Fügung "freie Knechte" an, die Braun für die Bürger der Stadt Prag verwendet (Wüst 1989: 249-250).

Beispiele für das **Paradoxon** finden wir in dem Gedicht Brauns *Eigene Kontinuität*:

1

"Während wir beinahe gekonnt
 Um die Ecke biegen erklären wir ruhig
 Daß wir die Richtung beibehalten.
 (...)

4

Wir lernen dazu
 Was wir immer gewußt haben."
 (Braun 1980: 38)

Das Paradoxon als “unsinnige, widersprüchliche Behauptung” (Metzler Literaturlexikon 1990: 341) dient hier dazu, Kritik an den leeren Reden zu üben, die im Sozialismus gepflegt wurden. Besonders beliebt ist diese Stilfigur auch bei Kunert:

“Was du erreichen willst ist unerreichbar damit du es erreichst”
(Knörrich 1971: 347).

Widersprüchliche Gedanken drückt auch Richard Wagner in seinem Gedicht *In diesem Sommer* (Wagner 1980: 7-10) aus, mit Hilfe der doppelten Verneinung. Da die doppelte Verneinung im Deutschen eine Affirmation ergibt, wird die Aussage in ihr Gegenteil gekehrt:

“... und man konnte nicht behaupten man könne nicht
sagen was man denkt.”

“Wir lebten nicht schlechter und es verschlug uns
auch nicht die Sprache.”

Vergleichsansätze sollen im Bewußtsein des Lesers abgeschlossen werden:

“wir wiegten in diesem Sommer nicht bedächtiger die Köpfe”

“Es war auch nicht mehr Haltlosigkeit da
und die Witze waren nicht politischer.”

Anspielungen auf gegenwärtige Zustände werden gemacht: auf die Bespitzelung: “und die Wände hatten nicht mehr Ohren”, auf die Auswanderung der Deutschen: “Es waren da nicht lauter leere Häuser”. Die Gesamtstimmung des Gedichts ist pessimistisch, es kann nichts Neues mehr festgestellt werden, alles ist so schlecht wie früher. Ironisch wird darauf hingedeutet, daß es nicht schlechter als früher ist. Alles verläuft in den wohlbekannten Bahnen aus denen es keine Rettung mehr gibt.

Die Figur des Paradoxons finden wir auch in einigen Gedichttiteln von Anemone Latzina wie *Gefangen in Freiheit* (Latzina 1992: 38), *Rückblick auf die Zukunft* (Motzan 1976: 25-26).

Anhand der zitierten Gedichte kann man feststellen, daß es sich nicht nur um

ein ähnliches Formeninventar der kritischen Lyrik handelt, sondern auch um identische Themenkreise, wie der Protest gegen die Unterdrückung der menschlichen Persönlichkeit, das Aufzwingen des Willens der Autorität oder die Verfälschung der Wahrheit. Die thematischen Ähnlichkeiten lassen sich durch die gleichen Lebensbedingungen und Probleme erklären, mit denen sich die Dichter in einem totalitären Staat auseinandersetzen müssen. Demnach handelt es sich weniger um einen Einfluß der DDR Lyrik auf die rumäniendeutsche, als vielmehr um formale und thematische Parallelen.

Anmerkungen

Bossert, Rolf, *Das kurze Gedicht vom kleinen frierenden Vogel*, in: *Neue Literatur*, 8/1972.

Braun, Volker, *Eigene Kontinuität*, in: *Gegen die symmetrische Welt*, Halle-Leipzig, 1980.

Braun, Volker, *Jazz, Prometheus, Anspruch*, in: *Texte in zeitlicher Folge*, Halle-Leipzig, 1990.

Hodjak, Franz, *wintergedicht, bad moneasa, haus, elegie um mitternacht*, in: *offene briefe*, bukarest, 1976.

Hodjak, Franz, *Villons Ankunft im Himmel*, in: *Neue Literatur*, 9/1977.

Kolf, Bernd, *Märchen von einem der auszog das Fürchten zu lernen oder die märchenhafte Macht der Gewohnheit, Das tapfere Schneiderlein oder wie die Riesenangst im Land der Zwerge aufkam*, in: *Neue Literatur*, 5/1975.

Kolf, Bernd, *Zoologischer Leitsatz IV*, in: *Neue Literatur*, 6/1975.

Kunze, Reiner, *der hochwald, die bringer beethovens, das ende der kunst, das ende der fabeln*, in: *Brief mit blauem Siegel. Gedichte*, Leipzig, 1974.

Latzina, Anemone, *Lobgesang, Schlußfolgerung*, in: *Was man heute so dichten kann*, Cluj, 1971.

Latzina, Anemone, *Gefangen in Freiheit*, in: *Tagebuchtage. Gedichte 1963 bis 1989*, Berlin, 1992.

Latzina, Anemone, *Rückblick auf die Zukunft*, in: Mötzan, Peter (Hg.) *worläufige protokolle*, Cluj Napoca, 1976.

- Motzan, Peter (Hg.), *vorläufige protokolle. anthologie junger rumäniendeutscher lyrik*, Cluj Napoca, 1976.
- Ortinau, Gerhard, *Moritat von den 10 Wortarten der traditionellen Grammatik*, in: *Neue Literatur*, 4/1974.
- Söllner, Werner, *Ausspruch eines Baumes, Von der Menschwerdung der Wölfe*, in: *wetterberichte*, Cluj-Napoca, 1975.
- Söllner, Werner, *Schattengeschichten*, in: *Neue Literatur*, 2/1975.
- Sterbling, Anton, *Übungen für Gleichgültige. Vorwort*, in: *Neue Literatur*, 11/1972.
- Wagner, Richard, *In diesem Sommer*, in: *Hotel California. Gedichte*, Bukarest, 1980.
- Wichner, Ernst (Hg.), *Das Land am Nebentisch*, Leipzig, 1993.
- Bahr, Ehrhard (Hg.), *Geschichte der deutschen Literatur. Kontinuität und Veränderung. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Band 3. Vom Realismus bis zur Gegenwartsliteratur*, Tübingen, 1988, S. 499-539.
- Barner, Wilfried, *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*, München, 1994, S. 542-558; 747-758.
- Berendse, Gerrit-Jan, *„Die Sächsische Dichterschule“, Lyrik in der DDR der sechziger und siebziger Jahre*, Frankfurt am Main, 1990.
- Emmerich, Wolfgang, *Kleine Literaturgeschichte der DDR 1945-1988*, Frankfurt am Main, 1989, S. 107-163; 216-233; 386-414.
- Fromm, Walter, *„Die Entdeckung des Ichs. Rumäniendeutsche Gegenwartslyrik zwischen Engagement und Subjektivität“*, in: *Kiirbiskern*, 3/1983, S.141-149.
- Knörrich, Otto, *Die deutsche Lyrik der Gegenwart 1945-1970*, Stuttgart, 1971.
- Lamping, Dieter, *Moderne Lyrik. Eine Einführung*, Göttingen, 1991.
- Metzler Literatur Lexikon*, Stuttgart, 1990.
- Mirow, Jürgen, *Geschichte des deutschen Volkes. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Gernsbach, 1990.
- Motzan, Peter, *Die rumäniendeutsche Lyrik nach 1944. Problemaufriß und historischer Überblick*, Cluj Napoca, 1980.
- Poser, Therese (Hg.), *Arbeitstexte für den Unterricht. Fabeln*, Stuttgart, 1975.
- Poser, Therese (Hg.), *Arbeitstexte für den Unterricht. Parabeln*, Stuttgart, 1978.
- Schuhmann, Klaus, *Untersuchungen zur Lyrik Brechts. Themen*,

Formen, Weiterungen, Berlin, 1977.

Solms, Wilhelm (Hg.), **Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur**, Marburg, 1990.

Wüst, Karl-Heinz, **Sklavensprache. Subversive Schreibweisen in der Lyrik der DDR 1961-1976**, Frankfurt am Main/Bern u.a., 1989.

Interkulturelle Elemente der Banater Presse in der Zwischenkriegszeit

Stefana-Oana Neamțiu

1. Einführung

Vorliegende Arbeit gliedert sich in zwei Teilen: Im ersten Teil wird ein Versuch gemacht, eine Theorie der Presse in einer multikulturellen Region unter Bedingungen, die ihrer Entfaltung günstig sind, aufzustellen. Im zweiten Teil wird die Theorie dadurch unterstützt, daß man als Argument die Presselandschaft des Banats in der Zwischenkriegszeit mit dem Schwerpunkt "deutsche Presse" bringt.

2. Eine Theorie Presse-Interkulturalität

Eine Zeitung ist schon von ihrer Natur her ein Mittel, das zu Interkulturalität und Globalisierung beitragen kann. Sie *kann* es tun, wenn sie von Journalisten aufgestellt wird, sie wird es *nicht* tun, wenn sie in ein Propagandamittel verwandelt wird und wenn ihr Zweck - die Informierung des Lesers - von den Redaktionsmitgliedern nicht verstanden, aus den Augen verloren oder umgeartet wird.

Aber wie manche Politologen die in einem System alleinexistierende Partei aus der Definition der politischen Parteien ausklammern, so kann man doch auch eine Propagandazeitung aus der Definition der Zeitung ausschließen oder doch wenigstens zu den Sondertypen zählen, weil sie das Hauptziel jeden sich treuen Journalismus verfehlt, nämlich die genaue, pure Information. Natürlich bedeutet eine Zeitung auch Kommentar und Stellungnahme, aber die reine Information muß dennoch vorhanden und, noch mehr, sie muß vom Kommentar getrennt sein.

Das primäre Ziel einer Zeitung ist die Informierung des Lesers, die auch zum Abbauen von Vorurteilen führen kann, und zwar dadurch, daß die Information (die richtige, sozusagen "unbiased information") einen ersten Schritt unserem Nächsten gegenüber darstellt.

In einer multikulturellen Region wird eine Publikation zu einem Spiegel der betreffenden Region, wenn der politische Kontext es zuläßt. Wenn man auf das Banat in der Zwischenkriegszeit schaut, so kann man trotz der Veränderungen, die sich in allen Bereichen widerspiegeln, behaupten, daß

die Verhältnisse es zugelassen, ja sogar unterstützt haben, daß sich die Presse in eine Richtung entfaltet, die von einer Verbundenheit der in dieser Region ansässigen Völkergruppen spricht.

Die Umstände haben es nicht verhindert, nein, sie haben zugelassen, daß sich das Zeitungswesen in eine Richtung entwickelt, die nicht nur die Koexistenz mehrerer Völkergruppen widerspiegelt, sondern sogar eine Annäherung dieser Gruppen bestimmt. Man hat immer wieder das Banat als Beispiel friedlichen Zusammenlebens gegeben und das ist zum Teil auch dadurch ermöglicht worden, daß die Information frei weitergegeben wurde und daß die Menschen voneinander gelernt haben. Eine große Rolle kommt dabei den Zeitungen zu.

Die Banater Presse aus der Zwischenkriegszeit zeugt also nicht nur davon, daß mehrere Völkergruppen zusammengelebt haben, sondern auch daß sie sich gegenseitig Muster und Beispiel gewesen sind.

Multikulturalität ist somit mit der Existenz mehrerer Kulturen an einem Ort verbunden, und, indem das Bereitsein, voneinander zu lernen, entsteht und wachgehalten wird, kann man von Interkulturalität sprechen. Dies ist das für die Banater Presse in der Zwischenkriegszeit bezeichnende Wort. Als eine Klammer: Noch mehr, es charakterisiert auch die Literatur in diesem Raum, denn Presse und Literatur waren sich eng verbunden. Franz Hutterer meinte: "Siedlungsgeschichte, Nachbarschaften in einem Vielvölkerraum, politische und wirtschaftliche Strukturen, kulturelle Einflüsse führen bei den Deutschen wie bei den Angehörigen anderer Völker Südosteuropas zu einer engen Verbindung von Literatur und Presse, literarischer Autorschaft und Journalismus" (1985, SW.113). Die schwankende Grenze zwischen Literatur und Journalismus ist eher darauf zurückzuführen, daß sich der Journalismus noch nicht autonom, nicht als Wissenschaft oder Kunst (wie man es nimmt) für sich entwickelt hatte, obwohl er, was die deutschen Zeitungen betrifft, auf eine schon damals fast hundertjährige Tradition zurückschauen kann.

Um diese Klammer zu schließen, möchte ich auf meine Theorie zurückgreifen, daß eine multikulturelle Region zu einer interkulturellen auch unter dem Einfluß der Presse wird.

3. Die Banater Presselandschaft als Beispiel

Von einem regen Zeitungswesen sprechen schon die Zahlen: allein 46 deutsche Zeitungen im Banat, davon 12 in Temeswar, sollen schon um die

Jahrhundertwende erschienen sein, was sich im wesentlichen auch nach dem I. Weltkrieg nicht verändern wird.

Aus einer Analyse der Presse, vor allem der deutschen, aus dieser Periode ist die ***Temesvarer Zeitung*** nicht wegzudenken. Die 1852 zum ersten Mal erschienene und damit langlebigste deutsche Zeitung dieses Raums konnte sich rühmen, "in nationaler wie auch in konfessioneller Hinsicht in allen Bevölkerungsschichten" (Schneider, 1997, S.129) verbreitet gewesen zu sein. Daraus wird auch ein Bereitsein, eine Bewilligung der Leser deutlich, die Multikulturalität zu begreifen. Daß sich die ***Temesvarer Zeitung*** an ein sehr breites Publikum wandte, sowohl in ethnischer als auch in konfessioneller Hinsicht, läßt sich z. B. aus dem Tageskalender erkennen, mit dem die ständige Nachrichtenrubrik "Vom Tage" eingeleitet wurde. Dieser Tageskalender (Schneider, 1997, S.129) brachte regelmäßig die Namens- bzw. Festtage sowohl der Katholiken und Protestanten als auch der orthodoxen Rumänen und der Serben wie auch der Israeliten.

Die Redaktionsmitglieder (Franz Xaver Kappus, Viktor Orich, Gabriel Sarkany, Wilhelm Stepper und Bela Schiff) in der Zeit als Anton Lovas Eigentümer und Alexander Mangold Hauptschriftleiter der ***Temesvarer Zeitung*** waren, als auch die auswärtigen Mitarbeiter des Blattes kamen ebenfalls aus den Reihen der genannten nationalen Gruppen. Wie Alexander Krischan schreibt: "Sie (die ***Temesvarer Zeitung***) war zu jener Zeit ein Organ aller Nationen des Banates. Deutsche, Rumänen, Juden, Serben lasen sie und hatten Repräsentanten in ihrem Redaktionsstab, der die bedeutendsten Männer der Provinz als Mitarbeiter umfaßte. Wenn sie auch die Volksinteressen aller Banater verteidigte, sah sie doch ihre vornehmste Aufgabe darin, nationale Gegensätze zu mildern, Streitigkeiten zu schlichten und das Bürgertum zusammenzufassen in der Liebe zur Heimat und zu edler Tradition. Allgemein beachtet von Behörden, Konfessionen und Nationen, bildete sie ein Bindeglied gesamten Banater Intelligenz" (1969, S. 62).

Die ***Temesvarer Zeitung*** unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg brachte viele Beiträge, die dem lokalen, regionalen, teils auch überregionalen literarischen Leben gewidmet waren. Wie Eduard Schneider (1997, S. 135) schreibt, ist in den Jahren 1922 und 1923 eine zunehmende Einbeziehung auch der rumänischen Literatur und des rumänischen literarischen Lebens in der ***Temesvarer Zeitung*** festzustellen: "Es mehren

sich die Zeichen einer Annäherung zwischen deutschen und rumänischen Literaten, und auch Vertreter des Banater ungarischen Literaturbetriebs stellen engere Kontakte zum Rumänentum her. Man ist bestrebt, mehr voneinander zu erfahren". Es müssen die Veranstaltungen der "Lyra" genannt werden, in deren Rahmen auch Gedichte von Camil Petrescu, zeitweilig in Temeswar tätig (Auf ihn kommen wir aber später zurück.) in deutscher Übersetzung vorgestellt wurden. Auch zwei- und mehrsprachige Zeitungen und Zeitschriften wurden gegründet, so *Die Woche/Săptămăna* 1922 unter Gabriel Sarkany, Redakteur der *Temesvarer Zeitung* und seinen rumänischen Kollegen.

Der deutsch-rumänische Vortragsnachmittag vom 10. Mai 1923, an dem Ion Minulescu und Liviu Rebreanu und seitens der Deutschen unter anderen Franz Xaver Kappus und Viktor Orendi-Hommenau, der Herausgeber der Zeitschrift *Von der Heide* teilgenommen haben, sollte seinen Niederschlag in der *Temesvarer Zeitung* finden.

Wie schon erwähnt, wurde das Interesse für die Probleme der anderen anderen Nationalitäten im Rahmen dieser Zeitung wachgehalten. So setzte sich Franz Xaver Kappus nicht nur mit dem Leben seiner Landsleute, der Banater Schwaben, sondern auch mit der Lage der Banater Juden auseinander.

Was Alexander Mangold als Hauptschriftleiter der *Temesvarer Zeitung* zwischen 1918 und 1937 geleistet hat, das versucht auch sein Nachfolger, Josef Gaßner, der diese Stelle zwischen 1938 und 1939 innehatte, weiterzuführen. Alexander Krischan schreibt über diese Periode: "Die Zeitung war damals inhaltlich so gestaltet, daß sie sowohl den katholischen als auch den griechisch-orthodoxen Bischof und den Oberrabbiner ansprach, außerdem den rumänischen Präfekten, den serbischen Kaufmann, die Leitung der Liberalen wie der Nationalen Bauernpartei oder die Ungarische Partei" (1969, S.64).

Die *Temesvarer Zeitung* stellt keine Ausnahme dar, was die interkulturellen Bestrebungen betrifft. Zwar von kurzer Dauer aber doch in demselben Geiste erschien 1931 in Arad *Das geistige Rumänien. Literarisches Flugblatt*. Adolf Chages (in: Schneider, 1997, S. 112) machte, wie er selbst beschreibt, einen Versuch, "die einheimischen Kulturwerte nicht nur in immer engere Fühlung mit dem eigenen Publikum zu bringen, sondern sie auch dem Gesichtskreis anderer Geistigkeiten näherzubringen und ihnen auch einen Platz in der europäischen Literatur zu

sichern.“ Wie man aus dem oben zitierten Werk (S. 112) erfahren kann, sind auf eine Rundfrage der Redaktion Antworten von Persönlichkeiten wie Nicolae Iorga, Constantin Rădulescu-Motru, Bernahrd Diebold und Arnold Zweig eingetroffen, “Was den angestrebten Kulturdialog veranschaulicht” Wichtiger erscheint die Zeitschrift *Von der Heide*, deren Pflege der deutsch-rumänischen literarischen Beziehungen auch daraus hervorgehen, daß Viktor Orendi-Hommenau Lucian Costin die Spalten seiner Zeitschrift zur Verfügung stellte, indem er selbst in dessen Zeitschrift, *Banatul literar*, veröffentlichte. Auf die *Banater Deutschen Kulturhefte*, deren Kredo in den Worten “Unser allerletztes Ziel ist und bleibt die schwäbische Kulturautonomie!” (1992, S.114) ausgedrückt wird, folgten die *Banater Monatshefte*, von denen das Periodikum *Tara* behauptete: “Die Zeitschrift fördert die geistige Verständigung zwischen dem deutschen Minderheits- und dem rumänischen Mehrheitsvolk”. (1992, S.114)

Daß dieses Streben nach Interkulturalität nicht nur von deutscher Seite kam, läßt sich auch daraus erkennen, daß es auch rumänische Periodika gab, die dieselben Bemühungen aufweisen konnten. Als Beispiel, um im Bereich der Literaturperiodika zu bleiben, ließe sich Camil Petrescus *Limba română. Foaie pentru limbă, artă și litartură* anführen, dreimal wöchentlich in Temeswar (22. Januar - 19. Juni 1920) erschienen.

Die dreisprachige Zeitung (rumänisch, deutsch, ungarisch) machte sich das Pflegen der rumänischen Sprache zum Programm, indem sie die verschiedenen Stile der Sprache (Behördenstil, der im Rechtswesen oder im Parlament gebrauchte Stil usw.) zu üben gedachte. Diese wurden in dreisprachigen Texten nebeneinander präsentiert, um die Eigenarten sowie die sprachlichen Klischees miteinander zu vergleichen.

4. Schlußfolgerungen

Was aus den oben genannten Beispielen hervorgehoben werden kann, ist vor allem das Bereitsein zur Akzeptanz der Andersartigkeit des Nachbarn, ein Bereitsein zum Lernen, was zu einem Sich-Entfalten der Persönlichkeit des einzelnen Lesers führt und ihn nicht in einem multikulturellen Nebeneinander sondern in einem interkulturellen Geiste der Interaktion, des Miteinanders erzieht.

Anmerkungen

Hutterer, Franz: *Die Anfänge des Feuilletons im Deutschen Volksblatt 1921-1923*, in: ***Beiträge zur deutschen Literatur in Rumänien seit 1918***, Schwob, Anton (Hrsg.), München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, 1985, S. 113-124.

Krischan, Alexander: ***Die Temesvarer Zeitung als Banater Geschichtsquelle (1852-1949)***, München, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, 1969.

Mihalache, C.N.: "Camil Petrescu - profesor și ziarist la Timișoara", in ***Limba și literatura***, 1964, Heft 8, 35-40.

Schneider, Eduard: *Die südostdeutsche Tagespresse als literaturgeschichtliche Quelle . Forschungsstand und Perspektiven. Mit einem Zwischenbericht am Fallbeispiel Temesvarer Zeitung*, in: Motzan, Peter/Sienerth (Hrsg.), ***Die deutschen Regionalliteraturen in Rumänien (1918-1944). Positionsbestimmungen, Forschungswege, Fallstudien***, München, Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1997, S. 17-147.

Schuller Anger, Horst/Fassel, Horst: *Abriß rumäniendeutscher Publizistik*, in: Joachim Wittstock/Stefan Sienerth (Hrsg.): ***Beiträge zur Geschichte der rumänischen Dichtung Die rumäniendeutsche Literatur in den Jahren 1918-1944***, Bukarest, Kriterion-Verlag, 1992, S.99-130.

Țepelea, Gabriel, "Activitatea lui Camil Petrescu la *Limba română*", in ***Orizont***, 1963, Heft 10, 4-5.

Limba română Foaie pentru limbă, artă și literatură, Temeswar, 22. Jan.-19. Jun. 1920.

Literatur aus der Habsburger Monarchie. Vielsprachigkeit als Herausforderung für den Literaturunterricht

Eva Reichmann

Interdisziplinarität und Multikulturalität sind Schlagwörter der heutigen Bildungspolitik, welche zukunftsweisend Forschung und Unterricht strukturieren sollen. Die universitäre Realität widerspricht diesen Visionen jedoch stark: statt den oben genannten Schlagwörtern prägen Regulierungswut, Verstärkung der Nationalphilologien, Rücknahme der komparatistischen Literaturwissenschaft und Kürzung der Finanzierung und Planung multikultureller Projekte die Zeit. Europa soll zusammenwachsen - doch gleichzeitig werden die Abgrenzungskriterien verstärkt. Dies wirft - neben vielen anderen Problemen - die Frage auf, wie weiterhin mit multikulturellen und vielsprachigen Literaturen umgegangen wird; eine Frage, die nicht nur für die österreichische Literatur sondern für viele andere zu klären ist.

Die gängige Praxis im Umgang mit diesem Problem ist das Verschweigen und Umgehen; statt Offenheit und Flexibilität in der Begrifflichkeit begegnen wir meist verstärkter Einordnungswut und großem Abgrenzungsbedürfnis. Am Beispiel der österreichischen Literatur kann das Problem der Vielsprachigkeit und Multikulturalität im Literaturunterricht kritisch betrachtet werden.

Österreichische Literatur wird an Schulen gewöhnlich im Rahmen des Deutschunterrichtes behandelt - schließlich spricht man in Österreich heute überwiegend deutsch -, an Universitäten im Rahmen der Germanistik; lediglich an österreichischen Hochschulen gibt es Lehrstühle spezifisch für österreichische Literatur, wenige ausländische Universitäten gönnen sich den Luxus einer eigenen Abteilung für die oft exotisch anmutenden Autoren dieses kleinen Landes. Leider ist es sehr oft die gängige Praxis, österreichische Autoren als deutsche zu rezipieren, wie dies zum Beispiel in den 70er und 80er Jahren verstärkt bei Peter Handke der Fall gewesen ist. Es gibt sehr viele Literaturgeschichten, Textsammlungen für den Unterricht oder Anthologien, wo Handke und andere moderne österreichische Autoren ohne Hinweis auf

ihre österreichische Herkunft einfach als deutsche Autoren bezeichnet werden. Viele Österreicher kränkt das: zufriedenstellen würde uns schon der kleine Zusatz deutsch“sprachiger“ Autor, was ja immerhin der Wahrheit entsprechen würde. Die praktizierte Einverleibung österreichischer Autoren in einen bundesdeutschen Literaturkanon läßt Erinnerungen an eine Zeit aufkommen, in der ostmärkische Literatur Bestandteil einer großdeutschen Literatur gewesen ist.

Für österreichische Literatur nach 1918 stellt sich sehr oft die Frage nach ihrer Eigenständigkeit; schließlich ist Österreichisch keine Nationalsprache, also kann es keine Nationalliteratur sein. Österreichische Autoren sind oft Meister in der Beschimpfung Österreichs, weshalb es leicht ist, sie mit dem Argument „Die wollen

ja keine Österreicher sein“ aus einer österreichischen Literaturgeschichte herauszunehmen. Zudem ist Österreich klein, ein Autor, der bei einem österreichischen Verlag erscheint, erreicht meistens nur österreichisches Publikum, die Verkaufszahlen im Ausland sind gering; ein österreichischer Autor hingegen, der bei einem bundesdeutschen Verlag wie Suhrkamp oder Fischer verlegt, erreicht sehr hohe Auflagenzahlen und wird in Österreich, der BRD und der Schweiz verkauft; viele Österreicher publizieren deshalb im Ausland, und die Praxis, sie so dem bundesdeutschen Literaturleben einzuverbleiben, ist sehr leicht, nicht immer böse Absicht, sondern oft nur ein Irrtum aus Bequemlichkeit.

Stellt sich für die Zeit nach 1918, also nach dem Untergang der Habsburger Monarchie, die Frage nach der österreichischen Literatur vor allem als Frage der Anerkennung der Eigenständigkeit einer deutschsprachigen Literatur neben anderen deutschsprachigen Literaturen - eine Frage, die vor allem die politische und kulturelle Haltung des großen Bruders BRD widerspiegelt - so sieht es in der Zeit vor 1918, also während der Habsburger Monarchie, noch wesentlich komplizierter aus. Die Frage ist, was in dieser Zeit als österreichische Literatur oder Literatur der Monarchie bezeichnet werden soll, eine Frage, die auch heutige Konzepte von Literaturgeschichtsschreibung, Literaturunterricht und Kanonisierung im weitesten Sinne beeinflusst.

Das Grundproblem ist vor allem: ist die Literatur der Habsburger Monarchie ausschließlich eine deutschsprachige, also für die Germanistik relevante? Ist, zum Beispiel, ungarischsprachige, tschechischsprachige oder rumänischsprachige Literatur aus dieser Zeit ausschließlich im Rahmen der

jeweiligen Nationalliteraturen zu betrachten, oder gibt es nicht doch zahlreiche sozialgeschichtliche, kulturhistorische oder politische Aspekte, welche eine Betrachtung innerhalb eines gemeinsamen Kontextes - nämlich dem der Monarchie sinnvoll erscheinen läßt?

Beantwortet man den letzten Teil der Frage mit Ja, so ergeben sich daraus für die Literaturgeschichtsschreibung relativ wenig Probleme: es dürfte nicht so schwierig sein, Fachkollegen aus dem tschechischen, rumänischen, ukrainischen, italienischen, serbischen, kroatischen, slowenischen, polnischen oder ungarischen Sprachraum zu finden - die kleinsten Minderheitensprachen seien selbstverständlich nicht vergessen - welche die entsprechenden Kapitel einer derartigen Sammlung bearbeiten können.

Für den Unterricht innerhalb Österreichs ergibt sich meines Erachtens auch kein Problem: der Unterricht der deutschsprachigen Literatur war in Österreich immer schon leicht komparatistisch und hat parallele Entwicklungen in fremdsprachigen Literaturen miteinbezogen. Es dürfte kein Problem sein, hier auf die Mehrsprachigkeit einer vergangenen österreichischen Literatur hinzuweisen. Schwierigkeiten gibt es höchstens politischer Art: es hat Zeiten gegeben - ich erinnere mich an meine eigene Schulzeit - wo es nicht zur Kultur- und Bildungspolitik gehörte, an die Beziehungen zu Ländern zu erinnern, die aktuell dem sog. Ostblock angehörten.

Ein Problem, oder vielmehr eine Herausforderung für die Erfassung einer multikulturellen und vielsprachigen Literatur, wie die der Monarchie es ist, ergibt sich aber für den Unterricht an Schulen oder Universitäten außerhalb von Österreich. Innerhalb eines welchen Lehrstuhles soll diese Literatur unterrichtet werden? Wer zum Beispiel an einer englischen Universität Germanistik studiert, möchte sicherlich nicht mit ungarischsprachigen oder tschechischsprachigen Texten konfrontiert werden, wenn er sich mit deutschsprachiger Literatur beschäftigt. Innerhalb einer reinen, althergebrachten Germanistik sehe ich dafür keine Chancen.

Ich möchte kurz einige Argumente dafür anführen, warum österreichische Literatur aus der Zeit der Habsburger Monarchie unbedingt als eine vielsprachige dargestellt, unterrichtet und rezipiert werden muß. Im weiteren soll kurz ein Konzept erstellt werden, welches dem Aspekt der Vielsprachigkeit über die österreichische Literatur hinaus Rechnung tragen könnte.

Das Spezifische der Mehrsprachigkeit der Literatur der Habsburger Monarchie ergibt sich nicht daraus, daß etwa Literaturen in den verschiedenen Nationalsprachen nebeneinander existiert hätten, ohne sich je zu berühren oder gar gegenseitig zu beeinflussen. Es ist kein Nebeneinander, sondern ein literarisches Miteinander, welches sich dem Betrachter allerdings nur vollständig erschließt, wenn er den Blick weg von Wien auf die übrige Monarchie richtet - mit Ausnahme des westlichen Teils (Salzburg etc.), bei welchem sich die Vielsprachigkeit maximal auf das Beherrschen verschiedener Dorfdialekte beschränkt. Als die wichtigsten Städte der Monarchie gelten neben der Hauptstadt Wien die Städte Prag und Budapest, nicht weit dahinter rangieren Czernowitz oder Lemberg. Alleine diese vier Städte konfrontieren uns literarisch mit einer ungarischsprachigen, tschechischsprachigen, rumänischsprachigen, polnischsprachigen, ukrainischsprachigen und jiddischsprachigen Literatur. In diesen Städten finden wir viele Autoren, die deutschsprachig dichten, aber auch viele, die neben der deutschen Sprache noch eine andere lokale Sprachen sprechen und auch in ihr schreiben.

Ebenso finden wir in diesen Städten Autoren, die sich eigentlich einer anderen Muttersprache zurechnen, aber auch deutschsprachige Texte verfassen. Nur innerhalb eines solchen multinationalen Kontextes ist es denkbar, daß zum Beispiel das erste Theaterstück von Franz Theodor Csokor mit dem Titel *Thermidor* zuerst in ungarischer Fassung erschienen ist (selbstverständlich vom Verfasser selbst hergestellt), und von dort nach St.Petersburg exportiert wurde, um einige Jahre später eine österreichische deutschsprachige Uraufführung zu erleben; Csokors Familie stammte übrigens ursprünglich aus Kroatien, er sprach auch diese Sprache und hatte darüberhinaus einen polnischen Paß.

Das Habsburgerreich wird oft mit Mitteleuropa gleichgesetzt, obwohl sich beide Räume nur teilweise decken: Mitteleuropa umfaßte auch deutsche, nordpolnische und balkanische Sprachgebiete, die nicht zum Gebiet der Monarchie gehörten. Die Gleichsetzung mit Mitteleuropa hat jedoch für viele Schriftsteller der Monarchie vielleicht unbewußt - etwas Programmatisches: die Monarchie als das Zentrum eines Kontinentes, der kulturelle und geistige Mittelpunkt einer allumfassenden Idee, welche nicht mit den Grenzen der Monarchie endet, weshalb viele Österreicher sich als Europäer im weitesten Sinn verstehen können und rege Verbindungen zu

südlicheren, westlicheren oder östlicheren Gebieten und Kulturen Europas pflegen. Slawomír Wollmann¹ weist nach, daß die Literatur der Habsburger Monarchie

aufgrund politischer Entwicklungen einen gewissen Sonderweg geht, der sich allerdings erst zeigt, wenn man nicht nur die deutschsprachige Literatur betrachtet. Es herrscht jedoch keine mystische, totale Einheit zwischen den Literaturen der verschiedenen Nationen; vielmehr sind durch parallel und ähnlich verlaufende Entwicklungen der einzelnen Nationalliteraturen Motiv-, Themen- und Formverwandtschaften nachweisbar.

Anfang des 19. Jahrhunderts ist im gesamten Raum der Monarchie eine Emanzipation zum nationalen Bewußtsein und zu einer Literatur in der eigenen Sprache feststellbar. Dies führt zu einem erstarkten Interesse an den jeweiligen Sprachen, die dadurch eine Erneuerung erfahren; aus manchen Sprachen, die bis dahin lediglich Sprachen des alltäglichen Gebrauchs waren, werden Schriftsprachen, Literatursprachen. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts haben alle Völker der Monarchie neue Grammatiken und Wörterbücher der jeweiligen Nationalsprachen geschaffen, welche die Basis bilden für die Entwicklung von nationalen Literaturen. Diese Literaturentwicklung steht in engem Zusammenhang mit der volkstümlichen Poesie. Das besondere kulturelle Klima der Monarchie scheint diese nationalen Sprachentwicklungen und Literaturprozesse gefördert zu haben, weshalb sie nicht in einem ausschließlich nationalsprachlichen Kontext ausreichend dargestellt werden können.

Neben den Nationalsprachen existiert die deutsche Sprache weiterhin in den Schulbüchern, als Verwaltungssprache und als dominierende Sprache der Zeitungen und Zeitschriften. Der interkulturelle Austausch ist anfangs sehr rege: wichtige Werke der Nationalliteraturen wurden ins Deutsche übersetzt, deutschsprachige Werke (nicht nur österreichischen Ursprungs) in die jeweilige Nationalsprache. In Wien blüht im 19. Jahrhundert das sogenannte Vorstadttheater, auf welchem Autoren wie Johann Nepomuk Nestroy, Adolf Bäuerle, Ferdinand Raimund usw. ihre Triumphe feiern. Doch das Vorstadttheater, bei welchem man durchaus von einer eigenständigen etablierten theatralischen Form sprechen kann, gibt es nicht nur in deutscher Sprache. Für den tschechischen Sprachraum sind hier zum Beispiel Josef Kajetán Tyl (1808-1856) oder

Václav Klement Klicpera zu nennen. Die Stücke dieser beiden Autoren sind auf sehr ähnliche Weise zeit- und sozialkritisch, die Komik ist verwandt. Auch der ungarische Dichter József Katona (1791-1830) schreibt Possen und Volksstücke. Von Johann Nestroy ist bekannt, daß seine Stücke in Ungarn aufgeführt wurden, er selbst von ungarischen Stücken inspiriert worden ist. „Az ember tragediája“ des ungarischen Schriftstellers Imre Madách (1823-1864) wird in Übersetzungen in der gesamten Monarchie verbreitet, ebenso die Romane des Pragers Jakub Ahrens (1840-1914). Explizit hingewiesen sei auf die Themenverwandtschaft und formale Parallelen zwischen Mihály Vörösmarty und Ján Kollár oder Karel Havlíček und Sándor Petöfi². Die Moderne schließlich kann als weitgehende Kulturrevolution der gesamten Monarchie bezeichnet werden, sie ist nicht auf die Wiener Moderne beschränkt³.

Nach meiner Ansicht lassen sich starke formale und inhaltliche Ähnlichkeit zwischen den verschiedenen Nationalliteraturen der Monarchie auf sehr vielen Gebieten nachweisen. Expressionistische Literatur zum Beispiel ist keine rein deutschsprachige Erfindung. Ivana Vízdalová bezeichnet den Prager Expressionismus in einem Aufsatz als „Dialog der Sprachen und Kulturen“⁴ und beschreibt ausführlich, wie das kleinbürgerliche Prager Milieu um die Zeit der Jahrhundertwende von deutschsprachigen und tschechischsprachigen Autoren gleichermaßen in ihren Texten kritisiert wurde; tschechischsprachige Zeitungen brachten in Übersetzung Beiträge von Paul Leppin, Otto Pick und anderen, die sich ihrerseits um die Beiträge der tschechischsprachigen Kollegen bemühten und diese in deutschsprachigen Zeitungen publizierten. Diese Tatsache setzt nicht nur gemeinsame künstlerische Interessen sondern vor allem Kommunikation über diese Interessen voraus. Das düstere Bild Prags und seiner Menschen, wie wir es von den deutschsprachigen Werken Leppins oder Gustav Meyrinks kennen, hat eine Parallele in der tschechischsprachigen Darstellung von Josef Karel Šlejhar, wenn auch letzterer humorvoller ist. Lajos Kassák etablierte den Aktivismus in Ungarn; zwar erfuhr er erst nach 1919 die ihm gebührende Anerkennung, Kassák begann sein expressionistisches Schreiben jedoch bereits um etwa 1910, beeinflusst von Arbeiten italienischer Futuristen, die in ungarischen Zeitungen erschienen waren, und er entwickelte den ungarischen Aktivismus parallel zum deutschen Aktivismus Kurt Hillers, welcher in Wien verschiedene aktivistische Gruppen beeinflusst hatte.

Besonderes Augenmerk verdient meines Erachtens der mehrsprachige Expressionismus in Czernowitz, von dem eigentlich erst nach dem Zusammenbruch der Monarchie 1918 gesprochen werden kann. Überhaupt ist das Entstehen einer blühenden deutschsprachigen Literatur nach dem Zerfall der Monarchie und dem Abzug der Österreicher während der Zeit der Rumänisierung der Stadt ein interessantes Phänomen. Der größte Teil der heute international bekannten Bukowinaer deutschsprachigen Literatur entsteht als Reaktion auf den Verlust der deutschen Sprache und Österreichs - ein Aspekt, der unbedingt beachtet werden muß, wenn man sich mit österreichischer Literatur beschäftigt, auch wenn diese Literatur korrekterweise zeitlich nicht mehr zu Österreich gehört. In Zusammenhang mit Czernowitz ist auf jeden Fall noch wichtig zu erwähnen, daß zum Beispiel Mihai Eminescu, der eine bedeutende Rolle in der rumänischsprachigen Literatur spielt, die deutsche Sprache perfekt beherrschte und auch einige deutschsprachige Texte veröffentlichte; ebenso wie der eigentlich ukrainischsprachige Dichter Osip Jurij Fedkowicz. Ein besonderes Anliegen ist es mir, auf den heute noch in Czernowitz lebenden Dichter Josef Burg hinzuweisen, der in der Monarchie 1911 geboren wurde, deutschsprachig erzogen wurde und seine Texte jiddisch schreibt - ein Erbe der Vielvölkermonarchie und ohne sie nicht denkbar.

Polnische Expressionisten aus Galizien arbeiteten mit deutschsprachigen Autoren zusammen, publiziert wurde zwar in einer Berliner Zeitschrift „Die Aktion“, einzelne Beiträge finden sich aber auch in österreichischen expressionistischen Publikationen.

Es ist wichtig, die gemeinsame Entwicklung der Literaturen in den nichtdeutschsprachigen Gebieten der Monarchie nicht als Abklatsch einer deutschsprachigen Wiener Entwicklung zu betrachten, sondern vor allem die trotz aller Parallelen existierenden Eigenständigkeiten hervorzuheben, welche meines Erachtens nur innerhalb des Gesamtkontextes der Monarchie nachvollziehbar sind. Auch was die technische Seite der Literatur, wie zum Beispiel Publikationsmöglichkeiten, angeht, herrschte innerhalb der Monarchie ein reger Austausch: das Verlagshaus Trattner in Wien zum Beispiel druckte dort auch ungarische Texte, da Trattner aus Budapest stammte; seine Zweigstelle in Pest veröffentlichte auch deutschsprachige Autoren. Da die Zensurbedingungen in Budapest weniger streng waren als in Wien, versuchten besonders im 19. Jahrhundert zahlreiche deutschschreibende Autoren in

Ungarn zu veröffentlichen, deutschsprachige Literatur der Monarchie wurde also nicht nur in Wien selbst gedruckt und vertrieben.

Ich hoffe, mit dieser kurzen Zusammenfassung gezeigt zu haben, daß österreichische Literatur aus der Zeit der Habsburger Monarchie nicht als deutschsprachige alleine rezipiert oder unterrichtet werden kann. Viele nationale literarische Entwicklungen sind auch nach dem Zusammenbruch der Monarchie noch auf die vorher herrschenden Bedingungen zurückzuführen und nur aus ihnen heraus erklärbar, auch nach dem Zusammenbruch der Monarchie wurde in vielen Gebieten noch deutschsprachig gedichtet, die Sprachen und Autoren beeinflussten sich gegenseitig, Entwicklungen aus Wien finden sich in allen Sprachräumen der Monarchie wieder. Es gibt viele Aspekte kultureller, soziologischer, mentaler oder politischer Natur, welche sich in den einzelnen Literaturen offenbaren, welche jedoch nur durch die Betrachtung derselben Aspekte in den benachbarten Literaturen nachvollzogen werden können.

Nun stellt sich die Frage, wie man die multikulturelle Literatur sinnvoll unterrichtet: schließlich kann nicht erwartet werden, daß Studenten oder Lehrer alle nötigen Sprachen beherrschen, um die Texte in den Originalfassungen lesen zu können, und Übersetzungen sind heute teilweise gar nicht mehr aufzutreiben, vor allem, wenn es sich um Texte aus der Zeit vor der Jahrhundertwende handelt. Innerhalb des herkömmlichen Konzeptes des Unterrichtes einer Nationalsprache und der damit verbundenen Nationalliteratur ist die spezielle Vielsprachigkeit der Literatur der Habsburger Monarchie nicht vermittelbar. Allerdings wird man der Vielsprachigkeit auch nicht gerecht, wenn man die Werke der einzelnen Autoren in einer deutschsprachigen Übersetzung rezipiert, da gerade dadurch die Gefahr besteht, die Vielsprachigkeit innerhalb einer deutschsprachigen Studienrichtung wieder zu vergessen. Multikulturalität kann meines Erachtens nur ausreichend innerhalb eines eigens dafür konzipierten Studienganges oder Unterrichtsfaches vermittelt werden. Nur dann ist der Rahmen gegeben, der sichert, daß der ungarischschreibende Dichter, der in deutscher Übersetzung im Kontext eines überwiegend germanistischen Aspektes – nämlich österreichische Literatur- rezipiert wird, als Ungar weiterbestehen kann. Es kommt auf die gesetzten Rahmenbedingungen an, und deshalb ist es wichtig, von der Nationalliteratur oder in einer

Nationalsprache vermittelten Literatur als einzigen Rahmen wegzukommen. Multikulturelle Studien müssen zumindest als Ergänzungsfach angeboten werden, denn nur so kann man allen Entwicklungen in ausreichendem Maße Rechnung tragen.

Das Phänomen von vielsprachiger Literatur ist ja nicht auf die Habsburger Monarchie beschränkt. In Rumänien gibt es auch heute eine deutschsprachige Literatur, afrikanische Literatur wird oft englisch oder französisch geschrieben, englischsprachige Literatur gibt es in vielen Ländern, in Israel gab es lange Zeit (und gibt es) eine deutschsprachige Literatur, daneben eine jiddische, eine russische wird vermutlich bald hinzukommen. Wie die literatursprachlichen Entwicklungen auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens aussehen werden, ist heute noch nicht geklärt. Das Phänomen von Vielsprachigkeit in der Literatur kann nicht ohne Berücksichtigung von historischen, politischen und wirtschaftlichen Prozessen betrachtet werden. Dies ist ein weiterer Grund, einen eigenen Studiengang oder ein Unterrichtsfach für multinationale Literatur zu konzipieren. Im weiteren könnte dies tatsächlich die Möglichkeit darstellen, schon den Kindern zu vermitteln, das ein Bezug zur eigenen Nation und Sprache sicher ganz gesund ist, Nationalismus aber immer eine einspurige Einbahnstraße darstellt, auf der nicht einmal das Wenden möglich ist.

1 Slawomir Wollmann, *Die Literatur in der österreichischen Monarchie im 19. Jahrhundert in ihrer Sonderentwicklung*, Vorträge der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Opladen 1994.

2 Vergleiche Wollmann, o.a.

3 Vgl. Eva Reichmann (Hrsg.), *Avantgardistische Literatur aus dem Raum der (ehemaligen) Donaumonarchie*, St Ingbert 1997.

4 In: Klaus Amann und Armin A. Wallas, *Expressionismus in Österreich*, Wien 1994.

Eleonora Pascu

Überlegungen zum Thema

Die Untersuchung befaßt sich mit den Manifestationsformen des interkulturellen Phänomens, indem die Pluralität kultureller, gesellschaftlicher und religiöser Wirklichkeiten berücksichtigt wird. Schwerwiegend sind folgende Ebenen:

1.literarische Ebene: Re-Konstruktion der **Metamorphoses** nach dem Prinzip Buch im Buch; Phänomen Schreiben im allgemeinen; Metamorphosen als Motiv bei Ovid und Ransmayr und ihre Vernetzung
2.historische Ebene: Ovid-Cotta-Ransmayr-Rezeptor; Grundkulturen als Rahmen; antikes Rom-Moesien-Gegenwartswelt/Österreich und Kulturwelt des Lesers; Transfer und Berührungspunkte; Zeitverschmelzung, Realitätsverlust, Geschichtslosigkeit

3.geographische Ebene: Rom-Tomi (Tomis) und Bergdorf Trachila; das parallele Universum der zwei Städte (doppelte Vision); Vielfalt und Übergreifen der Kulturen; in Ovids **Tristia** erscheint die Benennung „Tomi“, dessen Etymologie gegeben wird: Tomoi, nach der Zerstückelung des Apsyrtos durch seine Schwester Medea, Namen, der aus Ovids Projekt für sein Medea-Drama stammt Christoph Ransmayrs erfolgreicher Roman **Die letzte Welt** (1988) bezieht sich auf Publius Ovidius Nasos **Metamorphoses**, ein Werk, das als Muster für das Erzählen im antik-europäischen Kulturkreis gilt und als unerschöpfliches Stoffreservoir der europäischen Literatur angesehen werden kann. Hans Blumenberg weist auf den weitgehenden Einfluß Ovids auf die europäische Phantasie, auf die weitgehenden Kulturkreise, die sich auf sein Werk als „zentriertes Beziehungsgeflecht“ orientieren.

Ovids **Metamorphosen** stellen eine Weltgeschichte in Kürze, eine Art Welterschöpfungslehre dar, von den Anfängen bis zur Gegenwart des Dichters enthaltend, d.h. bis zu den Zeiten des Kaisers Augustus. Die fünfzehn Bücher umfassen in einer Serie kürzerer und längerer Begebenheiten vier Zeitalter, von der Gründung der Erde bis zu den Taten des Julius Cäsar und des Kaisers Augustus. Aus diesem Stoffvorrat stammen

Geschichten, die in der europäischen Kunst und Literatur unzählige Nachgestaltungen erfahren haben, beispielsweise Niobe, Philemon und Baucis, Daedalus und Ikarus, Narcissus und Echo, Pygmalion und viele andere, alles Gestalten, deren Verwandlungen im Vordergrund stehen. Die Rezeption des Ovidschen Werkes weist eine große Beliebtheit bei den Lesern auf, erfährt bei den großen Autoren, von der Antike ausgehend - Quintilianus, Seneca, über das Mittelalter, zur Renaissance bis in die Gegenwart einen großen Anklang. Dante, Shakespeare, Montaigne, Rousseau, Goethe, von den gegenwärtigen Autoren Handke und Ransmayr, haben aus Ovids Werken die reichsten Anregungen gewonnen.

Auch in der rumänischen Literatur ist ein starker Nachklang zu verspüren. Kommentare zu den pontischen Briefen sind schon bei Miron Costin und Dimitrie Cantemir zu verzeichnen. Eine Neuaufwertung der **Tristia** und der **Ex Ponto** ist bei Cezar Bolliac, Bogdan Petriceicu Hasdeu, Alexandru Odobescu, A.D.Xenopol, Nicolae Densusianu, Vasile Pârvan und anderen Autoren anzutreffen. Eine besondere Aufmerksamkeit schenken Eugen Lovinescu und George Călinescu der Persönlichkeit Ovids, während Schriftsteller wie Mihai Eminescu („Ovidiu in Dacia“-Projekt eines Dramas), Nicolae Iorga (**Ovidiu** - Theaterstück in 5 Teilen), Vintila Horia (**Dieu est né en exil**- Roman, 1960), Marin Sorescu, Nichita Stănescu (**Ovidius**-Gedicht) und viele andere Autoren dem römischen Exildichter literarische Werke widmen, ihn als fiktive Figur auftreten lassen.

Eine interkulturelle Beziehung ist in der Tatsache zu betrachten, daß der römische Schriftsteller in die Verbannung nach Tomis am Schwarzen Meer, das heutige Constanța, gelangte, d.h. im Exil in einer ihm fremden Welt leben mußte. Es erfolgte dabei ein Transfer auf der Ebene des Daseins, auf der Ebene der Mentalität, auf der Ebene der Welterfahrung und zugleich in der Schreibart. Das Motiv der Fremdheit, des Anderssein, des Anderen wird angesprochen, ein Motiv das in der heutigen Literatur und Philosophie die verschiedensten Betrachtungsweisen erfährt, insbesondere vom Aspekt der Interkulturalität und Multikulturalität ausgehend (Vgl.Kessler und Wertheimer zu Levinas Philosophie der Fremdheit, 147-156). Das Motiv der Fremdheit materialisiert sich in Ransmayrs Prosawerk in der thematischen Vielschichtigkeit, verbunden mit dem Problem des Heimatsverlusts und des Exils - Themen, die in der heutigen Literatur als sehr aktuell gelten. Zugleich perspektiviert der österreichische

Schriftsteller die Stellung der Kunst in einem diktatorischen System, in einer Welt der Macht und der Gewalt, Motiv das ebenfalls in der „neuen“ Welt anzutreffen ist, in einer viel radikalisierten Form. Textstellen, die sich auf den Staatsapparat beziehen, auf die Haltung des Imperators, der „weltfremd“ seinen Staat leitet, Andeutungen an die Situation des Volkes, Motivationen für die Flucht der unzufriedenen gewordenen Staatsbürger sind fortwährend anzutreffen.

„Ein mächtiger las keine Bücher; keine Elegien. Wie alles, was in der Welt dort draußen, jenseits des Pfuhs geschah erreichten den Imperator auch Bücher nur über die zusammenfassenden, erklärenden Berichte seiner Untertanen.[...] Bücher waren diesem Herzen so fern wie die Welt“. (LW, S.70f)

Parallel mit der Darstellung des Machtapparats in einem totalitären Regime gestaltet Ransmyar, in verhüllter Form, die Rolle der Kunst bzw. des Schriftstellers in einer Welt, in der die Wirksamkeit nicht über die Literatur/Texte läuft, sondern über die öffentliche Wirksamkeit seiner Schriften. Der Apparat (d.h. Zensur) hat offensichtlich Ovid wahrgenommen, nicht durch das Lesen seiner Werke, aber durch seinen Einfluß auf das Volk, während seiner öffentlichen Rede am Stadion und auch durch seine Lesersympathisanten. Die Geschichte über die Pest auf der Insel Aegina, die während der Festrede erzählt wird, gilt als politische Parabel, die bei den Zuhörern keinen Erfolg hat, weil man sie nicht versteht. Der Zeichensprache des Imperators ausgeliefert, muß der Dichter schweigen, und als Folge der Mißdeutung dieses Zeichens kommt es zu einem totalen Schweigen.

„Das Zeichen sei nicht mehr gewesen als die Verhängung des Schreibverbots für ein Jahr; Tantiemverfall allerhöchstens; vielleicht aber auch nur Entzug der Reise-privilegien bis zum Herbst. Nur eine Warnung.“ (LW, S.72)

Der Weg des Vollzugs dieser „Handbewegung“ nimmt kafkaeske Züge:

„Das Zeichen wurde weitergegeben und sank durch die Instanzen der Herrschaft nur langsam nach unten. Führsorglich nahm sich

der Apparat aller Deutungen an. Der Dichter trat nicht mehr auf. Der Hof schwieg. [...] Irgendwo also tief unten, schon ganz nahe am wirklichen Leben, *befand* schließlich ein Vorsitzender, es war kurz vor der Mittagspause, und diktierte einem teilnahmslosen Schreiber in der Gegenwart zweier Zeugen, daß eine Bewegung Seiner Hand *Fort* bedeutete: *Aus meinen Augen!* Aus den Augen des Imperators aber hieß, ans Ende der Welt. Und das Ende der Welt war Tomi. „ (LW, S.73)

Die Verbannung verwandelt den schon öffentlich beliebten Ovid in einen Dichter des Widerstands, der Opposition - er wird zum Dichter der Freiheit. Paradoxalerweise wird er erst postum, wie üblich, zum „großen Sohn Roms“ erklärt und auf die Ruinen seines Hauses in Rom wird eine Gedenktafel angebracht.

„eine Gedenktafel, die in eingemeißelten, vergoldeten Lettern seinen Namen trug, sein Geburts- und sein Todesjahr und groß unter diesen Zahlen einen Satz aus seinem verbotenen Werk:

Jeder Ort hat sein Schicksal“

(LW, S.141)

Die historischen Fakten und auch die überlieferten Werke von Ovid, worauf auch der Roman von Christoph Ransmyr teilweise hinweist, bezeugen die angeführte Problematik.

Die Geschichtsforschung versucht den Grund der Verbannung zu eruieren, aber die spärlichen Quellen lüften nicht das jahrhundertalte Geheimnis. Es existieren bloß Hinweise in den Briefen Ovids und Anspielungen in seinen eigenen Werken. In den zeitgenössischen Schriften gibt es keine Berichte über die Tatsache der Verbannung oder über die Gründe dafür. Offiziell sei der zweiundfünfzigjährige Ovid seines Werkes **Ars amatoria** wegen, ein halb scherzhaftes, halb ernstes Lehrgedicht über die Liebe, das den kaiserlichen Moralvorstellungen zuwiderlief, verbannt worden (Vgl. Glei, S.411f. und Călinescu, S.134). Dieser scheint nur ein Vorwand gewesen zu sein, ein Fakt, der auch in Ransmayrs Prosawerk durch Cotta kommentiert wird. Der Leser hat zumeist den Informationsstand Cottas, selten den des auktorialen Erzählers, wobei vom Standpunkt der Erzählung, die individualisierte Erzählperspektive negiert

wird und dem Leser das Recht restituert wird, mitzumachen, eine Technik, die an die homerische distanzierte Haltung erinnert. Die Kommentare und auch die Erinnerungen Cottas an diese Ereignisse, die zur Verbannung führten, rekonstruieren teilweise die historischen Tatsachen; es kommt oft zu Überschneidungen zwischen Geschichte und Fiktion, aber es gibt auch viele Elemente, die von der Wirklichkeit abweichen und in die Fiktion überführen. Die Briefe Ovids beziehen sich auf jene „carmen et error“, klar für ihn und auch für seine Zeit, verschwommen für die Nachwelt, die nicht genau wissen kann, worauf sich „error“ bezieht, nur Vermutungen aufstellt und auf politische Gründe hinweist. (Gramatopol, S.68f) Es gibt sogar Hinweise, daß die Verbannung eine launenhafte Maschination des Imperators gewesen sein konnte und Ovidius als Sündenbock für skandalöse Taten der kaiserlichen Familie und durch seine Verbannung die notwendige Ablenkung brachte, die ausgesucht wurde. In der **Tristia** ist zu lesen :

„nec mea decreto damnasti facta senatus/ nec mea selecto iudice iussa fuga est“ (TRISTIA, 2,131-132); in deutscher Übertragung - „weder hast du meine Taten durch Senatsbeschluß verurteilt,/ noch hat mich irgendein Richter in die Verbannung geschickt“).

Die Verbannung von Ovidius im Jahr 8 n.Chr. bestand aus „relegatio“ und nicht „exilium“, d.h. er behielt all seine bürgerlichen Rechte, sein Vermögen, unter anderem sein Haus aus der Piazza del Moro. Bezüglich der Verbrennung des Handexemplars der Metamorphosen, über die Ovidius selbst berichtet, besteht der Verdacht, daß der Dichter dies behauptete, um eventuellen Kritikern zu entkommen. Jedenfalls sind zu dem Zeitpunkt bereits mehrere Abschriften des Werkes verfaßt gewesen, so daß uns dieses Werk aufgehoben geblieben ist. Bei Ransmayr gilt das Hauptwerk Ovids als verschollen, von den Flammen vernichtet. Dennoch bleibt das Selbstbewußtsein des Dichters als Kunstschaffender ungebrochen, trotz seiner Verbannung und seines Exildaseins. Als Beweis dafür stehen die in Stein gemeißelten Worte, ein in Ransmayrs Roman eingebettetes Zitat aus Ovids Werk, nämlich aus dem Epilog der **Metamorphosen**:

„ICH HABE EIN WERK VOLLENDET
DAS DEM FEUER STANDHALTEN WIRD
UND DEM EISEN
SELBST DEM ZORN GOTTES UND

DER ALLESVERNICHTE DEN ZEIT
WANN IMMER ER WILL
MAG NUN DER TOD
DER NUR ÜBER MEINEN LEIB
GEWALT HAT
MEIN LEBEN BEENDEN
ABER DURCH DIESES WERK
WERDE ICH FORTDAUERND UND MICH
HOCH ÜBER DIE STERNE EMPORSCHWINGEN
UND MEIN NAME
WIRD UNZERSTÖRBAR SEIN“
(LW, S.50-51)

Reinhold F. Glei betrachtet den Anfang des Romans **Die letzte Welt** als einen „fast historischen Roman“, der sich nebst fiktiven Strängen auf historisch-biographische Daten über Ovid stützt (Glei, 416). Dies führt zur Möglichkeit, den Roman auch als eine Ovidbiographie zu betrachten, Lesart, die nur teilweise berechtigt ist. Ransmayr nimmt sich vor, ein authentisches Bild des römischen Dichters zu entwerfen, ausgehend von der historischen Persönlichkeit, stützt sich aber nur auf einige Fakten und konstruiert eine völlig fiktive Figur, die nur mittels Rückblenden und Beschreibungen präsent ist. Das Prosawerk weist Elemente des historischen Romans auf, versucht sogar eine Rekonstruktion der Ovidschen Exilzeit (vom Jahr 8 n.Chr. bis zum Jahr 17/18 n.Chr.), seiner gesamten Welt; dabei kommt aber keine Musealisierung zustande, im Gegenteil, mittels der Strategie der Anachronismen werden die bekannten Bilder zerstört. Wendelin Schmidt-Dengler betrachtet den Roman von Ransmayr als ein „bizzares Ineinader, ein historisches Chiaroscuro“ (Schmidt-Dengler, 131), das einerseits politische und kulturelle Gegenbenheiten des antiken Roms intakt wiedergibt, und andererseits die moderne Technik und den modernen Jargon aus den Medien einbettet.

Christoph Ransmayr distanziert sich vom historischen Romantypus bewußt, indem er Anachronismen in die Textur montiert. Dadurch entsteht oft die Unsicherheit in der Rezeption - nämlich es ist nicht klar in welcher Welt man sich befindet, in der Antike oder in der Gegenwart. Dieses Gleiten von einer Welt in die andere entspricht einer Technik, die unter anderen John Updike

in seinem Roman **The Centaur** anwendet. Beispiele für Anachronismen: Telefon, Journal- und Zeitungsblätter, Mikrophon, Filmprojektor und Filme über den Untergang Trojas, den Arbeiten von Herkules und Orpheus, Motor eines Linienbusses, Plakate, Flugblätter, Erinnerungsfotos, Panzerkreuzer, Munitionskisten, Constanza (der heutige Name von Tomi), Karfreitag und andere Signale, die der Dichter fast unbemerkt in die Textur einbettet. Diese Anachronismen stellen Vernetzungen der verschiedenen Kulturen dar und führen zu einer ständigen Bewegung zwischen den Zeit- und Raumebenen. Ausgehend von Nikolina Burnevas Betrachtungsweise der Filme und aller Neuigkeiten der Technik als „Zitate in einer neuen Landschaft“, als „Kulturimporte“, die aus der Kulturmetropole Rom in das entlegene Tomi gelangen, ist eine neue Lesart dieser Zeichen möglich: die „Kulturimporte“ aus den urbanen Zentren werden in die Welt der Peripherie projiziert (Vgl. Burneva, S.29).

Der Titel des Romans deutet auf die Verbannung des Dichters hin, bezieht sich auf den Gegensatz zwischen Metropole und Peripherie, veranschaulicht durch die Beziehung zwischen Rom und Tomi. Mittels der Erinnerung wird die Welt der Kulturmetropole rekonstruiert und die neue, letzte Welt wird mit Hilfe der Wahrnehmung aufgenommen. Die Beschreibung der trostlosen Gegend und auch von Tomi erfolgt in der Akzeption Ovids, durch den Erzähler Cotta und dem Autor Rarsmayr. Vielschichtigkeit und verschiedene Bilder, die sich durch kulturell-historische Unterschiede motivieren lassen, vervollständigen die Phantasiewelten des Lesers, der die angedeuteten Welten, mittels der Textur präsentiert bekommt und mit eigenen Farben ausmalen darf. Ovid betrachtet Tomis als „ultimus orbis“, ein elendes Nest, ein gottverlassenes Gebiet mit einem entsetzlichen Klima, von Barbaren bewohnt, deren getische Sprache er notgedrungen erlernen mußte. Das Leben in Tomis ist trotz allem Jammer nicht so unerträglich, wie es Ovidius in seinen Werken und Briefen absichtlich beschreibt, um den Leser zu beeindrucken. Er entstellt selbst geo-ethnographische Realitäten und schafft dadurch Konfusionen; beispielweise nennt er die Skythen rings um Callatis, das heutige Mangalia, Sarmaten. Vor der Ankunft Ovids an der Westküste des Schwarzen Meeres war dieses Gebiet von Augustus als „praefectura orae maritimae“ (Präфекtur des Meerufers) organisiert und unterstand dem Prokonsul Mazedoniens. Im Jahr 15 n. Chr. gründete Tiberius die Provinz Moesien und die Präфекtur wurde dem neuen Gouverneur

unterstellt. In Ovids Schriften erscheint der Name des ersten Präfekten - Vestalis -, der im Jahr 12 n. Chr. noch im Amt war. Es ist auch noch bekannt, daß Tomis eigene Bronzemünzen prägte, jedoch mit dem Bildnis des Kaisers auf der Kehrseite, ein Beweis eines durch Handel florierenden Hafens - ein Gegenbild zur düsteren Beschreibung des Romans. Ovid behauptet von niemanden verstanden zu werden, obwohl er griechisch sprach und in dem Gebiet nebst den hellenistischen Trakern und Geten auch Griechen lebten, die er mit keinem Wort erwähnt, wobei die Stadt eine griechische Niederlassung war und eben die Bewohner ihn anlässlich der Organisation von Zeremonien für Augustus zum Agonotheten, Leiter der Feste, gewählt hatten. Gramatopol, der uns diese Fakten liefert, stellt sich die Frage, ob es sich um poetische Huldigung handelt, in der Hoffnung, in die Heimat zurückkehren zu dürfen.

Das freudenlose Leben in Tomi wird auch in Ransmayrs Werk sichtbar. Wahrscheinlich war Ransmayrs Intention, die verkommene Gesellschaft, die in Nasos Zeit in Tomi lebte, (Geten, Sarmaten, ungebildete Griechen) darzustellen, die von den Römern mit Abscheu behandelt wurden. Das Bild, das Cotta Maximus, der Freund Ovids, der auf der Suche nach seinem Dichterfreund und eventuellen Spuren seines Werkes in Tomi und Umgebung, bietet, klingt düster und noch mehr verfremdet als die Ovidsche Beschreibung:

„Tomi, das Kaff. Tomi, das Irgendwo. Tomi, die eiserne Stadt. [...] Von den neunzig Häusern der Stadt standen damals schon viele leer; sie verfielen und verschwanden unter Kletterpflanzen und Moos. Ganze Häuserzeilen schienen allmählich wieder an das Küstengebirge zurückzufallen. Und doch zog durch die steilen Gassen immer noch der Rauch aus den Öfen der Erzocker, die der Stadt ein minderes Eisen bescherten - das einzige, woran hier niemals Mangel geherrscht hatte. Aus Eisen waren die Türen, aus Eisen die Fensterläden, die Einfriedungen, die Giebelfiguren und schmalen Stege, die über jeden Sturzbach führten, der Tomi in zwei ungleiche Hälften teilte. Und an allem fraß der salzige Wind, fraß der Rost. Der Rost war die Farbe der Stadt.“ (LW, S.9-10)

Diese Zeilen stehen gleich am Anfang des Romans und bieten nebst den

geographischen Koordinaten -Ägäisches Meer und Schwarzes Meer- den zentralen Ortsnamen, Tomi, und die erschreckenden Bilder, die vom fremden Reisenden, dem Römer Cotta wahrgenommen werden. Der mit Mißtrauen empfangene Fremde wird mit der Zeit seine Fremdheit verlieren, in die ihm fremde Welt immer tiefer eindringen und sich schließlich fast vollständig den Anderen angleichen. Es ist der sich immer wiederholende Assimilierungsprozeß des Fremden, der sein Anderssein verwerfen muß, um sich der anderen Welt, die ihn aufnimmt, anzupassen. Cotta durchläuft die Erfahrungsstadien der Staatsflüchtlinge, die sich dem Nivelierungsprozeß unterwerfen, mit der Voraussetzung, zu überleben.

„Wie viele Staatsflüchtige die Sprache, die Bräuche und allmählich auch das Denken jener unterworfenen, barbarischen Gesellschaften annahmen, in denen sie vor der Unerbittlichkeit Roms Zuflucht suchten, hatte sich Cotta so vollständig in das Leben der eisernen Stadt gefügt, daß er von ihren Bewohnern kaum noch zu unterscheiden war. Er kleidete sich wie sie, ahmte ihren Dialekt nach, und manchmal war es ihm sogar geglückt, die Unbegreiflichkeit dieser Küste mit dem trägen Gleichmut eines Eingeborenen hinzunehmen.“ (LW, S.220)

Der Angleichungsprozeß hat zur Folge, daß die Beziehungen zu Rom immer schwächer werden, und letzt endlich auch versanden - der beste Beweis dafür ist der Verzicht auf die Korrespondenz mit der in Vergessenheit geratenen Welt.

Cottas Welt befindet sich zwischen der Kulturmetropole Rom, der „ewigen Stadt“, und der öden Landschaft Tomis, der „eisernen Stadt“, eine Zwischenwelt für neue Erfahrungen auf der Suche, quer durch den Raum und quer durch die Zeiten, nach dem verschollenen Freund Ovid. Dadurch entsteht ein offener Raum zwischen den Welten, die als reale Räumlichkeiten auftauchen, aber mit der Zeit konturlos werden und nur noch als Träume fungieren.

Die Signale „Orangen“, „Zypressen“ und „Olivenhaine“ markieren die Erinnerung an die sonnigen Gärten Roms, an die florierende heimatliche Metropole, Bilder die allmählich verblassen und von der trostlosen Landschaft Tomis und Trachilas überschattet, getrübt werden.

„In diesem Gebirge verhallte die Welt, und Cotta erinnerte sich an sie. Wie die Luftblasen aus der Wassertiefe nach oben torkeln und steigen, so stiegen aus seinem Inneren Bilder auf, aus der Vergessenheit, und wurden, endlich oben, wieder zu nichts; Bilder, die im Torkeln und Aufsteigen eine Schärfe annahmen, als habe es erst der Kälte dieses Gebirges, der Ruinen von Trachila und der Gegenwart eines verrückten Alten bedurft, um sich an sie zu erinnern.[...] So erschien die Pracht Roms und verschwand; die Junisonne in den Fenstern der Paläste, die bewegten Schatten der Zypressen auf Nasos Haus.“ (LW, S.43)

Die Beständigkeit dieser Antinomie strukturiert den gesamten Roman, der fortlaufend Bilder des Schreckens aus der letzten Welt den schönen Erinnerungsbildern des Herkunftslandes gegenüberstellt.

Juliane Vogel betrachtet die Welt des Schwarzen Meeres als Gegenstand einer doppelten Kodierung, die eine „textuelle Topographie“ und zugleich die „Illusion realer Örtlichkeit“ umfaßt. Tomi entfaltet demnach nur scheinbar Dimensionen realer Räumlichkeiten - wie die einer traurigen Peripherie, an deren Ufern sich die Strandgüter einer verrottenden Zivilisation sammeln. Ransmayrs Roman entwickelt sich demnach zu einer „doppelten Textkarte“, zu einem raumzeitlichen „Palimpsest“ aufgrund der **Tristia** und der **Metamorphosen** (Vogel, S.313)

In der Schilderung Tomis entsteht vor unseren Augen ein verschwommenes Bild von Verlassenheit und Verwahrlosung, bedingt durch das Verrotten von Artikeln, die aus der zivilisierten Welt kommen. Alles folgt dem Prinzip:

„Keinem bleibt seine Gestalt.“ (LW, S.15 und 111)

Tomi ist eine Stadt voll von „Zivilisationsgerümpel“, von veralteten technischen Geräten, Anachronien zu Ovids Welt und zugleich als eine Warnung vor einer globalen Klimakatastrophe im industriellen Zeitalter der volltechnisierten Welt. Gleii interpretiert diese in die Antike anachronisch eingefügten Objekte als „Relikte“ der gegenwärtigen Welt, die ihrerseits wie eine längst vergangene Zeit wirken. „Auch die Charakterisierung Tomis als heruntergekommene, verrostende und verrottende Stadt von Erzkochern klingt eher wie ein Abgesang auf das industrielle Zeitalter als Ovidische Klage über das Fehlen

hauptstädtischer Zivilisation, und was bei Ovid nur Übertreibung der klimatischen Verhältnisse ist, wird bei Ransmayr zum apokalyptischen Szenario einer globalen Klimakatastrophe“. (Glei, 417)

Die Untergangsvisionen, die in Ovids Werken aufgezählt werden, i.e. die Geschichte über die Pest auf der Insel Aegina, die in der Rede des Dichters vor dem Imperator erwähnt wird, verweist auf das römische Volk und ist als Gleichnis zu verstehen. Die Geschichte von der Sintflut, die Cotta von Echo erfährt, ist ein anderer Hinweis auf diese Weltuntergangsatmosphäre, die an das antike Sintflut-Mythos erinnert und ein warnendes Intermezzo darstellt, eine Warnung an die dahinschleichenden Manifestationsformen der nahenden Weltkatastrophe. In Ransmayrs Roman dominieren die Bilder der allmählichen Erosion, des latenten Weltverfalls, Phänomene, die in der letzten Welt die Zeit zum Stillstand bringen werden.

Das Phänomen der Verrottung greift auch auf die Menschen, die ihre Menschlichkeit eingebüßt haben, körperlich und geistig degeneriert sind - stumpfsinnige, primitive, gefühllose Wesen, die eine „Verrottung der Zivilisation“ darstellen, zelebriert in einer neuen pathetischen Sprache; die am Naturalismus grenzt.

Die Gestalten der literarischen Werke Ovids werden zu Gestalten der letzten Welt mutiert. Diese sind die Bewohner von Tomi, die den Gestalten der alten Welt bzw. den Ovidschen Metamorphosen entsprechen. Sie haben in der letzten Welt erschreckende Metamorphosen durchgemacht - sie sind nur noch traurige Deformationen des Originals. Beispielsweise die kunstfertige Weberin Arachne ist taubstumm geworden, die Nymphe Echo eine billige Dorfprostituierte, der Philosoph Pythagoras zu einem schwachsinnigen Knecht, der über die Seelenwanderung unzusammenhängende Sätze äußert. Eine direkte Beziehung zur historischen Persönlichkeit des griechischen Gelehrten besteht in dem wiederholten Einbetten der philosophischen Aussage „Keinem bleibt seine Gestalt“, ein Zitat aus der großen Rede Pythagoras. Dieses Zitat erscheint auch in Ovids fünfzehntem Buch der **Metamorphosen**, und verweist durch die erneute Erwähnung in dem Prosawerk **Die letzte Welt** auf die Überlieferung des Gedankengutes aus der alten Welt, das sich in der neuen Welt in ein Spiel mit der Überlieferung verwandelt.

Eine doppelte interkulturelle Beziehung steckt in der Schilderung des Fastnachtzugs in Tomi - einerseits das Fest als solches, das auf die

Überlieferung der Traditionen deutet, andererseits, der Hinweis des Erzählers, der darin ein Spiegelbild Roms erkennt, jedenfalls als Weiterführen des Maskenfestes mittels der Erzählungen Ovids, die wiederaufleben.

„In Tomi war Fastnacht.[...]Aus allen Häusern brachen Vermummte hervor, um die Fastnachtsfreiheit bis zum Morgengrauen und zur Erschöpfung zu nützen. Jeder verwandelte sich in sein Geheimnis und Gegenteil“. (LW, S.87f)

Die maskierten Bewohner der letzten Welt verkörpern die Helden der alten Welt, stellen Zerrbilder der vergessenen Götter dar und karikieren das einstig mächtige römische Imperium. Der Fastnachtzug ist kein Gegenbild mehr der verfeinerten römischen Kulturmetropole, sondern nur noch eine Kopie, ein verzerrtes Spiegelbild dieses Kulturraumes.

“Dieser Narrenzug konnte nur ein stumpfer Abglanz jener Mythen sein, in denen sich die Phantasie Roms ausgetobt und erschöpft hatte, bis sie unter der Herrschaft von Augustus Imperator in Pflichtbewußtsein, in Gehorsam und Verfassungstreue verwandelt und zur Vernunft gebracht worden war. Aber auch wenn dieser Umzug nur noch ein klägliches Rest war, konnte doch selbst ein Betrunkener erkennen, daß diese Fastnacht ein uraltes Bild Roms widerspiegelte, Bilder von Göttern und Helden, deren Taten und Wunder in der Residenz des Imperators schon für immer vergessen schienen.“ (LW, S.93)

Naso hatte durch seine Erzählungen und Dramen zum Wiederbeleben dieser Bilder geführt, diesmal als “Wahnbilder einer untergehenden Welt” (LW, S.93) übermittelt, welche die notwendigen Informationen über die Welt der Barbaren, die auch Kulturimporte in den Ritualzug aufgenommen haben, geben. Ransmayr versieht diese maskierten Barbaren mit verschiedenen Objekten, angefangen von Wolframdrähten der Glühbirnen, Luftballons bis zu Apparaten, die mit Batterien versehen sind - eine Lösung, um die Götterwelt der Römer zu zitieren und auch spätere profane und religiöse Ereignisse einzubeziehen. Archaische und zivilisatorische Elemente kohabitieren nebeneinander, verschmelzen in der Erzählung und implizit in der Schrift. Die frei gewordenen Zeichen des Ovidschen Verbannungsbuches

verwandeln sich in Steine, tierische und menschliche Lebewesen, welche die Geschichte im Raum der letzten Welt weiterführen.

Interkulturelle Beziehungen lassen sich auch auf der literarischen und fiktionalen Ebene feststellen. Die Gegenüberstellung der mythischen Figuren mit den verwandelten Figuren des Romans fingiert als mögliches Erklärungsmuster. "Das Ovidische Repertoire", das als Anhang des Prosawerks erscheint, stellt eine Art Orientierungshilfe (LW, S.289f) dar. Das parallele Lesen stellt auch einen interkulturellen Akt dar - die alte Welt, die der Antike und des Mythos faßt neue Konturen in der neuen Welt bzw. in den neuen Kulturen. Die mythologisch angehauchte Bildhaftigkeit in den Namen antiker Vorbilder deuten auf den von Ransmayr intendierten Kultur-Transfer.

Die Aufnahme von direkten Zitaten aus Ovids Werken, vorwiegend aus den **Metamorphosen**, dem Verwandlungs- und dem Verbannungsbuch, deuten auf die intertextuellen Beziehungen, einer anderen Form von interkulturellen Relationen, die sich auf der Ebene der Schrift manifestieren und sich als Text im Text, Buch im Buch, Kultur in der Kultur konkretisieren.

Die fiktive Realität und die tatsächliche Realität stehen sich gegenüber, gehen ineinander und lassen sich nicht trennen. Dabei sind mehrere Wirklichkeiten erkennbar: Rom-Tomi, gestern-heute, Ovid-Ransmayr und die Wirklichkeit des Lesers. Die "rostzerfressenen Bushaltestelle", das "ratternde Filmvorführgerät" und andere Objekte gehören weder in das historische Tomi, noch in Ovids fiktive "letzte Welt", sondern vertreten Metaphern, die den Untergang unserer Welt markieren, im zeitlichen Sinne betrachtet. Dadurch wirkt Tomi als ein fiktiver Ort, als ein idealer Punkt, an dem die Realität zusammenläuft, sich auflöst und sich in Vorstellungen verwandelt. Es ist ein rein literarischer Ort der Metapher, sowohl bei Ovid, in seinen Metamorphosen und Briefen, die eine Kopfwelt konstruieren, wie auch bei Ransmayr, der diese mentale Welt weiterphantasiert. Tomi ist nur ein Vorwand für die romanstrukturierende Suche nach Ovid und den Metamorphosen, die in einem neuen Raum zu Ende erzählt wurden.

Cottas Suche nach Ovid und seinem Werk erweist sich als eine Erfindung der Wirklichkeit, eine dreidimensionale Text-Reise, die in der Re-Konstruktion des verbrannten Werks, die befreiten Zeichen als Chiffren aufnimmt, die sich in einer permanenten Verwandlung befinden. Cotta

selbst, nachdem er feststellt, daß er sich in der Welt der Metamorphosen befindet, die Ovid am Schwarzen Meer zu Ende erzählt hat, ist auf der Suche nach einer Inschrift, die bezeugt, daß er selbst nur ein Zitat aus den Metamorphosen ist. Damit hebt sich jedwelcher Bezug zur Wirklichkeit auf und wir befinden uns in der Mitte der Fiktion (Vgl.Bartsch, 124).

Cotta erlebt die Kopfwirklichkeit Nasos als wirkliche Wirklichkeit und er wird sich selbst zum Echo, indem er sich als literarische Figur auflöst und sich in die Landschaft der letzten Welt integriert.

“Die einzige Inschrift, die noch zu entdecken blieb, lockte Cotta ins Gebirge: Er würde sie auf einem im Silberglanz Trachilas begrabenen Fähnchen finden oder im Schutt der Flanken des neuen Berges; gewiß aber würde es ein schmales Fähnchen sein - hatte es doch nur zwei Silben zu tragen. Wenn er inne hielt und Atem schöpfte und dann winzig vor den Felsüberhängen stand, schleuderte Cotta diese Silben manchmal gegen den Stein und antwortete *hier!*, wenn ihn der Widerhall des Schreies erreichte; denn was so gebrochen und so vertraut von den Wänden zurückschlug, war sein eigener Name.” (LW, S.287f)

Anmerkungen

Christ, Karl: *Geschichte der römischen Kaiserzeit*, München 1992.

Bartsch, Kurt: “Dialog mit Antike und Mythos”, in: *Modern Austria*, 3-4/1990.

Burneva, Nikolina: “Metamorphosen des Textes als literarisches Model”, in: *Zeitschrift der Germanisten Rumäniens*, 1-2 (9-10), Bukarest 1996.

Blumenberg, Hans: *Arbeit am Mythos*, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1980.

Călinescu, George: *Ovidiu, poetul*, in: *Scriitori străini*, Bucuresti 1967.

Glei, Reinhold F.: “Ovid in der Zeit der Postmoderne”, in: *Poetica*, Bd.26, 3-4/1994.

Gramatopol, Mihai: “Die Grabstätte Ovids”, in: *Rumänische Rundschau*, 1/1994, Jahrgang L., Nr. 303.

Multikulturalität. Tendenzen, Probleme, Perspektiven im

europäischen und internationalen Horizont, Kessler, Michael/
Werthheimer, Jürgen (Hrsg.) 1995.

Naso, Publius Ovidius: *Briefe aus der Verbannung. Tristia. Epistulae ex Ponto*, Übersetzung von Wilhelm Willige, München 1990.

Naso, Publius Ovidius: *Metamorfoze*, Übersetzung und einleitende Studie von David Popescu, Bucuresti 1972.

Ransmayr, Christoph: *Die letzte Welt*, Frankfurt am Main 1996. (Sigle: LW)

Ransmayr, Christoph: *Ultima lume*, Übersetzung und Vorwort von Mircea Ivănescu, București 1996

Schmidt-Dengler, Wendelin: *Literatur in Österreich von 1980 bis 1990*, Skriptum zur Vorlesung, WS 1991/92, Wien 1992.

Vogel, Juliane: *Letzte Momente/Letzte Welten: zu Christoph Ransmayrs Ovidschen Etüden*, in: *Jenseits des Diskurses: Literatur und Sprache in der Postmoderne*, Albert Berger/Gerda Moser (Hrsg.), Wien 1994.

Heinz Arnold

Der tschechische Historiker Jaromir Loužil stellte sein Referat, das er 1992 in Jihlava auf einer gemeinsamen Tagung der Bolzano-Stiftung und der Ackermann-Gemeinde unter dem thesenhaften Titel "Niemals waren nur wir Tschechen allein hier". Die Tschechen waren freilich früher in Böhmen als die Deutschen. Vom 9. Jahrhundert bis kurz nach 1300 regierten die Přemysliden. Und dieses Adelsgeschlecht, die erste tschechische Dynastie, rief vom 12. Jahrhundert an deutsche Kaufleute, Handwerker und auch Bauern ins Land. Besonders tat sich dabei der Přemysl Otokar II. hervor, der Böhmen europäische Geltung verschaffte und die deutsche Kaiserkrone anstrebte.

Jahrhunderte hindurch lebten tschechische Einwohner und deutsche Einwanderer mehr nebeneinander her als miteinander. Die Deutschen bewohnten die Randgebiete des böhmischen Beckens. Sie lebten auch in den Städten, und sie bildeten dort ein wichtiges Element der bürgerlichen Gesellschaftsschicht. Nur vorübergehend tendierte damals das Deutsche zu einer bevorzugten Sprache. Deutsch war die höfische Sprache des Hochadels am Přemyslidenhof. Aber bereits Karl IV., ein Luxemburger, der von 1316 bis 1378 lebte, verschaffte nachdrücklich der tschechischen Sprache Geltung.

Dieser deutsche Kaiser und böhmische König soll fünf Sprachen beherrscht haben. Neuere bohemistische Forschungen belegen, daß sich selbst viele Geistliche und Gelehrte nicht des Trilinguismus rühmen konnten. (1) Der Stadtschreiber und Schulmann Johannes von Tepl bzw. von Saaz war einer der wenigen Ausnahmen. Er konnte lateinisch, deutsch und tschechisch sprechen und schreiben. Bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde immer wieder die Vermutung geäußert, daß das wenige Jahre nach dem "Ackermann" tschechisch geschriebene Streitgespräch "Tkadleček" (1407) ebenfalls von Johannes von Tepl stamme. Die wörtliche Übersetzung heißt "Weberlein". Ein Weber führt mit dem personifizierten Unglück einen philosophischen Disput. Den Weber hat seine Geliebte, die Ofenheizerin Adlička verlassen und einen anderen geheiratet. Andere Wissenschaftler plädieren für die Annahme, daß

der bislang unbekannte Verfasser ein Schüler Johannes von Saaz sein könnte.

(2)

Die Stadt Saaz (heute Žatec) hatte um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert sowohl einen tschechischen als auch einen deutschen Priester. Das soll nicht überall so gewesen sein. In Prag wurde zur gleichen Zeit Klage geführt, daß es zu wenige deutsche Geistliche gab und daß die Deutschen tschechische Predigten nicht verstanden. (3) Es muß also ein sprachliches Nebeneinander angenommen werden. Sowohl die tschechische als auch die deutsche Schriftsprache waren erst zu entwickeln. Der Reformator Jan Hus hat viel für die Herausbildung des Tschechischen getan: durch seine volkstümlichen Predigten, seine geistlichen Lieder, durch seine für Jahrhunderte gültigen Rechtschreibregeln und seinen sprachlichen Purismus. Er wandte sich gegen die um sich greifende "Sprachmengerei", gegen das Eindringen deutscher Wörter ins Tschechische. (4)

Beide Sprachen, das Deutsche sowie das Tschechische, hatten vom 14. bis zum 17. Jahrhundert mit sich selbst zu tun. Prag war bekanntlich auch einer der Orte, die für die Entwicklung der deutschen Schriftsprache von nicht geringer Bedeutung waren. Luthers Bibelübersetzung in der Gesamtausgabe von 1534 diente genauso der Herausbildung des Deutschen wie die von 1579 bis 1593 gedruckte Brüder-Bibel, die sog. Kralitzer Bibel, für die Entwicklung der tschechischen Sprache von großem Belang war.

Noch einmal soll Jan Hus erwähnt werden. Er war nicht nur ein Mann der Religion, er war auch ein politischer Kämpfer für die tschechische Nation und gegen den Einfluß der Deutschen in Böhmen. Nicht ohne sein Zutun verließen deutsche Professoren und Studenten die 1348 gegründete Karlsuniversität und riefen 1409 die Universität Leipzig ins Leben. Im gleichen Jahr wurde Hus Rektor der Prager Universität. Es gehört zu den ins Auge fallenden Widersprüchen der Weltgeschichte, daß der den Deutschen abhold tschechische Reformator in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten gerade in deutschen Landen auf große Zustimmung stieß und zu einem Säulenheiligen des Protestantismus wurde.

Es waren religiöse Bekenntnisse, die während des Zeitalters der Reformation zu Gemeinsamkeiten zwischen Deutschen und Tschechen führten. Die *Unitas fratrum*, die Böhmisches Brüder, die aus der Vereinigung hussitischer Kreise mit Resten von Waldensern hervorgegangen war, hatte auch deutsche Gemeinden innerhalb und außerhalb von Böhmen. Für diese deutschen

Brüdergemeinden kam 1531 ein Gesangbuch heraus, das viele aus dem Tschechischen übersetzte geistliche Lieder enthält. Vom Deutschen ins Tschechische übertragen wurde ein 1580 entstandenes dramatisches Spiel über den Untergang von Sodom und Gomorrha. Die "Ackermann"- und "Tkadleček"-Dialoge sowie die noch früher geschriebenen deutschen und tschechischen Alexander-Dichtungen weisen auf Parallelen zwischen den beiden Literaturen hin. Das erwähnte Liederbuch und das geistliche Spiel waren Ansätze eines Zusammenwirkens, das vor allem im literarischen Schrifttum des reich entfalteten böhmischen Humanismus Früchte trug.

Die Schlacht am Weißen Berge 1620 hatte verheerende Auswirkungen für den weiteren Verlauf der böhmischen Geschichte. Ein Jahr später wurden 27 Adlige hingerichtet. Andere tschechischen Adligen wurden aus Böhmen vertrieben, deutsche Aristokraten ins Land geholt, die Gegenreformation mit Härte durchgesetzt. Für die tschechische Nation begann die Zeit der "Finsternis", tschechisch "temno" genannt. Obwohl 1627 das Tschechische von den habsburgerischen Herrschern als zweite Amtssprache anerkannt wird, setzt sich die deutsche Schriftsprache in Böhmen durch. Die Förderung des Volksschulwesens durch Kaiser Joseph II. kam zwar auch tschechischen Kindern zugute, aber die tschechischen Gymnasiasten und Studenten mußten sich ihr Wissen in deutscher Sprache erwerben, zumal im 18. Jahrhundert Latein als Unterrichtssprache an Universitäten zurückging. Der eingangs genannte Jaromír Loužil faßt diesen Sachverhalt mit den Worten zusammen: "Wir sprachen - und manche fühlten auch - meistens deutsch. Mit einer gewissen Übertreibung können wir sagen, daß wir Tschechen damals als böhmische Deutsche überlebt haben." (5)

Karel Hynek Mácha (1810 - 1836), ein Lyriker der tschechischen Romantik, verfaßte seine Gedichte zunächst in deutscher Sprache, tschechisches Leid in deutschen Versen ausdrückend. Der Wissenschaftler und Politiker František Palacký (1798 - 1876) schrieb große Teile seines Hauptwerkes "Geschichte Böhmens" auf deutsch. Dem tschechischen Sprachwissenschaftler Josef Dobrovský, einem der Begründer der modernen Slawistik, rühmten Zeitgenossen und Nachfahren nach, daß sein deutscher Stil immer besser geworden sei und daß er immer seltener Austriazismen verwendet, also "reines" Deutsch geschrieben habe. (6). Auf das recht unterschiedliche Verhältnis tschechischer Intellektueller zu Österreich und zu anderen deutschen Ländern ist noch einzugehen.

Während des Dreißigjährigen Krieges und danach fanden tschechische

Exilanten, dem katholisch werdenden Böhmen und damit Österreich den Rücken kehrend, in protestantischen deutschen Städten, in Leipzig, Dresden, Breslau und Berlin, Aufnahme. Sie konnten Bücher herausbringen und ihre religiösen Überzeugungen bewahren. Ende des 18. begann und vor allem im 19. Jahrhundert vollzog sich die nationale Wiedergeburt der Tschechen, als národní obrození bezeichnet. Als kulturell-literarische Bewegung beginnend, stand sie in Verbindung mit nationalpolitischen und künstlerischen, nicht zuletzt musikalischen Bestrebungen anderer europäischer Völker. Die Emanzipation der tschechischen Sprache gegenüber dem Deutschen erfolgte aber auch im Zusammenhang mit der deutschen Sprache, Dichtung und Wissenschaft. Der tschechische Schriftsteller Ota Filip hat diesen Sachverhalt kürzlich sehr polemisch dargestellt: "Wesentliche Impulse, Gedanken und Programme schöpfte die tschechische nationale Wiedergeburt keineswegs aus dem damals reaktionären Wien, auch nicht aus der Französischen Revolution, sondern aus der deutschen Romantik." (7) Und aus den Schriften Herders, muß hinzugesetzt werden. Sprachwissenschaftler, wie zum Beispiel Josef Jakob Jungmann (1773 - 1847), bezogen sich auf Herder. Dessen Auffassung vom Sprachvolk als der ursprünglichen und naturgemäßen Form menschlicher Gemeinschaften wurde zu einem Grundgedanken von der Sprache als bestimmende Kraft bei der Identitätsfindung eines Volkes. Unter dem Einfluß Herders sammelte František Ladislav Čelakowský (1799 - 1852) slawische Volkslieder, und der Slowake Jan Kollár (1793 - 1852) trug während seiner Studienzeit in Jena dem Geheimrat Goethe Lieder seiner Heimat vor.

Bei diesen Beispielen handelte es sich um Einflüsse, die tschechische Intellektuelle von deutscher Seite her annahmern. Aber die immer mehr um sich greifende Nationalbewegung wurde von deutschen Geistesschaffenden auch bewußt und direkt unterstützt, vor allem von solchen Deutschen, die in Böhmen lebten oder dort geboren worden waren. Der Bibliotheksbeamte Rudolf Glaser, ein Prager Deutscher, gab in den Jahren 1837 bis 1848 die Zeitschrift *Ost und West* heraus. Sie veröffentlichte Beiträge deutschsprachiger und - in Übersetzungen - tschechischer Schriftsteller. Sie wollte "den Anfang machen" zu einer literarischen Verbindung des slawischen Ostens mit "Deutschland", wie es im ersten Heft hieß. (8)

Besonders bedeutungsvoll war das Wirken der aus Mittel- bzw. Nordböhmen stammenden Schriftsteller Moritz Hartmann (1821 - 1872)

und Alfred Meißner (1822 - 1885). Im Revolutionsjahr 1848 arbeiteten beide in politischen Gremien ihres Landes mit. Beide lebten vor und nach der Revolution jahrelang im Exil, u. a. in Leipzig und in Paris. Sie haben später Memoirenbücher über diese stürmische Zeit vorgelegt. In den vierziger Jahren griffen sie mit Tageslyrik in die politischen Auseinandersetzungen ein. In den Romanzen seines *Žižka*-Zyklus (1846/47) würdigt Meißner die Tschechen als ein Volk, das einst das "erste Licht" der Freiheit verbreitet und damit auch Deutschland ein Beispiel gegeben hat für "den Kampf der neuen Zeit". Die Symbole der Hussiten, "Kelch und Schwert", wählt Hartmann als Titel seiner Sammlung politischer Gedichte vom Jahre 1845, und in seinen *Böhmischen Elegien* empfiehlt er dem tschechischen Volk eine politische Orientierung "gen Westen", und er warnt vor dem Panslawismus, hinter dem die "blutige Gestalt" des russischen Zaren stehe. (9) Fast 150 Jahre später schreibt der gegenwärtig wohl bedeutendste tschechische Romanschriftsteller Milan Kundera: "Zwar sind die Tschechen Slawen, aber ihre Kultur trägt seit einem Jahrtausend ein westliches Gesicht." (10) - Zurück zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. 1851 erscheint der Prosaband *Böhmische Juden*. Dem Verfasser, Leopold Kompert (1822 - 1888), ging es um eine Symbiose jüdischer und christlicher Lebensformen. Mit seinen farbigen literarischen Bildern der in seiner Heimat lebenden Nationalitäten macht er schon um die Jahrhundertmitte auf eine dritte Kraft in Böhmen aufmerksam, die wenig später die gesamte deutsche Literatur nachhaltig beeinflusst.

Die sogenannte Prager deutsche Literatur wurde größtenteils von deutschsprachigen Juden geschaffen. Sie erlangte Weltgeltung, und es ist hier nicht angebracht, einen neuen Beitrag zu ihrer Erforschung zu leisten. Nach der Entghettosierung von 1848 bis 1851 bildete sich in Prag von 1855 bis 1875 eine finanzstarke mittlere und gehobene jüdische Bürgerschicht heraus. Sie erweckte den Neid von Kreisen des bisher herrschenden deutschen Bürgertums. Aber neben dem deutschen Antisemitismus entwickelte sich auch unter den Tschechen eine militante Judenfeindschaft. Es kam zu antideutschen Demonstrationen und antisemitischen Ausschreitungen. Einer der letzten Vertreter der Prager deutschen Literatur, Willy Haas, auch bekannt geworden als Herausgeber von Kafkas *Briefen an Milena*, teilt darüber eine frühe Kindheitserinnerung mit. Tschechen stürmten deutsche Geschäfte und

Häuser. Das Dienstmädchen der jüdischen Familie Haas machte die Aufrührer auf die Deutsche Handelsakademie aufmerksam, deren Möbel daraufhin zerschlagen wurden. (11) In diesen Kämpfen gerieten die Juden zwischen die Mühlsteine, und diese existentielle Bedrohung sensibilisierte die jüdischen Intellektuellen auf besondere Weise für künstlerische Kontemplation und Produktion. Auch andere Ursachen müssen in Betracht gezogen werden. In der zweiten Jahrhunderthälfte wurde aus der böhmisch-österreichischen Beamtenstadt Prag die tschechische Industriestadt Praha. In der hier entstehenden Literatur kommt zunehmend eine kritisch akzentuierte und elegisch getönte Endzeitstimmung vor, die dann auch für die spätbürgerliche Dichtung Europas und Amerikas charakteristisch wurde.

Anlässlich des Zweiten Prager Theaterfestivals im September 1997 weist der 86jährige Pavel Eckstein, zuletzt Chefdramaturg an der Prager Oper, weist auf den heute weitverbreiteten Irrtum, daß es eine "ideale Symbiose dreier Kulturen", der "deutschen, jüdischen und tschechischen" gegeben habe. "Das ist nicht wahr. Das war sehr streng geteilt". (12) In seinem während der Emigrationszeit geschriebenen Feuilleton *Deutsche und Tschechen* belegt Egon Erwin Kisch diesen Sachverhalt mit zahlreichen Beispielen. (13)

Dem steht eine ebenfalls unumstößliche Tatsache gegenüber: die "entscheidende Bedeutung des Deutschen beim Eintritt tschechischer literarischer Werke in die Weltliteratur", wie Ota Filip formuliert. (14) Als Übersetzer wirkten viel weniger Sudetendeutsche als deutschsprechende Prager Juden, wie Otto Pick, Camill Hoffmann und Rudolf Fuchs. Josef Mühlberger ist eine der wenigen rühmlichen Ausnahmen Eine Sonderstellung nimmt Jaroslav Hašeks *Braver Soldat Schweijk* ein, dessen erster Teil bereits 1912 im tschechischen Original erschien. In seiner Heimat fand das Werk zunächst nicht den Anklang, der ihm später im Ausland zuteil werden sollte. Die Übersetzung von Grete Reiner-Straschnow 1925, die Inszenierung einer Theaterfassung durch Erwin Piscator 1927 in Berlin und die begeisterten Rezensionen, darunter die von Kurt Tucholsky in der *Weltbühne*, machten das Werk zu einem europäischen Erfolg und den Schwejk zu einer unverwechselbaren Gestalt der Weltliteratur. Auch sprachlich ist diese Übersetzung hochinteressant. Die Übersetzerin hat der Hauptfigur eine Sprache in den Mund gelegt, in die viele Elemente des Tschechischen aufgenommen wurden Sie verfuhr dabei

nicht willkürlich, sondern sie schöpfte aus dem sogenannten Tschechisch-Deutschen, auch Kuchelböhmisch oder Kucheldeutsch genannt, also der Sprache der Dienstboten in der Küche. Dieser Jargon wurde überall dort gesprochen, wo Tschechen aus den unteren Schichten in nähere Beziehungen zu den Deutschen traten. (15) Durch diesen sprachlichen Kunstgriff wurde das volkstümliche Profil der Titelfigur in der Übersetzung bewahrt und geschärft.

Mit der Besetzung der Tschechoslowakei im Frühjahr 1939 war die Prager deutsche Literatur nicht zu Ende. Sie wurde in die Konzentrations- und Vernichtungslager der Faschisten mitgenommen und vor allem ins Exil mitgebracht. Eine Überlebende schreibt noch heute in der Stadt an der Moldau, die Schriftstellerin Lenka Reinerová. Im vorigen Jahr erschien im Aufbau Taschenbuchverlag der Sammelband *Das Traumcafé einer Pragerin*. Er enthält die 1996 entstandene Titelerzählung und andere Arbeiten, die die Autorin bereits in den achtziger Jahren in Ost-Berlin hatte erscheinen lassen.

Lenka Reinerová, 1916 in Prag geboren, entstammt einer deutsch-tschechisch-jüdischen Familie und wuchs nach dem Besuch eines deutschen Gymnasiums während der dreißiger Jahre in das literarische Leben ihrer Heimatstadt hinein. Prag war damals nicht mehr die Stadt Werfels, Kafkas und Meyrinks. Max Brod begegnete ihr ein einziges Mal, aber Egon Erwin Kisch kannte sie gut. Ihr erster Chef war Franz C. Weiskopf von der *Arbeiter-Illustrierten-Zeitung*, wo sie seit 1936 als Journalistin arbeitete. Kisch und Weiskopf waren damals Emigranten in ihrer eigenen Geburtsstadt, nachdem sie nach dem Machtantritt der Nazis aus Berlin wieder nach Prag gekommen waren. Diese Stadt galt damals als Zufluchtsort und Durchgangsstation vieler deutscher Emigranten. Erinnert sei nur an die Brüder Herzfelde-Hartfield, an Ernst Bloch und an Bertolt Brecht.

Die Schriftstellerin wurde 1939 selbst zum Flüchtling. Über Frankreich und Nordafrika kam sie nach Mexiko. Dort sah sie Prager Freunde wieder und lernte neue Gefährten kennen, darunter auch Anna Seghers, der sie lebenslang verbunden blieb. Hier heiratete sie den jugoslawischen Arzt und Schriftsteller Theodor Balk, der zahlreiche Werke in serbokroatischer und deutscher Sprache verfaßte. Lenka Reinerová fühlte sich als Tschechin. In Mexiko war sie Angestellte der tschechoslowakischen Exilbotschaft. Nach mehrjährigem Aufenthalt in

der Heimat ihres Mannes kehrte die Familie nach Prag zurück. Die stalinistischen Säuberungen in Verbindung mit dem bertüchtigten Slánský-Prozeß brachten ihr fünfzehn Monate Untersuchungshaft und die Versetzung in die Provinz ein.

Als Schriftstellerin verfaßt sie deutsche Texte, die seit den frühen achtziger Jahren vom Aufbau Verlag betreut werden. In der Skizze *Das Traumcafé einer Pragerin* versammelt die Erzählerin in einem imaginären Caféhaus deutsche und tschechische Kulturschaffende, die einst die goldene Stadt geistig geprägt haben. Die nach der samtenen Revolution von 1990 übriggebliebenen Caféhäuser sind wehmütige Reminizenzen der berühmten Prager Caféhaus-Kultur und zugleich Erinnerungen an die unvergänglichen Leistungen des Geisteslebens dieser ehemals zweisprachigen Stadt.

Über die leidvollen Verstrickungen und schweren Verbrechen zwischen Deutschen und Tschechen um die Jahrhundertmitte kann hier nicht berichtet und geurteilt werden. Damit beschäftigen sich tschechische und deutsche Sachkenner seit Jahrzehnten. Im Jahre 1996 veröffentlichte Ota Filip den Sammelband ... *doch die Märchen sprechen deutsch. Böhmisches Geschichten*, aus dem vorher Ausschnitte in bundesdeutschen Zeitungen veröffentlicht und im Rundfunk gesendet wurden. Das vorangestellte Motto mahnt davor, die Feindseligkeiten zwischen Tschechen und Deutschen einzustellen, ohne deutsche Schuld und tschechische Vergeltung leichtfertig zu vergessen. Filip berichtet vom Streit und von der Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Tschechen in der Vergangenheit und von dem nun fehlenden Geschichtsbewußtsein in den nach 1945 neu besiedelten Gebieten. Am Beispiel des Dorfes Schwarzbach (tschech. Tust) weist der Verfasser nach, daß in böhmisch-österreichischen Grenzgebieten die Zugehörigkeit vieler Bewohner zu einer der beiden Nationen oft unklar war: "In nicht ganz zwei Jahrzehnten wechselte die Mehrzahl der Schwarzbacher dreimal ihre Nationalität", und keiner kann "sich ganz sicher für seine Zugehörigkeit" zu einer der beiden Volksgruppen verbürgen. (16)

Aufschlußreich sind auch folgende Ausführungen Ota Filip: "Deutsche und westdeutsche Verleger übernehmen seit den sechziger Jahren für die tschechische Literatur neuerlich die Funktion des Sprungbrettes in die Literaturen der Welt." Und dem Autor steht eine Reihe von wichtigen Namen zur Veranschaulichung: Jaroslav Seifert, Ladislav Klíma, Milan Kundera,

Bohumil Hrabal, deren Werke in der Bundesrepublik Deutschland in weit größerem Maße übersetzt wurden als in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, die Filip als "verlegerische und buchhändlerische Großmächte" (17) bezeichnet. Hier sollt auch die entscheidende Rolle Österreichs erwähnt werden. Nach dem Publikationsverbot von Pavel Kohouts Büchern und nach seiner Ausweisung 1979 aus der ČSSR erhielt er die österreichische Staatsangehörigkeit und konnte in diesem Land schreiben. Achim Benning, 1976-1986 Direktor des Wiener Burgtheaters, veranstaltete seinerseits zahlreiche Uraufführungen von Václav Havels Theaterstücken. Gerechterweise dürfte die Tatsache nicht außer acht gelassen werden, daß schon in der Ostzone und in den frühen Jahren der DDR Übersetzungen von antifaschistischen Werken der tschechischen Literatur erschienen sind. Im Jahre 1946 kamen die *Reportagen unter dem Strang* von Julius Fučík heraus, der 1943 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde. Kohouts gesellschaftskritisches Stück *So eine Liebe* erlebte im April 1958, ein halbes Jahr nach seiner Prager Uraufführung, in Dresden seine deutschsprachige Premiere.

Schließlich ist eine bemerkenswerte Erscheinung zu erwähnen, die der ehemalige deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker als "doppelte Sprachbürgerschaft" deklariert hat. Am 5. Juli 1996 hielt er in der Prager Burg eine Ansprache zur Überreichung des Andreas-Gryphius-Preises. Einer der Preistäger war Jiří Gruša. Der 1938 geborene Schriftsteller schrieb bedeutende Gedichte und Erzählungen. 1981 wurde er aus der ČSSR ausgebürgert, und er ließ sich in der Bundesrepublik Deutschland nieder. 1991 und 1994 trat er mit den Sammelbänden *Der Babylonwald* und *Wandersteine* als deutschsprachiger Lyriker hervor. Gruša übersetzte nicht einfach seinen tschechischen Sprachduktus ins Deutsche, sondern er nutzte die neue Sprache und ihre Möglichkeiten als "poetisches Gestaltungsmaterial" aus, wie Karl Krolow in seiner Laudatio ausführte. (18) Konsequenterweise hat Gruša seine deutschen Gedichte nicht selbst ins Tschechische übersetzt. In einem Gedicht des Bandes *Der Babylonwald* heißt es: "...und dann das hüpfen von stein zu stein - die hoffnung am längsten zwischen den sprüngen". (19) Im Falle Grušas haben sich Hoffnungen erfüllt, die über seine Erwartungen hinausgingen. Er wurde tschechischer Botschafter in Deutschland und ist heute Bildungsminister der Tschechischen Republik.

Es kann einen Deutschen schon berühren, wenn der tschechische

Schriftsteller Pavel Kohout vor wenigen Jahren vorschlug, in Prag wieder ein deutsches Theater zu gründen. Dennoch bleibt diese gut gemeinte Anregung nur eine Illusion. Prag hat kein deutschsprachiges Publikum mehr. Es hat seine Zweisprachigkeit verloren. Zwei Ausnahmen sind allerdings erwähnenswert: Seit 1992 leitet der aus Graz kommende Arzt Dr. Harald Salfellner einen deutschsprachigen Verlag in Prag, und die Aktivitäten Kohouts und vieler anderer tschechischer sowie deutscher Persönlichkeiten, Institutionen und Firmen haben dazu beigetragen, daß im September 1997 zum zweiten Male ein deutsches Theaterfestival stattgefunden hat.

Wir haben von der schöngeistigen Literatur gesprochen. Es gibt aber noch immer viele Konflikte zwischen manchen Gruppen von Tschechen und gewissen Kreisen von Deutschen. Obwohl der Deutsche Bundestag und die Nationalversammlung der Tschechischen Republik im Jahre 1997 eine gemeinsame Erklärung zur Aussöhnung beider Völker abgegeben haben, existieren noch zwiespältige Situationen. Solange manche ehemalige Sudetendeutsche einen Anspruch auf ihre früheren Eigentümer haben, solange tschechische Kommunisten, ihre eigenen internationalistischen Überzeugungen mißachtend, mit tschechischen Nationalisten verbündet und deutschfeindlich gesinnt sind, werden beide Völker nicht die bestrebte Harmonie erreichen. Zuletzt stellt sich die widerspruchsvolle Frage, ob Kunst und Literatur dazu beitragen könnten. Wir wollen, und ich glaube, wir dürfen hoffen.

Anmerkungen

1 Pavel Trost: *Deutsch-tschechische Zweisprachigkeit*. In: *Deutsch-tschechische Beziehungen im Bereich der Sprache und Literatur. (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Bd. 57, H. 2, S. 22.*

2 Emil Skala: *Schriftsprache und Mundart im "Ackermann aus Böhmen"*. Anm. 1, S. 72.

3 Anm. 1, S. 23.

4 Anm. 1, S. 22.

5 Jaromir Loužil: *Niemals waren nur wir Tschechen allein hier*. In: *Deutsche und Tschechen. Neue Hoffnungen*, Prag, 1992, S. 67.

6 Anm. 1, S. 87 ff.

7 Ota Filip: *“...doch die Märchen sprechen deutsch. Geschichten aus Böhmen”*. München, 1996, S. 28.

8 *“Uferdasein”. Deutschsprachige Literatur in Böhmen*. Hg. v. Heinz Arnold und Hans Zeidler. Bautzen, 1996, S. 28

9 *Der österreichische Vormärz. 1816 - 1847*. Bearbeitet von Otto Rommel. Leipzig, 1931, S. 110 u. 217.

10 Jürgen Serke: *Das neue Exil. Die verbannten Dichter*. Frankfurt am Main, 1985, S. 85.

11 Willy Haas: *Die literarische Welt. Lebenserinnerungen*. Frankfurt am Main, 1983, S. 10.

12 Zit. nach: Valeria Heintges: “Eindrücke nach einer Woche Theaterfestival in deutscher Sprache”. In: *Sächsische Zeitung*, Dresden, 18.09.97, S. 17.

13 Egon Erwin Kisch: *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Band VII. Berlin und Weimar, 1972, S. 82 – 91.

14 Anm. 7, S. 18.

15 Marek Baloun: *Das Deutsche im Munde der Tschechen*. Diplomarbeit Pedagogicka

fakulta. Universität Ústí n. L., 1997, S. 7 u. 63.

16 Anm. 7, S. 64 u. 66.

17 Anm. 7, S. 20 f.

18 *Doppelte Sprachbürgerschaft. Andreas-Gryphius-Preis. Eine Dokumentation*. Hg. im Namen der Künstlergilde e. V., Esslingen von F. P. Künzel u. S. Beer, S. 33 f.

19 Jiří Gruša: *Der Babylonwald*. Stuttgart, 1991, S. 18.

Interkulturelle Aspekte im Übersetzungsprozeß. Das Textverständnis

Yvonne Lucuța

1.1. Generell bekannt ist das bereits tradierte, aus der Kommunikationswissenschaft entlehnte Modell des Übersetzens, das eine Ausgangs- und eine Zielsprache impliziert, ein Modell, in dem ein Sender in einer bestimmten Sprache eine Nachricht kodiert, die vom Übersetzer als Empfänger in der Zweitsprache dekodiert wird, wodurch der Text den Nutzern der Zielsprache zugänglich gemacht werden soll. Dieser kurz skizzierte Mechanismus hat seine Gültigkeit auf einer sehr allgemeinen Ebene, vor allem dann, wenn noch hinzugefügt wird, daß die Besonderheiten der Erstsprache umgesetzt werden in jene der Zweitsprache, wobei man kaum - mit Ausnahme von Idealfällen - mit einer Entsprechung von 1:1 zwischen den beiden Sprachen rechnen darf und kann. Dennoch ist sich jeder Übersetzer dessen bewußt, daß dies ein lediglich auf der Formebene hergestelltes und zu berücksichtigendes Modell ist. Gewiß ist für den Übersetzer die Tatsache, daß Sprachen verschiedenartig strukturiert sind, nicht irrelevant, aber im Übersetzungsprozeß selbst setzt das *Anderssein* mehr voraus als nur das Sprachliche.

1.2. Als Postulat mögen folgende zwei Grundgedanken gelten:

- (1) Primär ist für den Übersetzer das Verstehen des Textes;
- (2) Das Textverstehen hat Auswirkungen auf die Übersetzung selbst und auch auf deren Rezeption.

Bevor auf das eigentliche Textverständnis näher eingegangen wird, soll ein auf den ersten Blick fast nichtssagendes und auf den zweiten ein vielsagendes Beispiel angeführt werden. In einem Seminar wurde aus Herbert Bergers Roman *Armer Adolf, Kommunist* übersetzt, einem Roman der Neuzeit und der Wende in Osteuropa, der im österreichischen Raum spielt. Es ist dies die Zeit der Perestrojka (der "Scheißperestrojka", wie sich eine Figur des Romans äußert), mit Rückblenden in die Geschichte des Kommunismus,

eine Zeit also - und auch ein benachbarter Kulturraum -, die der rumänische Leser durchaus nachvollziehen kann, weil er die Geschehnisse fast unmittelbar "miterlebt" hat. In diesem Roman tritt episodenhaft eine Gestalt auf, eine junge Kommunistin - die Tochter des besagten Adolf -, die mit ihrem Freund nach Rumänien flieht. Für die Studenten lag das Verständnis des Textauszugs (ohne lange Überlegungen) auf der Hand: Es ging um das Nächstliegende aus der Geschichte, und zwar um das kommunistische Rumänien mit der härtesten Diktatur in Europa, um ein Rumänien also, das die beste Zufluchtsstätte für zum Auswandern gezwungene Kommunisten war.

Da aber die Studenten beim Übersetzen einige Bemerkungen, Einwände, Fragen zu anderen Textstellen hatten, kam es zu einem regen Briefwechsel mit dem Autor. Nicht wenig erstaunt mußte dann zur Kenntnis genommen werden, daß es sich um ein "Mißverständnis" in bezug auf die erwähnte Episode handelte. Die Erklärung von Herbert Berger war, daß es sich hier um den "latin lover", also den perfekten Liebhaber handle, dem die junge Dame (übrigens nur für kurze Zeit) gefolgt sei. Die politische Konnotation, die im rumänischen Sprach- und Kulturraum als selbst-verständlich gelten dürfte, erwies sich als ein falsches Textverständnis von seiten der Übersetzer, als ein Mißverstehen einer sowohl zeitlich als auch räumlich verwandten Kulturlandschaft (im weitesten Sinne des Wortes).

Das Fazit dieser fast anekdotisch anmutenden Geschichte ist es leider, daß die Übersetzer *ihre Mittlerrolle zwischen zwei Kulturen* nicht wahrgenommen hatten, weil das Textverständnis ein falsches war. Aus diesem kleinen Beispiel ist auch leicht einzusehen, daß der Übersetzer demnach *die Rolle des Vermittlers zwischen zwei oder mehreren Kulturen* gleichzeitig mit dem eigentlichen Übersetzungsprozeß übernimmt, ja sich diese Rolle sozusagen "aufbürdet", zumal sie kein leichtes Unterfangen ist. Denn durch den übersetzten Text soll dem Leser eine andere Welt erschlossen werden, die ihm entweder völlig neu oder aber teilweise unbekannt ist. Den Nachvollzug des Übersetzers darf der Leser nicht wahrnehmen, denn er will das Neue, ihm Vermittelte in seiner Ganzheit rezipieren, nicht etwa in Teilen, er will die neu erschlossene Welt "miterleben". Das impliziert ein *richtiges Textverständnis* von seiten des Übersetzers.

Im folgenden soll somit der Begriff des Textverständnisses umrissen werden, und zwar so, wie dieser Begriff für den Praktiker im alltäglichen literarischen Übersetzen zugänglich gemacht werden könnte.

2.1. Heute gibt es eine Vielfalt von Textdefinitionen, von denen aber

nur wenige für den Übersetzungsprozeß als relevant gelten dürften, zumal es sich um den "Text in Funktion" (S. J. Schmidt, 1972) handeln müßte. Ohne auf die Geschichte der Problematik einzugehen, ohne das Wenn und Aber abwägen zu wollen, soll hier präzisiert werden, daß *jeder Text als sprachliches Zeichen primär kommunikativen Zwecken dient*. Demnach ist der Text mit Katharina Reiß zu definieren als "eine kohärente, thematisch orientierte, im Medium Schrift realisierte Äußerungsmenge zu Kommunikations-zwecken"(1995:48). Das besagt gleichzeitig, daß kleinere Texteinheiten, als Textsegmente verstanden, immer in Bezug zum gesamten Text gelesen, auch so beurteilt, verstanden und dann erst in diesem Sinne übersetzt werden müssen.

2.2. Auch der Begriff des "Verstehens" wird in der Fachliteratur polysemantisch gedeutet. Maximilian Scherner (1974: 10) definiert z. B. das Verstehen als "erfolgreiche Aufnahme eines Textes durch einen Rezipienten". Allerdings sollte klargelegt werden, daß der Erfolg bei *literarischen Texten* keine spiegelbildliche Aufnahme der Sender - Empfänger - Relation sein kann, sondern daß es sich immer um einen *Integrationsprozeß* handelt, wo das vom Autor Angebotene *in den Horizont des Rezipienten* eingefügt wird. (Als klassisches und folglich in allen Abhandlungen nachlesbares Beispiel für diese Integration gilt eine Stelle aus der Bibel - Übersetzung, und zwar das Bild Jesus auf den Wellen, das für diejenigen Sprachträger, die Wasser kaum kennen, integriert wird, indem sich Jesus auf einem Sandmeer bewegt.)

Maximilian Scherner schließt sich eigentlich Erwin Leibfried an (1972: 81ff.), der den Begriff des Verstehens seinerseits gliedert in ein "erlebendes Verstehen" und in ein "erklärendes Verstehen" (Verstehen I und Verstehen II in der Terminologie des Autors), wobei Verstehen I Nachvollziehen und Nacherleben all dessen bedeutet, was dem Rezipienten - in unserem Fall zunächst dem Übersetzer - gegenübertritt, Verstehen II hingegen den Versuch darstellt, das primär Erlebte zu verstehen, indem auch aufgezeigt wird, aus welchen Komponenten der Text besteht und welche Zusammenhänge zwischen den Komponenten existieren können, welche gegenseitigen Abhängigkeiten. "Beim Erleben gilt: ich erlebe (verstehe I) die Dichtung; beim Erklären gilt: ich erkläre (verstehe II) das Erlebte", heißt es knapp und zusammenfassend formuliert bei Erwin Leibfried (82).

Um diese Differenzierung im *Erleben und Erklären*, wie es in der neueren Terminologie heißt, zu verdeutlichen, dürfte man folgende Überlegungen in

Betracht ziehen: Wenn man einen Satz, einen Phraseologismus, ein Lexem versteht (d.h. "erlebt"), so hat man ihn/es noch nicht in seiner typischen Struktur verstanden (d.h. "erklärt"). Man weiß zwar, was der Sinn des Satzes, des Phraseologismus, des Lexems ist, was dadurch mitgeteilt werden soll, was darin ausgedrückt ist. Man weiß aber noch nicht, wie die *Form* dieser Information beschaffen ist, denn sie könnte auch anders gestaltet sein sogar in der Ausgangssprache des Verfassers, sie könnte aber z. B. auch in einer anderen Sprache auftreten. Um also diese Form, diese Struktur der Information zu entschlüsseln, muß man an den Satz, an den Phraseologismus, an das Lexem ein großes Quantum an *Vor - Wissen* heranbringen. Das ist seinerseits aufgefächert in ein grammatisches Wissen, in idiomatische Kenntnisse usw., das Wissen liegt aber auch im stilistischen Feingefühl. All dies könnte man sehr anschaulich am Beispiel einer Aufforderung nachvollziehen, die in der Ausgangs- und in der Zielsprache jeweils unterschiedliche Formen haben kann. Das Verstehen setzt also immer zweierlei voraus: erstens die primäre Auffassung vom Sinn, d.h. die Konstitution des zu Verstehenden, die sich allerdings auch ändern kann, zweitens die sekundäre Erklärung dieser Erfassung, die ebenfalls änderungsfähig ist, weil man unterschiedliche *Bezugssysteme* ansetzen kann, die das Erlebte unter anderen Gesichtspunkten betrachten. Ilse Tielsch, die bekannte und in viele Sprachen übersetzte österreichische Schriftstellerin, spricht in einem ihrer Romane von einem *Apfelmostbaum*. Das Lexem teilt also mit, daß es sich um einen Baum handelt, an dem Äpfel einer bestimmten Sorte wachsen, die zu Most verarbeitet werden. Im Sinne von Verstehen I, also dem erlebenden Verstehen, wie auch im Sinne von Verstehen II, dem erklärenden Verstehen ist die Intention der Autorin klar. Hinzu kommt allerdings die Tatsache, daß es sich um eine Einmalbildung handelt, was an ein stilistisches Vorwissen des Übersetzers appelliert. Der amerikanische Übersetzer der deutschen Fassung hat ein ("Sonder"-) Erlebnis anderer Natur als die Autorin selbst. Vermutlich "erlebt" er keinen Most, schon gar nicht den Apfelmost, nur das amerikanische "juice". Sein erklärendes Verstehen unterliegt einem völlig abgewandelten Bezugssystem, das ihn zum Lexem "juice - tree" führt. Dies liegt dem Erlebnis von Ilse Tielsch fern. (Man stelle sich Bäume vor, auf denen Saft wächst! Das ist doch wohl der vermittelte Sinn?) *Auffassung und das darin Aufgefaßte klaffen somit weit auseinander.* "Hermeneutisch muß man also ein Auffassungssystem (primäres Verstehen) und ein Bezugssystem (sekundäres

Erklären dieses Verstandenen) unterscheiden.” (Leibfried, 1972² : 83) Die Sache selbst - in diesem Beispiel der Apfelbaum - ist relational zu beiden und nur durch Reflexion ist die Determinierung der Sache selbst sinnvoll zu leisten.

2.3.Eines steht fest: Beim Textverstehen geht es immer um eine *“Zweiphasigkeit”* (Reiß, 1995: 49). Ob es sich hierbei um ein *“erlebendes”* oder ein *“intuitives”* Verstehen handelt, wie K. Reiß sich die terminologische Abänderung wünscht, ist dabei wohl weniger wichtig. Wichtig ist, daß z. Z. *in allen theoretischen Abhandlungen zwar die eingehende Analyse des Textes gefordert wird*, sozusagen als Vorarbeit zum eigentlichen Prozeß des Übersetzens, daß sich diese aber in der Praxis des Übersetzers fast immer einseitig gestaltet und sich auf das erklärende Verstehen beschränkt, also nur auf die zweite Phase des Textverständnisses. *Die erste Phase des Verstehens, die intuitive oder erlebende, wird leider immer noch vernachlässigt.* Einfacher gesagt bedeutet dies, daß ein *Sich-Einlesen in den zu übersetzenden Text* unumgänglich ist. Deshalb soll ausdrücklich betont werden, daß man sich als Übersetzer nicht von der Sprache tragen lassen darf, daß man sich nicht nur in Wörter und Sätze einliest, sondern daß man beim intuitiven Lesen die Sinneinheiten beachtet, diese dann erst in der zweiten Phase durch das erklärende Verstehen überprüft.

Das ist einfacher gesagt denn getan! Beim Übersetzen des Romans *Die Ahnenpyramide* von Ilse Tielsch kommt in einem Textsegment das Lexem *“Mühlbach”* als eine Sinneinheit vor:

“ Ich gehe weiter, überschreite ein Brücklein, höre den Mühlbach rauschen, rieche das Holz der Baumstämme, rieche die Feuchtigkeit, durchquere das Erlenwäldchen “ (S. 47)

Die Übersetzerin hatte dafür das rumänische Lexem *“pârâul morii”* vorge-schlagen, was sich beim Einlesen, also in der intuitiven Phase des Text-erfassens wohl als das Treffende erwies. In der zweiten Phase, beim erklärenden Verstehen kamen Bedenken auf, daß es sich eventuell um einen Eigennamen handeln könne, also um eine anders geartete Sinneinheit. Hilfsmittel - wie etwa die Landkarte von Böhmen und Mähren in diesem Fall - waren nicht zweckdienlich, weil ein Bach, der durch ein kleines Dorf fließt, nicht eingezeichnet ist. Die Lösung des

Problems kam von der Autorin selbst, und zwar erklärte Ilse Tielsch, das Lexem sei polysemantisch : ein Bach, der Mühlbach heiße, treibe die Mühle des Dorfes an. Die letzte Variante der Übersetzung war dann eine explikative - und zwar mit Hilfe einer Paraphrase ausgedrückt - "Mühlbach, prul morii", wobei auch der Eigenname beibehalten werden konnte, allerdings durch eine Apposition erweitert. Nicht direkt übersetzbar war allerdings die im Lexem "Mühlbach" implizierte Polysemie, die folglich durch die Umschreibung bzw. erläuternde Ergänzung realisiert wurde.

3.1. Texte enthalten - wie es aus dem angeführten Beleg bereits ersichtlich ist - "nicht nur Sprachliches, sondern in sie geht auch eine *Kenntnis der außersprachlichen Welt* ein, die beim Empfänger des Textes vorausgesetzt wird und ohne die Textverstehen nicht möglich ist" (Coeriu,1973 :116). Hinzugefügt werden muß, daß Texte in ganz bestimmten Situationen entstehen, an die sie auch gebunden bleiben und in denen sie bestimmte Aufgaben in der Kommunikation erfüllen. Folglich müßte jeder Text in seinem vollen Umfang verstanden werden. Dieser Umfang impliziert etwa die Faktoren *Sachbezug, Raum und Zeit*. Dabei geht es sowohl um den Raum und um die Zeit, in denen der Text verfaßt wurde und in denen ihm eine bestimmte kommunikative Rolle zugewiesen wurde, als auch um den Raum und die Zeit, die in den Text selbst impliziert sind. Das Textverständnis gestaltet sich demnach so komplex, daß diese Anforderungen zwar gestellt werden können, aber praktisch nur schwer zu erfüllen sind, vor allem dann, wenn es sich um ältere Texte handelt. Andererseits kann jeder Leser den Text vielseitig oder aber äußerst einseitig rezipieren, ihn dann aufgrund seiner individuellen Lesart akzeptieren oder ablehnen. So könnte Mathias Manders' Roman *Der Sog* - den wir in der Deutung des Autors bei einer Lesung in Temeswar kennenlernen durften - recht einseitig als ein Roman des technischen Zeitalters mit allen seinen Aspekten rezipiert werden, die schwerwiegenden philosophischen Überlegungen müßten hingegen dann als "berlesen" verstanden werden, d.h. sie gingen verloren. "Sommer wie Porzellan" von Elisabeth Hauer könnte als eine simple und feinfühlige Liebesgeschichte aufgenommen werden, in die zwei parallele Frauen-geschichten impliziert sind. Dann würde aber der sehr unterschiedliche Faktor Zeit vom Leser eliminiert und das soziale Bild zweier unterschiedlicher Perioden in der Geschichte Österreichs- die Kriegjahre und die heutige Welt - wie auch die nicht - parallelen Schicksale der zwei Frauengestalten verloren-gehen oder aber entstellt werden.

Hier unterscheidet sich die Rolle des Übersetzers als Rezipient eines Textes vom Textverständnis jedes anderen Lesers.

3.2. Der Übersetzer gilt heute sozusagen als *der* “Sekundärautor” (Reiß, 1995: 50), er ist *der Stellvertreter des Autors in der Zweitsprache*. Und ein “Stellvertreter des Verfassers” kann er nur dann sein, wenn er “das Angebotene in seinen Horizont integriert” (Schnerer, 1974), wobei sich diese Integration wiederum nach Erfahrung und Aufnahmefähigkeit des Übersetzers differenziert. Der Übersetzer “versteht” einen Text erst dann, wenn er alle Entscheidungen des Autors realisiert und von dorthin auch auf dessen *Mitteilungs- und Wirkungsabsichten* rückschließen kann, meint S. J. Schmidt (1972 : 25). Das ist allerdings eine Idealvorstellung, die man zwar anstrebt, die man aber in der Praxis wohl kaum nachvollziehen kann, weil Texte in ihrer soziokulturellen Einbettung nicht immer erschließbar sind, vor allem dann nicht, wenn es sich um zeitlich oder räumlich entfernte Kulturlandschaften handelt. (So ist auch die Selbstabgrenzung der Temeswarer Arbeitsgruppe zu verstehen, die sich aus diesen Gründen auf die österreichische Literatur der Gegenwart beschränkt.)

3.3. Zu berücksichtigen wäre noch folgender Gedankengang: Der Übersetzer ist zunächst - beim intuitiven Verstehen - nur ein Rezipient des Textes unter allen anderen Rezipienten. Im Unterschied zu allen anderen Lesern erschließt und versteht er aber mit äußerster Sorgfalt und mit all seinem Vorwissen den Text. Dennoch *bleibt* sein *Textverständnis immer von den eigenen Erfahrungen abhängig*, seien diese lediglich alltägliche Erfahrungen oder aber diejenigen einer ganzen Kulturgemeinschaft. Als Beleg für den Gedanken, wie erfahrungsbedingt ein Textverständnis sein kann, soll Marianne Grubers Erzählung *Abra Kadabra* angeführt werden. In der rumänischen Kulturlandschaft sind Mircea Eliades phantastische Geschichten nicht nur bekannt, sondern auch sehr beliebt. Folglich war das Textverständnis der Übersetzergruppe ein dementsprechend “erblich belastetes”, ein assoziatives. Bis zum Höhepunkt der Geschichte von Marianne Gruber fand man Analogien, es wurden Übersetzungsrelevante Sinnmerkmale erschlossen, die in der gegebenen Erfahrungswelt viele Gemeinsamkeiten mit Mircea Eliades phantastischen Bildern aufwiesen. Dies galt - und die Übersetzung war fertiggestellt und druckreif in der Sicht der Übersetzer-, bis Marianne Gruber selbst, bei einer Lesung in Temeswar danach befragt, sowohl die Entstehungsgeschichte als auch ihre Erzähltechnik darlegte.

Danach erst wurde es den Übersetzern klar, daß der kulturelle Hintergrund ein völlig anderer war. Was dennoch nicht besagen soll, daß die Übersetzung von *Abra Kadabra* keine gute ist.

3.4. Eigentlich - und das ist wohl der wichtigste Gedanke dieser Ausführungen - ist der Übersetzer nie ein *perfekter Sekundärsender*, der *alle Dimensionen des Originaltextes* erfassen kann. Schon deswegen nicht, weil das Original unterschiedlichen Verstehensweisen unterliegt. Der Übersetzer sieht sich dann oft gezwungen, nur eine der Verstehensweisen in der Zielsprache zu reverbalisieren, und zwar diejenige, die ihn am meisten überzeugt. Als illustrativ für diesen Standpunkt dürfte Robert Menasses Roman "Selige Zeiten, brüchige Welt" angeführt werden, dessen bereits veröffentlichte rumänische Fassung sich im Textverständnis unterscheidet von derjenigen des Verfassers dieser Arbeit.

Gerade dieser letzte Umstand verbietet jeden *Anspruch auf Absolutheit im Textverständnis*. Ob ein literarischer Text immer nach den Intentionen des Autors "richtig verstanden" wurde, das bleibt offen. Restlos feststellen kann man das wohl nie, nicht einmal durch die Rücksprache mit dem Autor selbst. Die Nachfrage beim Autor ist in der Temeswarer Übersetzergruppe zu einer üblichen Arbeitsmethode geworden, wie es aus den wenigen zitierten Belegen ersichtlich ist. Aber ob das Textverständnis auch unter diesen Umständen immer "korrekt" ist, das fällt in den Entscheidungsbereich der Übersetzungskritik. Das Textverständnis bewegt sich immer zwischen bestimmten Grenzen, es hat einen mehr oder minder hohen Wahrscheinlichkeitsgrad. *Beweisen* läßt sich kaum, daß das Verständnis eines Textes oder eines Textsegments das einzig richtige sein dürfte oder könnte. Deshalb werden auch die Diskussionen darüber, welcher Übersetzer dem Text das richtige Verständnis entgegengebracht hat, nie aufhören.

Anmerkungen

Coşeriu, Eugenio; 1970. *Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik*. In: Hartmann, F./Vernay, H., Hrsg., *Sprachwissenschaft und Übersetzen*, München, Hueber.

Leibfried, Erwin; 1970/1972². *Kritische Wissenschaft vom Text. Manipulation, Reflexion, transparente Poetologie*, Stuttgart, Metzler.

- Reiß, Katharina; 1995. *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wiener Vorlesungen*, (Mary Snell-Hornby/Mira Kadric, Hrsg.), Wien, VUW Studienbücher.
- Scherner, Maximilian; 1974. *Theorie und Technik des Textverstehens*, Düsseldorf, Schwann.
- Schmidt, Siegfried, J. ; 1972/1976². *Texttheorie*, München, Fink.
- Wolf, Johann; 1974. *Sprachgebrauch – Sprachverständnis. Ausdrucksformen und - gefüge in unserem heutigen Deutsch*, Bukarest, Kriterion.

Zur Problematik der Partikelübersetzung in Wolfgang Borcherts *Kurzgeschichte Nachts schlafen die Ratten doch*

Marianne Marki

In den letzten Jahrzehnten läßt sich eine Blüte der Partikelforschung verzeichnen. Das ist teilweise daraus zu erklären, daß in diesem Bereich eine deutliche Lücke in der Grammatik und im Lexikon vorlag, die sich vor allem im Fremdsprachenunterricht und in der Übersetzungsproblematik bemerkbar machte. Die Partikeln dürfen nicht als periphere Elemente des Wortschatzes angesehen werden. Vor allem die Abtönungspartikeln haben eine große Bedeutung für die Kommunikation. Sie steuern eine Konversation, sie drücken Stimmungen aus und schaffen ein bestimmtes "Gesprächsklima" (Weydt u.a. 1983: 13). Sie zeigen, wie die Gesprächspartner zueinander stehen, welche Reaktionen erwartet werden. Sie signalisieren Freundlichkeit, Erstaunen, Widerspruch, Vorwurf, Unzufriedenheit, Warnung, Drohung n.ä. Die Abtönungspartikeln werden im alltäglichen Leben, in komplexen Situationen verwendet und sie sind mit gruppen - oder gesellschaftsspezifischen Alltagswissen verknüpft. Sie betreffen nicht die Wahrheitsebene einer Äußerung, sondern ihre Funktion besteht darin, Einstellungen, Wertungen, Präsuppositionen auszudrücken. "Mit dem Auslassen der modalen Partikeln aus dem Satz wird ein Stück nicht der denotativen, sondern der konnotativen (subjekt - modalen) Bedeutung ausgelassen, die durch die entsprechende Intonation ersetzt werden kann" (Krivonosov 1989: 32).

Im Verhältnis zu anderen Sprachen gilt die deutsche Sprache als besonders partikelreich. Das führt zu Schwierigkeiten bei der Übersetzung von Texten, weil die deutschen Partikeln zumeist keine direkten Äquivalente in anderen Sprachen haben. H. Weydt weist darauf hin, daß das Verständnis eines Textes nur in einem Teil dessen besteht, was in ihm wörtlich gesagt wird. Erst die wörtlichen Bedeutungen im Verein mit anderen Elementen ermöglichen ein Gesamtverständnis, das dem Aufnehmen einer Gestalt verglichen werden kann: "Die Aufgabe einer Übersetzung ist es, einen derartigen Gestalterkennungsprozeß auf die Art und mit den Mitteln einzuleiten, die in der Zielsprache dazu benützt würden und die in aller Regel nicht den Mitteln der Ausgangssprache entsprechen"

(Weydt 1989: 338).

In Borcherts Kurzgeschichte *Nachts schlafen die Ratten doch* versucht ein älterer Mann das Vertrauen eines Jungen zu erwecken. Borchert läßt den Mann sehr partikelreich sprechen. Für den rumänischen Übersetzer stellt sich nicht die Frage, wie er die Partikeln ins Rumänische übersetzen kann, sondern vielmehr die Frage, wie ein älterer Mann, der im Deutschen so spricht wie Borcherts älterer Mann in analoger Situation rumänisch sprechen würde. Der Übersetzer sollte sich bemühen, die durch den deutschen Text erfaßte Intention mit den Mitteln der rumänischen Sprache wenigstens teilweise so zu erfassen, daß ein rumänischer Leser einen Gesamteindruck hat, der dem eines deutschen Lesers möglichst nahe kommt.

Zum Ausführen bestimmter sprachlicher Handlungen stehen in allen Sprachen mehrere Techniken zur Verfügung. Die einzelnen Sprachen nutzen diese Möglichkeiten sehr unterschiedlich aus; z. B. um freundlich zu wirken, um das Vertrauen des Jungen zu erwecken, werden im Deutschen vor allem die Möglichkeiten der Partikeln genutzt. Das Rumänische muß zu anderen Mitteln greifen, um dieselbe Intention zu verwirklichen. Oft werden deutsche Partikeln überhaupt nicht übersetzt, ihre Funktionen werden durch die Intonation und den Kontext ersetzt.

Auch Krivonosov unterstreicht, daß es nicht möglich sei, Partikeln durch ein einziges Äquivalent zu übersetzen. Nicht die Partikel selbst, sondern die subjekt-modale Bedeutung des ganzen Satzes wird übersetzt. "Der ganze Satz, nicht die modale Partikel selbst, wird durch die Mittel einer anderen Sprache unter Aufrechterhaltung derselben subjekt-modalen Bedeutung übersetzt. Da aber jede Sprache über verschiedene Mittel, die konnotativen Bedeutungen auszudrücken verfügt, wird diese konnotative Bedeutung in jeder Sprache immer anders übersetzt" (Krivonosov 1989: 33).

Um auf einige Probleme der Partikelübersetzung aus dem Deutschen ins Rumänische näher einzugehen, ziehen wir Borcherts Kurzgeschichte *Nachts schlafen die Ratten doch* und deren rumänische Übersetzung von H. Matei heran, also ein Literaturtext, wo sich ein Sprecher direkt an einen anwesenden Partner wendet, also wo der Dialog vorherrscht, denn "je umgangssprachlicher ein Text ist, desto partikelreicher ist er in der Regel auch. Partikeln kommen häufiger vor... in spontaner als in geplanter Sprache, in dialogischer als in monologischer Sprache" (Helbig 1988: 12).

Die Übersetzbarkeit der Partikeln und deren Entsprechungen in anderen Sprachen ist ein Problem, denn der Übersetzer muß außer den Partikeln auch andere illokutive Indikatoren wie Wortfolge, Modus des Verbs, Intonationsmerkmale u.a. verwenden, um Illokutionen zu vermitteln und Verstehenprozesse einzuleiten. Im folgenden soll nur auf einige Abtönungspartikeln eingegangen werden, die Borchert in seiner Kurzgeschichte verwendet und aufgrund derer der Hörer die Sätze in gegebenen Situationen in bestimmten Illokutionen aufnehmen kann. Die größte Frequenz in Borcherts Kurzgeschichte hat die Partikel **doch**. Sie kann sowohl in betonter als auch in unbetonter Form vorkommen. Unbetont kommt **doch** in allen Satztypen vor und dabei wird zum Ausdruck gebracht, daß der Hörer den betreffenden Sachverhalt schon kennt. Mit **doch** versucht man auch eine Übereinstimmung auszudrücken, wobei diese Partikel einen leichten Widerspruch anzeigt:

*Ich kann **doch** nicht*

*Ich muß **doch** aufpassen....*

*Ja, die fressen **doch** von Toten*

Weydt weist darauf hin, daß ein gemeinsames Merkmal aller Verwendungen von **doch** Adversativität ist "Der Satzinhalt steht im Gegensatz zu einem anderen, der ausgesprochen war oder in der Situation lag, z. B. im Verhalten des Gesprächspartners" (Weydt 1986: 38).

Betrachten wir nun einige Sätze mit **doch** und deren Übersetzung ins Rumänische:

*Ich kann **doch** nicht*

Păi, nu pot

*Ich muß **doch** aufpassen, sagte Jürgen unsicher.*

Trebuie să păzesc aici, zise Jürgen șovăind un pic.

*Du mußt **doch** essen.*

Doar trebuie să mănânci.

*Ja, die fressen **doch** von Toten.
Da, fiindcă mănâncă din morți.*

*Da leben sie **doch** von.
Din asta trăiesc?*

*Auf die **doch** nicht.
Păi, nu pe ei!*

*Er ist **doch** viel kleiner als ich.
E mult mai mic ca mine.*

*Ich muß deinem Vater **doch** sagen, wie so ein Kaninchenstall
gebaut wird.
Fiindcă trebuie să-i arăt tatălui cum să construiască o cușcă
pentru iepuri.*

In den meisten Fällen hat die Partikel **doch** kein Äquivalent im rumänischen Text, der Übersetzer verzichtet darauf, sie zu übersetzen, oder er greift zu anderen Mitteln, um dieselbe Intention zu verwirklichen: zweimal wird **doch** mit der Interjektion **păi** übersetzt, einmal mit dem restriktiven Modaladverb **doar** und in zwei Sätzen zieht der Übersetzer es vor, die Sätze mit der Konjunktion **fiindcă** einzuleiten.

In betonter Form finden wir die Partikel **doch** im Titel der Kurzgeschichte *Nachts schlafen die Ratten doch*. Ein Merkmal aller betonten Partikeln ist nach Weydt eine Dreischrittargumentation (vgl. Weydt 1986: 399): 1. Schritt: Ausgangsvorstellung: Der Lehrer hat gesagt, daß nachts die Ratten nicht schlafen; 2. Schritt: Negation der Ausgangsvorstellung: Der Mann negiert die Aussage des Lehrers, indem er dem Kind sagt: "Nachts schlafen die Ratten **doch**"; 3. Schritt: Alternative zum 2. Schritt: Der Mann versucht, das Kind zu überzeugen, daß nachts die Ratten schlafen und es nach Hause gehen kann. In der rumänischen Übersetzung von Matei: *Noaptea, șobolanii dorm* wird die Partikel **doch** nicht übersetzt und dadurch verliert m. E. die Übersetzung. Hätte man **doch** mit **doar** oder **dar** übersetzt, wäre auch die Adversativität zum Ausdruck gekommen. Die Adversativität bezieht sich besonders auf das Verhalten des Kindes.

Häufig kommt bei Borchert auch die Abtönungspartikel **denn** vor. H. Weydt unterscheidet zwischen einer semantischen und einer pragmatischen Beschreibungsebene (vgl. Weydt 1986: 422). Auf der semantischen Ebene wird für **denn** nur eine Bedeutung angenommen, während auf der pragmatischen Ebene zwei Varianten, ‚Freundlichkeit‘ und ‚Erstaunen‘ festgestellt werden. Diese Varianten erweisen sich als Produkt mehrerer Komponenten (allgemeine Prinzipien des Sprechens, ontische Satzbedeutungen, Kenntnis der Situation u.a.) von denen nur eine die Bedeutung der Partikel ist. **Denn** kennzeichnet eine Äußerung als Fragehandlung und nimmt auf etwas Vorangegangenes Bezug. Es setzt voraus, daß der Hörer die Frage beantworten kann. Weydt/ Hentschel nehmen eine Differenzierung der Funktionen dieser Partikel je nach der Art der Frage, in Bestimmungsfragen bzw. Entscheidungsfragen vor (vgl. Weydt/ Hentschel 1983: 8).

Die Entscheidungsfragen drücken meistens Erstaunen, Überraschung, Verwunderung aus:

*Aber gehst du **denn** nicht nach Hause?*

Dar pe acasă nu mai treci de loc?

*Du rauchst, fragte der Mann, hast du **denn** eine Pfeife?*

Fumezi? întrebă omul, te pomenești că ai și pipă?

*Ja, hat euer Lehrer euch **denn** nicht gesagt, daß die Ratten nachts schlafen?*

Dar învățătorul nu v-a spus oare, că șobolanii dorm ei noaptea?

Da **denn** durch die Modaladverbien **mai** und **și** übersetzt wird, gelingt es dem Übersetzer auch in der rumänischen Fassung die Verwunderung und Erstaunen des Sprechers zum Ausdruck zu bringen. Die Wendung **te pomenești** signalisiert noch deutlicher das Erstaunen des Sprechers. Interessant ist die Übersetzung: **Dar învățătorul nu v-a spus oare, că șobolanii dorm ei noaptea?**, wo wir neben **oare** noch eine syntaktische Abtönung haben. Miorița Ulrich wies darauf hin, daß das Rumänische neben der Abtönung mit Hilfe von wenigen Partikeln noch ein syntaktisches Ausdrucksmittel kennt, das durch Subjekt - Verb Inversion zustande kommt (vgl. M. Ulrich 1989: 40). Man kann hier von einer pronominalen Abtönung

sprechen, denn das **ei** erfüllt hier nicht die Funktion eines Personalpro-nomens, sondern eher die einer abtönenden Partikel.

Denn kommt auch in Bestimmungsfragen vor. Bestimmungsfragen mit **denn** wirken meist freundlich, weniger schrof und man drückt damit Anteilnahme und Interesse aus:

*Worauf paßt du **denn** auf?*

Și ce păzești tu aici?

*Na, was **denn**?*

Da, și ce anume?

*Wie alt bist du **denn**?*

Câți ani ai?

Denn hat meistens eine dialoganaphorische Funktion mit deren Hilfe der Sprecher andeutet, daß etwas im Verhalten des anderen ihn zu der Frage motiviert. Der Junge, an den die Fragen gerichtet sind, versteht mit, daß der ältere Mann ihn als Person und Gesprächspartner wahrgenommen hat. Die Partikel **denn** wird zu einem Signal für den Jungen und er bemerkt, daß der Mann ihm gut gesinnt ist. Durch die Partikel **denn** wirken die Fragen freundlich. Indem der Übersetzer zwei seiner Fragen mit **și** (rum. și narativ) einleitet, hat er dieselbe Wirkung erreicht wie Borchert mit der Partikel **denn**. Auch die Fragen im rumänischen Text wirken freundlich. In der Frage: **Wie alt bist du denn?** bleib die Partikel unübersetzt. Diese Frage könnte auch unfreundlich, drohend sein. In diesem Fall übernehmen Kontext und Intonation die Funktion der Partikel. Zum Ergebnis, Freundlichkeit führt nicht nur die Verwendung von Partikeln, sondern ein Ineinandergreifen mehrerer Faktoren wie: Struktur des Fragesatzes, Kontext, Intonation, die Regeln des sozialen Umgangs, z. B. Die Art wie Kinder und Erwachsene miteinander sprechen, Faktoren, die auch bei einer Übersetzung berücksichtigt werden müssen.

Ebenfalls in Entscheidungsfragen, häufig in kurzen elliptischen Fragen mit rhetorischem Charakter kommt die Partikel **wohl** vor. Der Sprecher erwartet keine Ja/Nein - Antwort auf solche Fragen. Die Hauptfunktion der Partikel **wohl** ist es, den Satzinhalt als Vermutung des Sprechers darzustellen:

*Du schläfst hier wohl, was?
Aici ți-ai făcut culcușul, așa-i?*

*So, dafür hast du wohl den großen Stock da?
Așa, va să zică, de aia ți-ai luat și bățul ăsta gros?*

*Wohl auf Geld, was?
Primești bani pentru asta, nu?*

Auf die zwei Fragen erwartet der Sprecher auch im rumänischen Text keine Antwort. Die Vermutung des Gesprächspartners wird durch das nachgestellte **asă-i** in der ersten Frage und **va să zică** der zweiten Frage signalisiert. Die elliptische Frage: **Wohl auf Geld, was?**, die eine positive Antwort oder ein zustimmendes Schweigen voraussetzt, wurde vom rumänischen Übersetzer frei übersetzt, er ist vom Originaltext abgewichen und er hat dabei nicht die beste Variante gewählt. Seine Frage verliert auch den Vermutungscharakter, den die deutsche Frage durch die Partikel **wohl** erhält.

Die Partikel **aber** in dem Satz:

*Na, sagte der Mann, das ist aber ein Lehrer...
Ce mai învățător, zise omul....*

drückt Erstaunen, Verwunderung über einen Sachverhalt aus. Sie impliziert einen Gegensatz zwischen zwei Propositionen. Aufgrund der ersten könnte man zu Schlußfolgerungen kommen, die nicht mit den Fakten übereinstimmen: Wenn er Lehrer ist, könnte man daraus schließen, daß er weiß, daß nachts die Ratten schlafen, aber er weiß es nicht. Es liegt hier eine antithetische Struktur vor. Das könnte so verstanden werden, daß für jedes deutsche **aber** ein rumänisches **dar** auftauchen würde. Das ist aber nicht so, denn die zwei Sprachen unterscheiden sich im Gebrauch dieser zwei Wörter. Die rumänische Übersetzung **ce mai învățător** hat dieselbe Wirkung wie das deutsche **aber** und drückt Erstaunen des Sprechers aus. Intonation und Kontext müssen dabei auch berücksichtigt werden.

In dem Satz:

Was anderes eben.

Primesc altceva.

drückt **eben** die Unabänderlichkeit des geäußerten Sachverhaltes aus. Alternativen werden ausgeschlossen, es bedarf keiner Diskussion. In diesem Fall schien der Übersetzer den Originaltext nicht richtig verstanden zu haben, denn die rumänische Übersetzung **Primesc altceva** entspricht nicht dem, was Borchert uns sagt.

Wie aus der Übersetzung der Sätze mit Partikeln ersichtlich ist, lassen sich für die deutschen Partikeln keine einfachen Übersetzungsäquivalente angeben. Die Wiedergabe im Rumänischen variiert von Satz zu Satz. In vielen Fällen gibt es für die deutschen Partikeln rumänische Äquivalente, die anderen Wortklassen angehören oder sie bestehen aus Wortgruppen, die noch nicht lexikalisiert sind. Die Übersetzungen machen deutlich, daß auch oft mit Nullentsprechungen zu rechnen ist, d.h. die deutschen Partikeln werden nicht übersetzt und sie können nur durch Intonation, Satzakzent oder Wortstellung zum Ausdruck gebracht werden.

Die Frage, wie eine Partikel in einem Text übersetzt werden kann, ist nur im Hinblick auf die jeweilige Zielsprache sinnvoll, denn jede Sprache hat verschiedene Möglichkeiten zum Ausführen bestimmter sprachlicher Handlungen.

Oft werden die Partikeln nicht verstanden und um der Äußerung einen Sinn zu geben, werden sie auf gut Glück übersetzt. Das passiert auch, wenn man zu einem Wörterbuch greift, denn die Partikeln sind in den Wörterbüchern nur unzureichend erfaßt. Eine gute Übersetzung der Partikeln ist nur dann möglich, wenn man die Bedeutung dieser Lexeme auf mehr als intuitive Weise angeben kann.

Ich kann doch nicht.	Păi nu pot.
Ich muß doch aufpassen,	Trebuie să păzesc aici, ...
Du mußt doch essen.	Doar trebuie să mănânci.
Ja, die fressen doch von Toten.	Da, fiindcă mănâncă din morţi.
Da leben sie doch von.	Din asta trăiesc?
Auf die doch nicht.	Păi nu pe ei!
Er ist doch viel kleiner als ich.	E mult mai mic ca mine.
Ich muß deinem Vater doch sagen, wie so ein Kaninchenstall gebaut wird.	Fiindcă trebuie să-i arăt tatălui tău cum să construiască o cuşcă pentru iepuri.
Nachts schlafen die Ratten doch .	Noaptea, şobolanii dorm.
Aber gehst du denn gar nicht nach Hause?	Dar pe acasă nu mai treci de loc?
Du rauchst, fragte der Mann, hast du denn eine Pfeife?	Fumezi, întreabă omul, te pomeneşti că ai şi pipă.
Ja, hat euer Lehrer euch denn nicht gesagt, daß die Ratten nachts schlafen?	Dar învăţătorul nu v-a spus oare, că şobolanii dorm ei noaptea?
Worauf paßt du denn auf?	Şi ce păzeşti aici?
Na, was denn ?	Da? Şi ce anume?
Wie alt bist du denn ?	Câţi ani ai?
Du schläfst hier wohl , was.	Aici ți-ai făcut culcuşul, așa-i?
So, dafür hast du wohl den großen Stock da?	Aşa, va să zică, de aia ți-ai luat şi bățul ăsta gros?
Wohl auf Geld? was?	Primeşti bani pentru asta, nu?
Na, sagte der Mann, das ist aber ein Lehrer...	Ce mai învăţător, zise omul...
Was anderes eben .	Primesc altceva.

Anmerkungen

Borchert, Wolfgang: *Nachts schlafen die Ratten doch*. In: Borchert, Wolfgang: *Draußen vor der Tür*, Hamburg 1992, S. 63-65.

Borchert, Wolfgang: *Noaptea, şobolanii dorm*. In: Borchert, Wolfgang: *Păpădia, în româneşte de H. Matei*, Bucureşti 1964, S. 188-191.

- Foolen, A.: *Beschreibungsebene für Partikelbedeutungen*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Sprechen mit Partikeln***, Berlin 1989, S. 305-317.
- Franck, D.: *Abtönungspartikel und Interaktionsmanagement. Tendenziöse Fragen*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Die Partikeln der deutschen Sprache***. Berlin (West) / New York 1979, S. 3-13.
- Helbig, Gerhard: ***Lexikon deutscher Partikeln***, Leipzig 1988.
- König, E.: *Modalpartikeln in Fragesätzen*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Aspekte der Modalpartikeln***, Tübingen 1977, S. 115-130.
- Krivososov, A.: *Die Rolle der modalen Partikeln in logischen Schliessen der natürlichen Sprache*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Sprechen mit Partikeln***, Berlin 1989, S. 370-377.
- Muhr, R.: *Zur Didaktik der Modalpartikeln im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Sprechen mit Partikeln***, Berlin 1989, S. 645-660.
- Ulrich, M.: *Personalpronomina als Abtönungspartikeln?* In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Sprechen mit Partikeln***, Berlin 1989, S. 39-46.
- Weydt, H.: *Aber; mais und but*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Partikeln und Interaktion***, Tübingen 1983, S. 148-159.
- Weydt, H.: **Betonungsdubletten bei deutschen Partikeln**, Tübingen 1986.
- Weydt, H.: *Partikelfunktionen und Gestalterkennen*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Sprechen mit Partikeln***, Berlin 1989, S. 330-345.
- Weydt, H./ Hentschel, E.: *Kleines Abtönungswörterbuch*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Partikeln und Interaktion***, Tübingen 1983, S. 3-24.
- Weydt, H. / Harden, Th./ Hentschel, E./ Rösler, D.: ***Kleine deutsche Partikellehre. Ein Lehr- und Übungsbuch für Deutsch als Fremdsprache***. München 1983.
- Wolski, W.: *Modalpartikeln als einstellungsregulierende lexikalisch Ausdrucksmittel*. In: Weydt, H. (Hrsg.): ***Sprechen mit Partikeln***, Berlin 1989, S. 346-353.

1. Allgemeine Bemerkungen

1.1. Eine Untersuchung der lexisch-semantischen Ebene von zwei Sprachen ist im allgemeinen kein leichtes Unterfangen, schon gar nicht dann, wenn sich diese Untersuchung nicht lediglich auf die Ebene des Systems beschränkt, sondern sich auf Texte ausweitet, und wenn diese Texte literarischer Art sind, denn hier ist den Eigenheiten des Schriftstellers der Vorrang zu geben. Somit muß als grundlegende Voraussetzung gelten, daß der Übersetzer sowohl die Ausgangs- als auch die Zielsprache mit all ihren Feinheiten beherrscht. Aber auch Sprachbeherrschung allein führt nicht zu dem angestrebten Ergebnis. Mehr als bei den anderen Ebenen der Sprache ist im lexisch-semantischen Bereich die Vorbedingung zur Übersetzung das Wissen des Übersetzers um die zu besprechenden Erscheinungen. Das besagt, daß der Übersetzer nicht nur ein Kenner und Könnner sein darf, er muß wissen, wie die lexisch-semantischen Mikro- und Makrostrukturen gestaltet sind, wie sie im Text selbst funktionieren.

Im lexisch-semantischen Bereich müssen somit die Grenzen der Performanz durch die Kompetenz des Übersetzers überschritten werden, was zwar in der Neuzeit in der Fachliteratur postuliert, aber von den Praktikern als unnötig abgelehnt wird. Deswegen soll hier noch einmal ausdrücklich betont werden, daß sowohl das lexisch-semantische Teilsystem der Sprache dem Übersetzer bekannt sein muß, wie auch dessen Realisierung in Texten, mit den implizierten Abwandlungen.

1.2. Schon Ferdinand de Saussure hat zu Beginn unseres Jahrhunderts differenziert zwischen der Sprache oder Langue als System einerseits, bestehend aus Elementen und den Relationen zwischen diesen Elementen, und der konkreten Realisierung der Sprache in ihrem Gebrauch, also der Parole andererseits. Diese Differenzierung wurde im Laufe unseres Jahrhunderts immer wieder erwähnt, die Theorie wurde ausgebaut, ergänzt und abgewandelt, aber ihr Kern ist bis heute noch gültig. Es kann nicht Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein, sich mit diesem theoretischen Wandel auseinanderzusetzen, folglich gelten die Grundlagen als bekannt und in die

Arbeit impliziert.

1.3. In der einschlägigen Fachliteratur gilt das lexisch-semantische Teilsystem der Sprache als am wenigsten homogen, es ist auch durch die geringste Stabilität unter allen anderen Teilsystemen gekennzeichnet. Um mit Lucuța (1984) zusammenfassend zu sprechen, handelt es sich beim Wortschatz einer Sprache um aktive Elemente, die sich gegenseitig im Text beeinflussen aufgrund der zwischen ihnen bestehenden Relationen. Die Elemente sind einer Dynamik unterworfen, die diese lexisch-semantischen Einheiten bald als zentrale, bald als periphere Elemente in einer möglichen Feldstruktur ausweist (Lucuța, 1975, S. 55 ff.), wobei der Text eine ausschlaggebende Rolle spielt. In diesem Sinne darf jeder Text, sei er noch so gering an Umfang, als ein "einmaliges" Gebilde verstanden werden, in dem alle Elemente zusammenwirken, um den angestrebten Inhalt, d.h. die Senderintention zu gewährleisten.

1.4. In der Anordnung ihrer Einheiten kennt die Sprache paradigmatische und syntagmatische Relationen, ein Sachverhalt, der ebenfalls seit Ferdinand de Saussure feststeht, auch wenn die Definitionen dieser Relationen von linguistischer Schule zu Schule voneinander abweichen, je nach dem Grundkonzept, der die betreffende Orientierung folgt.

Wesentlich ist dabei, daß die paradigmatische Relation eine selektive ist, d.h. daß aus der Sprache als Reservoir jene Elemente ausgesondert werden, die den Kommunikationsabsichten nachkommen. Im Rahmen der syntagmatischen Relation werden die bereits ausgesonderten Elemente aneinandergereiht, so daß die eigentliche Aussage zustande kommt.

1.2. Denotatives und Konnotatives

1.2.1. Es ist bekannt, daß Wörter und Lexeme Bedeutungsträger sind und Gegenstände oder Erscheinungen der realen oder fiktiven Umwelt, auch als Abstraktionen, bezeichnen. Da alleinstehende Lexeme kaum eine eindeutige Bedeutung vermitteln können, werden sie im Kontext - das Medium, wo sich Bedeutungen entfalten - untersucht. Darüber hinaus muß man auch über Stilwerte sprechen, denn die Sprache der Literatur impliziert auch diesen Sachverhalt. Bei der Realisierung der denotativen Äquivalenz konfrontiert sich der Übersetzer mit der Selektion der optimalen Äquivalente, die aus den potentiellen Äquivalenten der paradigmatischen Anordnung ausgesondert werden. Die sprachlichen

Ausdrücke haben aber nicht nur eine denotative Bedeutung, sondern “mit der spezifischen Art der sprachlichen Erfassung des Denotats werden zusätzliche konnotative Werte vermittelt.” (Koller, 1992, S. 240). Die Aufgabe des Übersetzers ist es, auf der Textebene in der Zielsprache, diejenigen sprachlich-stilistischen Möglichkeiten zu realisieren, die als optimale konnotative Äquivalente fungieren, Schwierigkeiten ergeben sich immer dann, wenn auf der denotativen oder auf der konnotativen Ebene synonymische Varianten in der Zielsprache existieren, oder gar keine Entsprechungen vorhanden sind. In der einschlägigen Fachliteratur lassen sich “im lexikalischen Bereich fünf Entsprechungstypen unterscheiden: Eins-zu-eins, Eins-zu-viele, Viele-zu-eins, Eins-zu-Null und Eins-zu-Teil-Entsprechungen.” (Koller, 1992, S. 228). In diesem Sinne sollen, ohne Anspruch auf Vollständigkeit und anhand von Textstellen aus der Romantrilogie von Ilse Tielsch, einige relevante Aspekte ausgesondert werden.

1.2.2. Was nun die Eins-zu-eins-Entsprechungen betrifft, muß der Übersetzer das optimale Äquivalent aufgrund anderer Merkmale als denotative auswählen. Als Beleg dafür gilt der Titel eines Romans aus der Trilogie von Ilse Tielsch, und zwar:

Die Ahnenpyramide

übersetzbar durch :

Piramida străbunilor

Das Lexem “Ahnenpyramide” erweist sich sowohl auf der Ausdrucks- als auch auf der Inhaltsebene als problematisch aus. Die sich ergebenden Bemerkungen sind :

(1) Es gibt kein zusammengesetztes Lexem im Rumänischen, wie etwa im Deutschen, sondern man verwendet zwei Wörter, um die Bedeutung zu aktualisieren; also “piramida străbunilor” (etwa: Pyramide der Ahnen). D.h. die Zusammensetzung des Deutschen wird im Rumänischen aufgelöst, allerdings unter Beibehaltung der zwischen den Lexemen bestehenden Relation, die eine determinative ist. Es muß bemerkt werden, daß für das Rumänische die Komposition atypisch ist. Demnach gilt für alle zusammengesetzten Lexeme, die im Roman vorkommen - und das sind viele -, in der Übersetzung die Auflösung der Zusammensetzung. Auf diese Weise wird man dem Spezifikum von Ausgangs- und Zielsprache nachkommen können. Wesentlich ist hierbei allerdings, daß die semantische Relation, die zwischen den Teilen des Kompositums existiert, genau in die Zielsprache

übertragen wird. Das ist das Grundprinzip auf der semantischen Ebene, das der Übersetzer äußerst streng beachten muß. (Lucuța, 1995, S. 17)

(2) Das rumänische Lexem "străbun" steht in einer synonymischen Relation mit dem Lexem "strămoș" so, daß die Übersetzerin die Wahl hat zwischen zwei Äquivalenten, die beide "Ahne" bedeuten. Auf der denotativen Ebene sind also die Bedeutungsträger gleichwertig und deshalb dürfte die Wahl des optimalen Äquivalentes problematisch sein. Auf der konnotativen Ebene lassen sich jedoch Merkmale unterscheiden, die zum Optimalen führen könnten. Die rumänische Übertragung, "piramida străbunilor" trägt das Merkmal 'gehoben' und sondert folglich als Entsprechung das spezifische Lexem mit gehobener Stilfärbung "străbun" aus. Die Begründung der Selektion liegt sowohl im Semantischen als auch im Stilistischen.

Innerhalb eines literarischen Textes kommen häufig Lexeme vor, die neben der denotativen Bedeutung auch durch ein konnotatives Merkmal gekennzeichnet sind. Bezeichnenswert schien der Übersetzerin der Sachverhalt, daß das Lexem "Ahne" kaum im Roman vorkommt. Für die Bezeichnung derjenigen, die in früheren Zeiten gelebt haben und von denen man abstammt, verwendet die Autorin das Lexem "Vorfahre", das in synonymischer Relation zu "Ahne" steht, aber einerseits denotativ andere Schwerpunkte setzt, wie es auch dem Wort abzulesen ist, das aber andererseits kaum als vollständig entsprechend zu "străbun" gelten darf.

Einige Belege sollen das klarlegen:

"Das sind deine Vorfahren, sagte der Vater"

(*Die Ahnenpyramide*, S. 9)

"Aceștia sunt strămoșii tăi, spuse tata"

"Hätte Anni damals, als sie vor dem Tisch mit der ovalen Platte in der Wohnung der Eltern stand, die von Heinrich gezeichnete Pyramide der Vorfahren so gesehen, wie sie jetzt vor mir liegt, hätte sie das Gefühl gehabt, von einem auf ungleichen Pfeilern ruhenden, aber doch breiten Basis aufstrebenden, nach oben sich verjüngenden GANZEN GETRAGEN zu sein."

(*Die Ahnenpyramide*, S. 378)

“Dacă atunci când stătea în fața mesei cu placă ovală din casa părintească, Anni ar fi văzut piramida strămoșilor, așa cum o văd eu astăzi, ar fi avut ea oare sentimentul că e PURTATĂ de o bază într-adevăr neregulat dințată, sprijinită de săgeți neegale dar totuși năzuitoare, de un ÎNTREG, care se subțiază spre partea de sus.”

Dem Individualstil gemäß benutzt die Autorin ein familiär-umgangssprachliches Lexem “Vorfahre”, das in der Übersetzung als denotatives Äquivalent das rumänische “strămoș” hat. Die gehobene Stilfärbung, die dem Titel “Ahnenpyramide” entspricht, wird nicht im Roman beibehalten und deshalb verwendet die Autorin selbst dafür die Umschreibung “Pyramide der Vorfahren”. In diesem Fall berücksichtigt die Übersetzerin die stilistischen Intentionen von Ilse Tielsch, so wie diese aus den Textstellen herauszulesen sind.

Eine generelle Bemerkung möge noch gemacht werden: Selbst wenn sich die Lexeme der Ausgangs- und der Zielsprache in synonymische Reihen einordnen, seien diese Reihen denotativ oder konnotativ markiert, so ergibt dies keinesfalls eine Eins-zu-eins-Entsprechung zwischen den beiden Sprachen. Anders gesagt: Synonymische Reihen bieten partiell – dadurch, daß sie potentielle Äquivalente darstellen –, das optimale Äquivalent an, aber der Selektionsprozeß in der Zielsprache wird von der Textstelle determiniert.

Dieser Sachverhalt muß besonders betont werden. In der Übersetzerpraxis ist es nämlich häufig so, daß der “empirische” Übersetzer, also derjenige, der sich lediglich seinem Sprachgefühl überläßt, mit der Synonymie sein Spiel treibt. Er variiert in der Zielsprache das Lexem nach Spieldenken, wobei das gar nicht die Absicht des Autors ist.

Daraus ergibt sich eine wichtige Orientierungsmarke im Text: Die synonymischen Reihen müssen zwar aufgestellt werden, aber dieses Verfahren reicht nicht aus. Als nächster Schritt muß der Bedeutungsumfang eines jeden Lexems – sei dies durch Semanalyse, sei es durch eine andere Methode – genau determiniert werden, sowohl denotativ als auch konnotativ. Dann wird der Bedeutungsumfang der Lexeme aus der Zielsprache verglichen. Das optimale Lexem ist auf diese Art erst auffindbar und im Text zu verwenden. (Lucuța/Miculescu, 1988, S. 27)

“Empirie” - ohne Analyse - tut dem Originaltext oft Zwang an, sie kann diesen Text abändern und damit seine Aussagekraft.

1.2.3. Was nun die Eins-zu-viele und Viele-zu-eins-Entsprechungen betrifft, so muß sich der Übersetzer mit schwierigen und oft sehr komplexen Situationen auseinandersetzen. Es handelt sich hier um Sprachfelder, die sich aufgrund realer Begriffe von Sprechform zu Sprechform unterscheiden. Als Beleg möchte zunächst folgende Textstelle vorangestellt werden:

“Ich komme erst an der deutschen, dann an der tschechischen Schule vorbei, da spielt die schöne Tochter des tschechischen Lehrers Musik von Smetana auf dem Klavier, an der Fleischerei, da schneidet Tante Anna Peschek Fleisch ab für ihre Kunden, am Kaufmannsladen, dort steht meine Großtante Cäcilie hinter dem Verkaufspult, sagt abwechselnd mouka und Mehl, chleb oder Brot.”

(*Die Ahnenpyramide*, S. 44)

“Trec întâi pe lângă școala germană apoi pe lângă cea cehă, aici cântă frumoasa fiică a profesorului ceh muzică de Smetana la pian, la măcelărie tanti Anna Peschek taie carne pentru clienții ei, la magazinul alimentar, acolo stă mătușa Căcilie după pult și zice alternativ mouka și făină, chleb sau pâine”.

Im Rumänischen gibt es Oberbegriffe, die durch mehrere Unterbegriffe erfaßt werden können. Das repräsentative Beispiel dafür sind die Bezeichnungen für angeborene oder angeheiratete Mitglieder einer Familie. Die lateinischen Sprachen unterscheiden nicht etwa zwischen “Großtante” oder “Tante”, beziehungsweise “Großonkel” oder “Onkel”. In solchen Situationen bestehen für den Übersetzer weniger Möglichkeiten, von den potentiell äquivalenten Lexemen das optimale einzusetzen. Die Möglichkeiten, die sich vom Semantischen her bieten, sind gering. Die Autorin fordert an der betreffenden Textstelle einen unspezifischen Ausdruck. Sie will wohl nur einen Sachverhalt vermitteln und zwar, daß es sich um eine Großtante handelt. Auf der zielsprachlichen Ebene liegt in diesem Fall eine Lücke vor. Man sollte diese dennoch als eine “unechte” Lücke betrachten, denn sie ist rein textbedingt. Vom Denotat her gesehen decken “sora bunicului” / “sora

bunicii” (etwa: “Schwester des Großvaters” / “Schwester der Großmutter”) den ganzen Begriff “Großtante” ab. In diesem Fall bestünden zwei grundlegende Varianten: Erstens wäre es möglich - und von der Semantik des Rumänischen her auch angebrachter - das Lexem “Großtante” durch die explizite rumänische Formulierung “sora bunicului” wiederzugeben. Zwar ist diese die übliche rumänische Ausdrucksweise, erfolgt die Erklärung des Verwandschaftsgrades der Großtante Căcilie erst nach diesem Abschnitt im Roman. Davon ausgehend bleibt die zweite Variante adäquater. Es handelt sich um die Übertragung des Lexems “Großtante” mit dem Rumänischen “mătușă”. Dieses Lexem ergibt bei einer Semanalyse die Bedeutung ‘Schwester eines der Großeltern’ nicht wieder, jedoch bleibt wohl die Absicht der Autorin erhalten, d.h. etwas Unspezifisches zu benennen. Durch dieses Lexem wird nur die Angehörigkeit zu einer Familie als Schwester von einem der Elternteile oder der Großeltern bezeichnet.

1.2.4. Das Lexem “Tante” verfügt in manchen Fällen auch über mehrere konnotative Werte, als die schon besprochenen denotativen. Im vorliegenden Textausschnitt spricht Ilse Tielsch über “Tante Anna Peschek”. Da das Possessivpronomen “meine” nicht vorangestellt wird, wird es offensichtlich, daß Tante Anna Peschek keine Angehörige der Familie ist, sondern eine für Anni schon familiär bekannte Frau. Diese Höflichkeitsanrede, die zugleich konnotative Aspekte einschließt, entspricht auch dem Rumänischen “mătușă”, gilt aber heutzutage als veraltet. Die Anrede mit “mătușă” ist entweder kaum oder wenn, dann nur umgangssprachlich gebräuchlich. Für die Bezeichnung älterer, bekannter oder unbekannter Frauen hat die aus dem Französischen stammende Bezeichnung “tanti” einen breiteren Verwendungsraum.

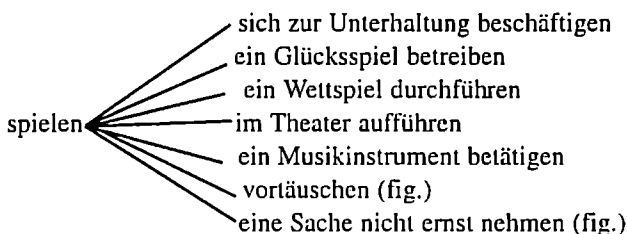
Auf der denotativen Ebene ist das potentielle Äquivalent für das deutsche Lexem “Tante” das rumänische “mătușă”. Auf der konnotativen Ebene ist aber, außer dem veralteten “mătușă” auch “tanti” vorhanden, das zugleich das Optimale für diese Textstelle darstellt.

Eine andere Begründung dieser Selektion wäre der Sachverhalt, daß in demselben Textausschnitt das schon angewiesene Lexem “Großtante” vorkommt. Hätte man “Großtante Căcilie” und “Tante Anna Peschek” mit “mătușa Căcilie” und “mătușa Anna Peschek” wiedergegeben, so könnte ein Mißverständnis vorgekommen sein. Entweder verstünde man, sie gehören beide Annis Familie an, d.h. die Lexeme hätten nur die reine

denotative Bedeutung realisiert, oder man hätte nur den konnotativen Wert erfaßt.

1.2.5. Zu dem angeführten Beleg und seiner Übersetzung wäre noch eine Bemerkung fällig, und zwar was die Polysemie der Wörter betrifft.

Betrachtet man das Lexem “spielen”, so besitzt dieses auf der Ebene der Langue eine Mehrdeutigkeit, die nur anhand des Kontextes auf der Ebene der Parole aufgehoben werden kann. Die Übersetzerin oder der Übersetzer müssen in diesem Fall mit dem Spezifikum des Partnerkreises des genannten Lexems für die Aktualisierung dessen Bedeutung vertraut sein. Die Mehrdeutigkeit des Lexems wird mittels eines Schemas erklärt und widerspiegelt Varianten, die im Wörterbuch (Wahrig, 1974, S. 3349/3351) angegeben sind.



Im angeführten Textausschnitt ist das Bedeutungsmerkmal ‘ein Musikinstrument spielen’ aktualisiert, und das transitive Verb “spielen” wird in ein intransitives verwandelt. Für alle anderen Bedeutungen deckt das Rumänische “a (se) juca” den Sinn ab, jedoch ist die im Textabschnitt aktualisierte Bedeutung eine Ausnahme. Um diese Bedeutung zu vermitteln, verwendet man in der rumänischen Sprache das Verb “a cânta”, welches andererseits auch die Bedeutung des deutschen “singen” wiedergibt. Die Übersetzerin muß mit der “semantischen Valenz” vertraut sein (Lucuța, 1984, S. 36). Dieser Aspekt wird durch die zweisprachige Kompetenz des Übersetzers leicht gelöst, jedoch können polysemantische Wörter auch Sonderprobleme in Erwägung bringen. Ein Textausschnitt soll als Beleg dafür gelten:

“Johann Wenzel der Erste und seine zwölf Geschwister, seine Frau Juliane und ihre fünfzehn Kinder waren katholisch, ...”

(*Die Ahnenpyramide*, S. 31)

“Johann Wenzel Întâiul și cei 12 frați și surori ale sale, soția Juliane și cei 15 copii ai lor, erau catolici...”

Das polysemantische Lexem “Geschwister” bezeichnet eine Verwandschaftsbeziehung ersten Grades zwischen Menschen männlichen und weibliches Geschlechts. Das Deutsche besitzt also ein eigenes Wort für “Geschwister”: So wie Gebrüder für Brüder, umfaßte ursprünglich Geschwister die Schwestern, wurde dann erweitert gebraucht, wenn man nicht nur die Brüder meinte, sondern Brüder und Schwestern zusammen.

Vom Deutschen her gesehen, erscheint es uns eine “Lücke” (Wandruszka, 1969, S. 48) des Rumänischen, da diese Sprache für die Geschwister kein Wort hat und sich mit Brüdern und Schwestern behilft. Man verwendet also entweder “frați și surori”, wenn man Geschwister äußern will, oder auch nur “frați”, was eigentlich zu Mißverständnissen führen könnte.

Die Übersetzerin mußte diese Besonderheiten der rumänischen Sprache berücksichtigen, um nicht durch eine Teilentsprechung nur das eine oder das andere Bedeutungsmerkmal des ausgangsprachlichen Lexems zu aktualisieren. Auf der denotativen Ebene ist offensichtlich die Selektion “frați și surori” für den im Textausschnitt vorliegenden Oberbegriff “Geschwister” die optimale.

1.2.6. Was nun die Eins-zu-eins-Entsprechungen betrifft, da handelt es sich um “echte Lücken” im lexikalischen System der Zielsprache. Diese Lücken gibt es insbesondere bei “Realia-Bezeichnungen”, d.h. Ausdrücken und Namen für Sachverhalte politischer, institutioneller, geographischer Art, die spezifisch sind für bestimmte Länder (Koller, 1992, S. 232)

Einige Textstellen sollen die gebräuchlichen Übersetzungstechniken zum Vorschein bringen:

“Bisher hätten sowohl IRO als auch andere Anwerbungsmissionen nur solche Flüchtlinge abtransportiert, beziehungsweise ihnen die Auswanderung erleichtert, an denen die österreichische Wirtschaft selbst ein Interesse gehabt hätte”

(*Heimatsuchen*, S. 389-340)

“Până acum atât IRO, cât și alte misiuni de recrutare ar fi transportat, respectiv le-ar fi ușurat emigrarea, doar acelor fugari, pentru care economia austriacă ar fi avut un interes direct”.

Das Lexem “IRO” wird in der Zielsprache als Zitatwort übernommen. Aus dem Kontext wird es verständlich, daß es sich um eine Anwerbungsmission handelt. Der Übersetzerin ist es aber unbekannt, wessen Namen die Abkürzung entspricht, und folglich ist der Übersetzungstext nicht mit einer Fußnote versehen, die eine definitorische Umschreibung des Ausdrucks angibt.

Explikationen unter einer Fußnote stehen aber im Falle von geographischen Namen.

Folgende Textstelle soll dies zum Vorschein bringen:

“Annis Eltern bewohnten ungefähr zur selben Zeit der Reihe nach zuerst einen Gemüse- und Obstkeller, dann ein Badezimmer, dann eine Scheune, dann einen kleinen Raum in einem niederösterreichischen Bauernhaus”

(*Die Ahnenpyramide*, S. 24)

“Părinții Annei au locuit aproape în același timp, întâi într-o pivniță de legume și fructe, apoi într-o baie, apoi într-o șură, apoi într-o încăpere dintr-o casă de țărani din Niederösterreich ¹⁾”

¹⁾ Niederösterreich: Austria de Jos, “Land” cunoscut ca fiind nucleul Austriei, ocupând cea mai mare suprafață din țară și fiind în același timp și ținutul din jurul capitalei Viena. Se învecinează la nord și nord-vest cu Cehia, la vest și sud-vest cu Burgenland, la sud cu Steiermark și la est cu Oberösterreich.

Die deutsche Fassung dieser Anmerkung würde folgendermaßen lauten:
“Niederösterreich: Land in Österreich, bekannt als Kernland Österreichs, flächenmäßig das größte und zugleich die Umwelt der Hauptstadt Wien. Es grenzt im Norden und Nord-Westen mit der Tschechei, im Westen und Süd-Westen mit Burgenland, im Süden mit Steiermark und im Osten mit Oberösterreich.”

Diese Informationen über Niederösterreich schienen der Übersetzerin der vorliegenden Arbeit durchaus nötig, da sie dem rumänischen Leser nicht unbedingt bekannt sein mögen.

Nur das Allgemeinwissen des Übersetzers ermöglicht in diesem Fall eine korrekte und verständliche Übersetzung. Das besagt noch einmal, daß der Übersetzer nicht nur ein Könnner, sondern auch ein Kenner sein muß.

Eine andere gebräuchliche Übersetzungstechnik für Ausdrücke für die Fehlstellen in der Zielsprache existieren, ist die Lehnübersetzung. Die Originalausdrücke werden als eine Glied für Glied Übersetzung wiedergegeben.

Eine Textstelle aus dem Roman von Ilse Tielsch soll als Beleg gelten:

“Im Vorhaus steht der Brotschrank, im Brotschrank steht eine Schüssel mit Krautkuchen, das Kind Anni, das hier Annele genannt wird, steht vor dem geöffneten Brotschrank, der OLMA heißt, Căcilie nimmt einen Krautkuchen von der Schüssel und reicht ihn dem Kind, das Kind hüpfte durch das Vorhaus hinaus in den steingepflasterten Hof.”

(Die Ahnenpyramide, S. 46)

“În tindă se află dulapul cu pâine, în dulapul cu pâine se află un castron cu plăcintă cu varză, copilul Anni, care aici e numit Annele, stă în fața dulapului deschis, care se cheamă OLMA, Căcilie ia o plăcintă cu varză din castron și i-o dă copilului, copilul sare din tindă afară în curtea pietruită.”

Eine Lücke im lexikalischen System der Zielsprache entsteht für das Lexem “Krautkuchen”. Da diese Speise in Rumänien unbekannt ist, bietet die Sprache auch kein entsprechendes Lexem. Die Aufgabe des Übersetzers liegt darin, den Text originalgetreu zu wiedergeben, d.h. die Lücken, die in der Zielsprache vorkommen, sollte er entweder mit einem Zitatwort, einer

Anmerkung oder einer Lehnübersetzung decken.

Hätte man “Krautkuchen” als Zitatwort in der Übersetzung verwendet, so wäre der ausgesonderte Textabschnitt nicht vollkommen verständlich gewesen. Der Kontext besagt, daß es sich um eine Speise handelt, jedoch bietet er keine Informationen über die Art der Nahrung.

Eine Fußnote konnte nicht als Übersetzungsverfahren vorkommen, da die Übersetzerin selbst die oben genannte Speise nicht kennt.

Davon ausgehend, schien es der Übersetzerin angebrachter, eine Lehnübersetzung zu verwenden. Die ergebene zielsprachliche Übertragung “plăcintă cu varză” (etwa: “Kuchen mit Kraut”) aktualisiert nicht nur das Bedeutungsmerkmal ‘Speise’, sondern informiert auch über die Art der Speise.

1.2.7. Im konkreten Übersetzungsfall ergeben sich Übersetzungsschwierigkeiten auch im Falle der Eins-zu-Teil-Entsprechungen. Dieser Sachverhalt soll aber weder über- noch unterschätzt werden. Das grundsätzliche Problem besteht darin, daß Wortinhalte in verschiedenen Sprachen nur teilweise übereinstimmen. Diese Probleme stellen die Grenzen der Übersetzbarkeit dar. Der Übersetzer kann trotz seiner Kompetenz den Inhalt des ausgangssprachlichen Ausdrucks nicht abdecken, denn es handelt sich um eine Welt, die mit den Mitteln der Zielsprache nur ungenau erfaßt oder mitteilbar ist.

Als Beleg mag gelten:

“... ich war ja keine Menschenstochter, meine Mutter hat mich nicht geboren, sie hatte mich im Wald gefunden, eines Tages würde sie mir gestehen, daß ich ein Elfenkind sei.”

(Die Ahnenpyramide, S. 7)

“... doar nu eram fiică a oamenilor, mama mea nu mă născuse, mă găsisse în pădure, într-o zi îmi va mărturisi că sunt un copil al zânelor.”

Das Lexem, für das in der Zielsprache nur eine Teilentsprechung gibt, ist “Elfenkind”. Die Wortinhalte der deutschen “Elfe” und “Fee” werden im Rumänischen durch eines und dasselbe Lexem “zână” wiedergegeben. Bei

einer genaueren Betrachtung nähert sich das rumänische “zână” mehr dem deutschen “Fee”, jedoch macht die rumänische Sprache keinen Unterschied zwischen “Elfe” und “Fee”, und deshalb kann dies in der Übersetzung nicht klargestellt werden.

Außer dieser Teilentsprechung zwischen den Wortinhalten der beiden Sprachen kann man in der Romantrilogie von Ilse Tielsch auch komplexere Probleme antreffen.

Es handelt sich um das Lexem “Heimat”, das im Inhaltsbereich der Zielsprache eine volle Entsprechung hat, und zwar “patrie”, aber in der Sicht von Ilse Tielsch nicht das bedeutet, was es für einen Nichtvertriebenen darstellt. Das gesamte Romanwerk behandelt das Problem der Heimat und der Heimatvertriebenen. Das, was Ilse Tielsch unter Heimat versteht, wird in mehr als 1000 Druckseiten erklärt. Das allgemein bekannte Lexem “Heimat” wird eigentlich von der Autorin neu definiert. Dieser ist der Grund, weshalb die Autorin der vorliegenden Arbeit das Rumänische “patrie” als eine Teilentsprechung für das im Roman häufig vorkommende Lexem “Heimat” versteht. Den konnotativen Wert, der im Laufe der Romane ersichtlich wird, kann die Übersetzerin durch die sprachlichen Mittel die ihr zur Verfügung stehen, nicht realisieren, und dies, weil der Übersetzerin selbst das Gefühl des Heimatsverlustes, der Heimatvertriebenheit und des Erwerbens einer neuen Heimat fremd ist. Die Teilentsprechung kommt also auf der konnotativen Ebene und nicht auf der denotativen vor. Daß es sich um eine “fremde Wirklichkeit” handelt, wird nur beim Lesen des Gesamtwerks ersichtlich.

1.2.8. Wie aus den Belegtexten hervorgeht, treten auf der denotativen Ebene der Sprache verschiedene Übersetzungsschwierigkeiten auf, die auch nicht alle hier erschöpft werden konnten. Das ausgesonderte Belegmaterial wollte nur einige Probleme klarstellen, die bei der Übersetzung der Romantrilogie von Ilse Tielsch vorkommen und deren Übersetzungstechniken ausführen.

Anmerkungen

Tielsch, Ilse: *Die Ahnenpyramide*, Graz/ Wien/ Köln: Styria 1980.

Tielsch, Ilse: *Heimatsuchen*, Graz/ Wien/ Köln: Styria 1982.

Tielsch, Ilse: *Die Früchte der Tränen*, Graz/ Wien/ Köln: Styria, 1988.

Koller, Werner: *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*,

Heidelberg/Wiesbaden: Quelle und Meyer, 1992⁴.

Lucuta, Yvonne : *Einführung in die lexikalische Semantik*, Tipografia Universității din Timișoara, 1984.

Lucuta, Yvonne/Miculescu, Silvia: *Über die gegenwärtigen Grenzen einer kontrastiven Lexikologie*. In: *Lexicologia didactică*, Tipografia Universității din Timișoara, 1987.

Lucuta, Yvonne/Miculescu, Silvia: *Theoretische Bemerkungen zu einer Translationstheorie*. In: *Studii de limbi și literaturi străine*, Tipografia Universității din Timișoara 1988.

Lucuta, Yvonne: *Relationen auf der Ebene des Textes, Versuch eines Vergleichs zwischen dem Deutschen und dem Rumänischen*. In: *Contribuții lingvistice*, Tipografia Universității din Timișoara, 1987.

Lucuta, Yvonne : *Lücken in den lexisch-semantischen Feldern des Deutschen und des Rumänischen*. In: *Tohăneanu 70* (Festschrift für Gheorghe Tohăneanu), Timișoara: Amphora, 1995.

Reiß, Katharina: *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik*, München: . Max Hueber, 1986³.

Wahrig, Gerhard u.a. (Hrsg.): *Deutsches Wörterbuch* , Berlin/ München/ Wien: Bertelsmann - Lexikon, 1974.

Wandruszka, Mario: *Sprachen – vergleichbar und unvergleichbar*, München: . R.Piper & Co, 1969.

Die Übersetzung der lexikalisierten Metapher als kultureller Transfer am Beispiel des Romans *Die Blechtrommel* von Günter Grass

Alina Florina Toma

Man findet Metaphern, und insbesondere lexikalisierte Metaphern, in allen Formen sprachlichen Diskurses. Wegen ihrer Natur und ihrer ständigen Abhängigkeit vom Ko- und Kontext stellten die Metaphern ein Übersetzungsproblem dar. Trotzdem blieb sie für lange Zeit im Kontext der Übersetzungswissenschaft relativ unbeachtet. Ältere Autoren räumten ihr keine besondere Stelle ein. Erst seit dem Aufkommen der Textsemantik und dem zunehmenden Interesse an kognitiven Phänomenen der Sprache wurde ihr eine größere Bedeutung im Übersetzungsprozeß zugeordnet.

Im Rahmen der Übersetzung bildet die lexikalisierte Metapher auch ein Übersetzungsproblem. Durch den Kontext kann man zum Beispiel eine tote Metapher wiederbeleben, das heißt, daß diese ihre suggestive Potentialität niemals vollständig verliert, daß sie also immer dazu bereit ist, zu ihrer ursprünglichen Kühnheit zurückzukehren. Dies geschieht sehr oft in der alltäglichen Sprache, durch Witz, Ironie, Wortspiel. Ein anderes Übersetzungsproblem erhebt sich im Falle der lexikalisierten Metaphern, die aus dem Bedürfnis entstanden sind, ständig Namen für neu erschienene Dinge zu finden. Umberto Eco (1985: 153) spricht in diesem Falle von einer „institutiven Katachrese“, die er der „institutionalisierten“ gegenüberstellt, und zeigt, daß diese Art von Metapher schon „vor der latenten Proportion“ existierte, also daß man, um die Metapher zu interpretieren, nach einem Vergleich suchen muß, da dieser nicht vor der Entstehung der Metapher allgemein existierte, wobei er als Beispiel die „Währungsschlange“ angibt. Diese Art von lexikalisierter Metapher, obwohl sie im Wörterbuch vorkommt, bewahrt in gewissem Maße ihre Kühnheit. Sie bildet meistens Schwierigkeiten in der Übersetzung, da sie außersprachliche, beziehungsweise kulturelle Probleme stellt. Da der Vergleich nach der Entstehung der Metapher bewußt wird, liegt er nicht mehr als Grundlage zur Entstehung der Bezeichnung in den anderen Sprachen. Somit können durch die Übertragung

in andere Sprachen auch manche Bedeutungseinheiten verlorengehen, wenn nicht nur die Denotation in den beiden Sprachen übereinstimmt, da das Lexem oder sogar der bezeichnete Gegenstand oder die bezeichnete Person in einer anderen Sprache, beziehungsweise Kultur nicht existiert, und folglich das Lexem dieselbe Form und Denotation in der anderen Sprache behält, wobei man von einem kulturellen Transfer sprechen könnte (zum Beispiel „Gauleiter“ (Grass, 1995: 130) übersetzt ins Rumänische durch „gauleiter“). Meistens aber entstehen die Bezeichnungen durch Übertragungen aus anderen Sprachen. In diesem Falle kann man also nicht auch von einer Übertragung der Konnotation oder emotiven Bedeutung in beiden Sprachen sprechen. Darum bedarf das Problem der Übersetzung der lexikalisierten Metapher derselben Beachtung wie das jedwelchen anderen Typs von Metaphern. Um dies zu beweisen, wurde als Quellenmaterial der an lexikalisierten Metaphern reicher Roman von Günter Grass, *Die Blechtrommel* (Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 1995), eingesetzt.

Bevor das Problem der Übersetzung der lexikalisierten Metaphern als kultureller Transfer genauer untersucht wird, ist hier auf einen kurzen übersetzungstheoretischen Überblick einzugehen, um solche Termini wie Übersetzungsprozeß, Äquivalenz, Unübersetzbarkeit usw. und ihre Bedeutung in der Kultur zu klären.

Der Übersetzungsprozeß läßt sich nach W. Kollert (1979: 106) folgendermaßen beschreiben: „Vorgang der schriftlichen Umsetzung eines Textes von einer Sprache (Ausgangssprache - AS) in eine andere Sprache (Zielsprache - ZS) (...), wobei das Umsetzungsprodukt, die Übersetzung, bestimmten Äquivalenzforderungen genügen muß“. Durch die „bestimmten Äquivalenzforderungen“ will W. Kollerthier deuten, daß eine vollständige Äquivalenz, also eine Übereinstimmung zwischen ausgangssprachlichem Text (AS-Text) und zielsprachlichem Text (ZS-Text) auf allen sprachlichen Ebenen, kaum zu erreichen ist. Eine totale Äquivalenz zwischen AS und ZS kann aber trotzdem vorkommen, und zwar im Falle derjenigen Lexeme, die beim Entstehen neuer Wörter aus einer Sprache in die andere übertragen werden. Eine adäquate Übersetzung kommt nur dann zustande, wenn gewisse Äquivalenzansprüche verwirklicht werden, und zwar, eine volle Übereinstimmung sowohl auf grammatischer, so wie auf semantischer, auf lexikalischer, stilistischer, aber auch auf pragmatischer Ebene.

Was das Problem der Unübersetzbarkeit betrifft, so wird von niemandem

bestritten, daß in manchen Fällen eine Spracheinheit nicht oder nicht adäquat übersetzbar ist. Wolfram Wils (1977: 56-57) unterscheidet zwischen linguistischer und kultureller Unübersetzbarkeit, wobei sich die linguistische Unübersetzbarkeit beispielsweise im Falle von Wortspielen zeigen kann, da diese „meistens nur semantisch, aber nicht stilistisch adäquat übersetzt werden können“. Die kulturelle Unübersetzbarkeit betrifft Inkongruenzen im sozio-kulturellen außersprachlichen Bereich. Trotzdem ist es in diesem Falle meist möglich, eine solche Übersetzungsschwierigkeit zu überwinden, und zwar durch die sogenannte „funktionale Äquivalenz“ (Wilss, 1977: 57), und zwar durch kulturelle Äquivalente. Beide Fälle sind auch in der Übersetzung der lexikalisierten Metapher zu finden.

Zum besseren Verständnis in der Übersetzung der lexikalisierten Metapher läßt sich eine grobere Einteilung der Übersetzungsmöglichkeiten in drei Klassen aufstellen, der mehrere klassifikatorische Ansätze zugrunde liegen, wie zum Beispiel diejenigen von Sigrid Kupsch-Losereit (1977), Wolfgang Walther (1990), Uwe Kjær (1988) und Melanie Higi-Wydler (1989):

(1) Zwischen der toten Metapher und ihrer Übersetzung besteht eine vollständige, nicht-metaphorische Entsprechung. In diesem Falle spricht man von **TOTALER ÄQUIVALENZ**.

(2) Zwischen der Metapher und ihrer Übersetzung besteht eine teilweise, metaphorische Entsprechung, wobei man von **PARTIELLER ÄQUIVALENZ** spricht.

(3) Zwischen der Metapher und ihrer Übersetzung fehlt eine metaphorische Entsprechung, wobei man zu einer Paraphrasierung greifen muß. In diesem Falle spricht man von einer **NULL-ÄQUIVALENZ**.

Totale Äquivalenz zwischen zwei lexikalisierten Metaphern liegt vor, wenn die Metapher der Ausgangssprache durch eine Metapher der Zielsprache wiedergegeben werden kann, welche auf allen Sprachebenen gleich strukturiert ist. Dies bedeutet folglich eine vollständige Entsprechung:

(1) auf der semantischen Ebene, das heißt gleiche denotative und konnotative Bedeutung und manchmal auch eine emotive Bedeutung in den beiden Sprachen,

(2) auf der lexikalischen Ebene, das heißt gleiche Bedeutung der einzelnen Komponenten,

(3) auf der morpho-syntaktischen Ebene, also gleiche morpho-

syntaktische Struktur und gleiche syntaktische Funktion, und (4) auf der stilistischen Ebene, also gleiche stilistische Register, gleiche Expressivität, gleiche Motiviertheit beziehungsweise Unmotiviertheit der Bedeutung, usw.

Was die pragmatische Ebene betrifft, so wird auch hier eine volle Übereinstimmung der textuellen, beziehungsweise ko- und kontextuellen Elemente, die die lexikalisierte Metapher bestimmen bzw. syntaktisch, semantisch, stilistisch beeinflussen, gefordert.

Eine totale Äquivalenz wird aber auch dann als gegeben hingenommen, wenn in morpho-syntaktischer Hinsicht keine absolute Übereinstimmung vorliegt, wie zum Beispiel im Falle von „*Wolkenkratzer*“ (Grass, 1995: 33), das im Rumänischen durch „*zgârie-nori*“ übersetzt wird. Trotz einiger formellen und morpho-syntaktischen Unterschiede gilt diese Konstruktion als Beispiel für eine totale Äquivalenz, da sowohl auf semantischer Ebene, wie auch auf lexikalischer und stilistischer Ebene eine volle Übereinstimmung herrscht. Meistens hängen Unterschiede im morpho-syntaktischen Bereich von den Unterschieden, die zwischen den morpho-syntaktischen Regeln zweier Sprachen existieren können, ab. So zum Beispiel hat die rumänische Sprache sehr wenige Komposita, die für die deutsche Sprache als Grundlage zur Bereicherung des Wortschatzes stehen. Diese Komposita werden ins Rumänische meistens durch eine genitivische Konstruktion oder durch ein Substantiv und ein Adjektiv oder durch eine präpositionale Konstruktion übersetzt.

Ein beträchtlicher Teil aller Beispiele, die untersucht wurden, kennzeichnet sich durch eine vollständige Äquivalenz zwischen der deutschen Metapher und der rumänischen, das heißt durch eine Übereinstimmung auf allen sprachlichen Ebenen. Bei der Zuteilung der Belege zu dieser ersten Klasse haben sich jedoch einige Fragen ergeben, die einer Erklärung bedürfen. Meist betreffen sie, wie schon gezeigt, den morpho-syntaktischen Bereich, aber auch den semantischen sowie den stilistischen. Diese Unterschiede sind aber nicht von grundlegender Bedeutung, was zur Annahme führen kann, daß im Rahmen der totalen Äquivalenz die Kultur zweier Sprachen zu Unterschieden zwischen den zwei Varianten führen kann, die in der Kommunikation, sei sie schriftlicher oder geschriebener Art, den kommunikativen Akt nicht stören.

Die Übersetzung einer lexikalisierten Metapher gilt als partiell, wenn die Übersetzungseinheit auf denotativer Ebene mit der AS-Metapher

übereinstimmt. Die ZS-Einheit kann ein metaphorischer aber auch ein nichtmetaphorischer Korrespondent sein, der aber keine Erklärung der AS-Metapher darstellt, sondern eines oder mehrere einheitliche Lexeme, die dieselben Gegenstände, Personen, Eigenschaften, Aktionen, usw. bezeichnet, wie die AS-Einheit. In den Bereichen der morpho-syntaktischen und lexikalischen Struktur der Einheiten, der konnotativen Bedeutung und der stilistischen Merkmale können Abweichungen auftreten.

Man findet die meisten Beispiele innerhalb dieser Klasse, da die zwei Sprachen, das Rumänische und das Deutsche unterschiedliche lexikalische Charakteristika aufweisen. Auch wenn im Sinne von Jean Paul die Sprache "ein Herbarium verwelkter Metaphern" (Lewandowski, 1990: 709) darstellt, und beide Sprachen, das Deutsche und das Rumänische, in diesem Sinne von vielen Autoren aufgefaßt wurden, ist die deutsche Sprache bildhafter durch ihre Komposita, als die rumänische Sprache, deren Metaphern mit der Zeit zu eigenständigen Lexemen verkalkten und heute nur sehr schwer und in geringem Maße wiederbelebt werden können. Die Kultur spielt in diesem Falle eine große Rolle, denn, wenn im Deutschen die Sprache so strukturiert ist, daß immer wieder, zum Beispiel durch Komposita, neue Wörter gebildet werden können, die somit die Sprache dazu bringen, an Bildhaftigkeit zu gewinnen, hat die rumänische Sprache andere Methoden, neue Wörter zu bilden, bei denen das Erzeugen von Bildhaftigkeit nicht als wichtig gilt. Darum gibt es im Deutschen auch so viele lexikalisierte Metaphern, wobei im Rumänischen die Bildhaftigkeit der kühnen Metaphern diejenige ist, die bei der Schaffung und dem Wiederbeleben der Kultur hilft. Null-Äquivalenz besteht dann, wenn die in der AS-Sprache lexikalisierte Metapher keinen Korrespondenten in der ZS-Sprache hat, welcher wenigstens in der Denotation mit ihr übereinstimmen kann, und folglich durch eine Paraphrase

"Schreihälse" (120) - "*copii care urlă tot timpul*"

oder durch andere spezifischere

"Schlagzeug" (46), im Sinne von 'zusammengehörende, von einem einzigen Musiker gespielte Gruppe von Schlaginstrumenten' - "*tobe*"

oder in der Bedeutung annähernde Wörter

"Trauergemeinde" (186) - "*participanții la înmormântare*"

in der ZS-Sprache wiedergegeben werden. Von der Anzahl her ist diese

Klasse in dem Vergleich des Rumänischen und des Deutschen in geringem Maße vertreten, da die entsprechenden Kulturen nicht so verschieden voneinander sind, wie zum Beispiel vielleicht eine europäische und eine asiatische oder afrikanische Kultur, um somit kulturelle Unübersetzbarkeit entstehen zu lassen.

Die Übersetzung der lexikalisierten Metapher ist ein Problem, das jeden Übersetzer beschäftigen sollte, denn nicht nur, daß sie in allen sprachlichen Situationen vorkommen kann, aber sie wirft auch die meisten Probleme auf, insbesondere im Falle ihrer Wiederbelebung, was in der alltäglichen Sprache immer wieder der Fall ist. Und da die Autoren stets versucht haben, die alltägliche Situation in ihren Werken wiederzugeben, erscheinen auch solche Fälle, in denen durch Humor oder Ironie tote Metaphern zum „Leben“ wieder erweckt werden, wie zum Beispiel in dem Auszug aus Günter Grass' *Die Blechtrommel*:

„Des Onkels Namen wie ein *Stichwort* wertend, erhob sich Markus sogleich (...)“ (118).

Was das Übersetzen der lexikalisierten Metapher im allgemeinen betrifft, ist die Anzahl der durch totale Äquivalenz übersetzten Lexeme sehr gering. Meistens verliert man durch die Übersetzung die Bildhaftigkeit, und somit konnotative und emotive Bedeutung, wobei Verständlichkeit und in manchen Fällen Kommunikation verhindert wird.

Im Rahmen des kulturellen Transfers wären die totale Äquivalente im Rahmen der Etymologie zu besprechen, die Null-Äquivalente als Problem des Studiums der vergleichenden Kulturen, Zivilisationen, Religionen, und zuletzt die partielle Äquivalente als überwiegend linguistisches Problem.

Anmerkungen

Eco, Umberto: *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985
Grass, Günter: *Die Blechtrommel*, München 1995.

Higi-Wydler, Melanie: *Zur Übersetzung von Idiomen. Eine Beschreibung und Klassifizierung deutscher Idiome und ihrer französischen Übersetzungen*, Bern 1989.

- Kjär, Uwe: „*Der Schrank seufzt*“. *Metaphern im Bereich des Verbs und ihre Übersetzung*, Göteborg 1988.
- Koller, Werner: *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*, Heidelberg 1979.
- Kupsch-Losereit, Sigrid: *Zum Problem der Übersetzbarkeit von Metaphern*, in: *Linguistica Antverpiensia* XI/1977, 127-137.
- Lewandowski, Theodor: *Linguistisches Wörterbuch*, Heidelberg / Wiesbaden 1990.
- Walther, Wolfgang: *Faktoren für die Übersetzung von Metaphern (Englisch-Deutsch)*, in: Arntz Reiner / Thome Gisela (Hg.): *Übersetzungswissenschaft. Ergebnisse und Perspektiven*, Tübingen 1990
- Wilss, Wolfram: *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*, Stuttgart 1977.

Vor allem seit Mitte der achtziger Jahre wurden Computer verstärkt auch in den Geisteswissenschaften eingesetzt. Anfangs benützte man sie, abgesehen von der einfachen Textverarbeitung, zur Zusammenstellung großer kritischer Editionen oder Wörterbücher, zum Vergleich von Textvarianten, zur Erstellung von Korpora aus dem Gesamtwerk literarisch sehr reger Autoren, oder als Entscheidungshilfen bei Fragen der Zuweisung der Texte (s. Potter 1989, XV; Kammer 1995, 14). Dabei sind die Computer nicht nur Werkzeuge, sondern auch „Merkzeuge“, d.h. Ordnungs- und Speichersysteme, die einen Zugriff auf Daten und deren Interpretation und Wertung ermöglichen.

1. Datenbasis (Datenbank)

Daten spiegeln Objekte aus der wirklichen Welt und Beziehungen zwischen ihnen wider. Vom informationstechnischen Standpunkt unterscheiden wir **logische Daten**, mit denen der Benutzer am Computer arbeitet, und **physische Daten**, die auf den Speichermedien der Computer gespeichert sind (in Dateien, auf der Festplatte usw.) (s. Eaglestone, 1991, 11).

Eine **Datenbasis** (ugspr. Datenbank) (engl. *database*) ist eine Ansammlung von strukturierten Fakten, die in der Lage ist, einen definierten Teil der Wirklichkeit zu repräsentieren, bzw. ihn für den gewünschten Zweck hinreichend zu beschreiben (Kammer, 1995, 30f).

Das **Datenbanksystem** (engl. *Database Management System*) ermöglicht und funktionalisiert den Zugriff auf die Modellierung des Wirklichkeitsausschnitts durch:

- Festlegung einer Struktur für zu speichernde Daten
- Verwaltung der elektronisch gespeicherten Datenbasis.

Als **Hauptgruppen von Datenbanksystemen** werden Volltextsysteme, relationale Datenbanksysteme und assoziative Systeme betrachtet (Kammer, 1995, 23).

Die **Volltextsysteme** enthalten die sogenannten Textkorpora, in denen eine große Anzahl von Texten zu einem sogenannten „Korpus“ zusammengefügt sind und in denen aufgrund eines bestimmten Mechanismus recherchiert

werden kann (z.B. Suchen nach bestimmten Wörtern, Wortgruppen oder grammatischen Formen)(siehe dazu Kammer, 1995, 71-99).

Assoziative Systeme basieren auf der Knüpfung eines Netzes von Informationen, in denen sich der Nutzer frei bewegen kann, wobei diese Informationen in Bild, Ton und Schrift auftreten können. Beispiele für derartige Systeme sind Hypertext und das WWW - World-Wide Web (siehe Kammer, 1995, 23). Davon ausgehend spricht man heutzutage schon von multimedialen Datenbanksystemen (siehe dazu Subrahmanian/Jajodia, 1996, vor allem Kap.1: *Towards a Theory of Multimedia Database Systems*, S. 1-31) .

Die **relationalen Datenbanken** enthalten eine strukturierte Darstellung der Informationen in Form von Tabellen, die **Relationen** genannt werden. Die Spalten werden **Attribute** genannt, wobei diese Attribute verschiedene Werte erhalten. Die Reihen der Tabelle heißen **n-Tuppel**, wobei ein Tuppel den Wert eines Attributes darstellt. Die relationalen Datenbanksysteme (RDBMS-relational database management system) bestehen aus einer oder mehreren Sprachen für die Erstellung der Relationen (Tabellen) der Datenbank und für die Verwendung der in ihnen enthaltenen Daten. Die international standardisierte Abfragesprache wird **SQL - Standard Query Language** genannt (Kammer, 1995, 101-105; Eaglestone, 1991, 15-19; Haipl, 1997, 3-11; Sauer, 1994, 17-39; Steiner, 1996, 117-135). Die Gruppe von Datensätzen, die durch eine Tabelle, eine Abfrage oder einen SQL-Ausdruck definiert wird, heißt **Domäne** (engl. *domain*); diese ist praktisch der Wertebereich eines Attributs (Baloui, 1996, 902; Sauer, 1994, 21). Die wichtigsten Attribute werden mit einem **Schlüssel** (engl. *key*) versehen, dabei muß der Wert des Attributs des Schlüssels für jedes Tuppel (jede Reihe) einzig sein.

Die relationalen Datenbanken basieren auf dem **Relationalen Modell**, das von Edgar F. Codd in den 70er Jahren entwickelt wurde, welches das theoretische mathematische Modell zur Schaffung von Datenbanken darstellt. Es hat drei Grundeigenschaften: a) es ist mathematisch rigoros, d.h. es spezifiziert und studiert formell die logischen Eigenschaften eines Datenbanksystems; b) es ist einfach, d.h. alle Daten und Relationen werden explizit dargestellt durch eine einzige logische Struktur genannt „Relation“; c) es ist mengenorientiert, d.h. seine mengenorientierten Operatoren können große Teile der Datenbank gleichzeitig abfragen, ein einziges Statement kann die Bearbeitung einer großen Anzahl von Eintragungen darstellen (Eaglestone,

2. Datenbankentwurf

Der Entwurf einer Datenbank ist ein Prozeß, in dem folgende Schritte beachtet werden müssen (nach Hald, 1995, 161-203; siehe auch Steiner, 1996, 89-112):

2.1. Analysephase

In der Analysephase soll ein möglichst vollständiges und konsistentes Modell des Ist- und Soll-Zustandes unabhängig von der Programmiersprache, dem Datenbanksystem und den Hard- und Softwareanforderungen erarbeitet werden. Die Frage, die da zu stellen ist, wäre: **Was** soll das System leisten?

Im Falle einer Datenbank von Übersetzungen aus der rumänischen Literatur muß folgendes überlegt werden: soll ein einfaches Aufschreiben der Übersetzungen erfolgen oder ein Operieren mit den einzelnen Angaben, z.B. Auflisten aller Übersetzungen aus Eminescu; Auflisten aller zwischen 1870-1890 erschienenen Übersetzungen; aller in einem bestimmten Verlag erschienenen Übersetzungen usw.; welche bibliographischen Angaben sollen gemacht werden (Autor, Herausgeber, Titel, Übersetzer, Verlag, Jahr, Auszug usw.); soll alles in eine einzige Datenbank integriert werden oder soll diese Unterdatenbanken haben.

2.2. Designphase

In dieser Phase soll ausgehend von der Analysephase ein verfeinertes Sollkonzept in Abhängigkeit von der Entwicklungsumgebung erstellt werden. Es geht dabei um die Frage: **Wie** soll das System realisiert werden? Das Hauptproblem stellt die Hard- und Software dar; in unserem Fall der Übersetzungsdatenbank ist ein PC hinreichend, es muß nur die passende Software gewählt werden (über technische Anforderungen siehe auch Sauer, 1994, 230ff; s. auch Reinhart, 1995, S. 158ff. Problemfelder im Datenbankentwurfsprozeß). Die relationalen Datenbanken wären da von Vorteil wegen ihrer Tabellenform und der Verknüpfung der Attribute, außerdem können damit Statistiken erstellt werden. Eine sehr bekannte und leicht erhältliche Software dafür wäre Microsoft ACCESS, die über eine benutzerfreundliche graphische Oberfläche verfügt und die mit den anderen Microsoft-Produkten z.B.

WORD für Textverarbeitung kooperieren kann (zur Verwendung von Access siehe auch Baloui, 1996, Haipl, 1997; Sommer, 1996; Brudermanns u.a., 1994; Tâmbulea, 1996; Cerghizan, 1995). Leider können aber bei klassischen rel. Datenbanken wie ACCESS Attribute nur einen Wert haben, das heißt, daß Attribute mit mehreren Angaben, wie zum Beispiel mehrere Autoren, Schlagwörter, Aufbewahrungsorte genauso viele Relationen ergeben; sie können nicht in eine Tabelle eingetragen werden, und das führt zu einer immensen Zahl von Eintragungen (man bedenke nur, wieviel Gedichte in Zoltán Franyós Gedichtband *Aus grünen Wäldern weht der Wind* enthalten sind (vgl. auch Meier, 1995, 153).

Bei multidimensionalen (postrelationalen) Datenbanken können Attribute nicht nur eine große Anzahl von Werten haben, sondern auch diesen Werten untergeordnete Werte, und sie können on-line sein, d.h. sie können über Internet (mit dem TCP-IP Protokoll) oder über ein lokales Netzwerk (LAN - Local Area Network) abgefragt werden. Man spricht in diesem Zusammenhang bereits über postrelationale, objektorientierte Datenbanken (siehe dazu Meier, 1995, 139-161; Hald, 1995, 74-94; Popescu, 1996, 231-248).

Eine derartige multidimensionale Datenbank ist Pick Systems, dessen Version 5.2.7 DOS 14 zwar keine graphische Oberfläche hat, und auch nicht so bekannt ist wie die Microsoft-Produkte, das aber eine große Anzahl von Attributwerten zuläßt und dessen Suchkode auch einen schnelleren Zugriff auf die Daten erlaubt. Pick Systems ist ein offenes System, es ist frei programmierbar, d.h. das Datenbankprogramm kann den eigenen Bedürfnissen angepaßt werden, während das bei Access, das ein geschlossenes System ist, nicht möglich ist. Da mehrfache Attributwerte für eine Übersetzungsdatenbank von größter Bedeutung sind, wäre Pick Systems die passendste Software (*Advanced Pick*, 1995).

In dieser Phase wird auch ein **Plan** der Datenbank erarbeitet, und zwar erfolgt die Bestimmung der einzelnen Attribute und der Relationen (z.B. Autor, Hrsg., Titel, Übersetzer usw.) und die Bestimmung von eventuellen Unterdatenbanken (z.B. Werke Datenbanken, Sekundärliteratur Datenbanken, Datenbank der Veröffentlichungen der Übersetzer).

2.3. Implementierungsphase

Diese Phase realisiert die Ergebnisse der vorangegangenen Phasen in der gewählten Entwicklungsumgebung. Daran gebunden ist auch die **Testphase**, in der die Einzelmodule oder das Gesamtsystem getestet

werden im Hinblick auf Korrektheit, Vollständigkeit, Robustheit und Akzeptanz. Fehler oder Fehlschlüsse können dann in der **Wartungsphase** beseitigt werden, aber auch Änderungen können in dieser Phase vorgenommen werden.

3. Arbeitsverfahren für Anwender

Die wichtigsten Arbeitsverfahren mit einer Datenbank sind Datenaufnahme, Speicherung, Abfrage und Ausdruck.

3.1. Die **Datenaufnahme** enthält das Eintragen der Daten, der Relationen, in die Datenbank.

3.2. Die **Speicherung** erfolgt nach der Datenaufnahme als einzelne Items oder als Datei, auf der Festplatte des Computers oder auf Disketten.

3.3. Die **Abfrage** (information retrieval) soll ein möglichst schneller, sicherer und vollständiger Zugriff auf die Datensätze sein (Kammer, 1995, 108f). Informationstechnisch gesehen erfolgt sie durch die Abfragesprache (SQL - Standard Query Language) auf Programmerniveau und durch die Applikationssprache auf Anwenderniveau, die der natürlichen Sprache so ähnlich wie möglich sein sollte. Im Falle von Pick ermöglicht Pick Access dem Anwender die Abfrage, ohne daß dieser Programme schreiben muß, es ist zugleich Abfrage- und Applikationssprache (*Advanced Pick*, 1995, Access-1). Durch die Abfrage können verschiedene Statistiken und Übersichten erzielt werden, so z.B. Liste aller Verlage, Autoren, usw.

3.4. Der **Ausdruck** erfolgt nach Attributen für eine oder mehrere Eintragungen und unter vorher festgelegten Bedingungen (Restriktionen), z.B. nach der Erscheinungsform „Beitrag in Zeitschrift“ oder nach Zeitspannen.

Datenbanken bieten dem Anwender, dem Nichtinformatiker, den Vorteil, daß er die Daten unabhängig von deren Implementierung sehen und manipulieren kann.

Anmerkungen

Advanced Pick. Reference Manual. Version 2.0, Irvine: Pick Systems, 1995.

Baloui, Said: *ACCESS für Windows 95. Das Kompendium. Einführung, Arbeitsbuch, Nachschlagewerk*, Haar bei München: Markt und Technik, 1996.

Brudermanns B., Kuhlmann G., Seemann L.: **Access 2 für Windows**,

- Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1994. (*Grundkurs Computerpraxis* 89)
- Cerghizan, Mihai Anton: *Introducere în Access 2.0*, Bucuresti: Ed. Tehnică, 1995.
- Eaglestone, Barry: *Relational Databases*, Cheltenham: Stanley Thornes Ltd., 1991.
- Haipl, Reinhold: *Baze de date relationale si suprafete grafice. Notiuni elementare*, Alba Iulia, 1997. (Skript für Vorlesungen, gehalten im März 1997 an der 1.- Dezember 1918- Universität Karlsburg/Alba Iulia).
- Hald, Anton; Nevermann, Wolf: *Datenbank - Engineering für Wirtschaftsinformatiker. Eine praxisorientierte Einführung*, Wiesbaden: Friedr. Vieweg & Sohn, 1995.
- Kammer, Manfred: *Literarische Datenbanken. Anwendungen der Datenbanktechnologie in der Literaturwissenschaft*, München: Wilhelm Fink, 1995.
- Meier, Andreas: *Relationale Datenbanken. Eine Einführung für die Praxis*, 2., verbesserte Auflage, Berlin, Heidelberg: Springer, 1995.
- Popescu, Ileana: *Baze de date relaționale. Proiectare si implementare*, București: Ed. Universității din București 1996.
- Potter, Rosanne G.: *Preface*. In: Dies. (Hrsg.): *Literary Computing and Literary Criticism. Theoretical and Practical Essays on Theme and Rhetoric*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1989.
- Reinhart, Michael: *Relationales Datenbankdesign. Von der betriebswirtschaftlichen Problemstellung zur effizienten Datenarchitektur*, München: Franz Vahlen, 1995.
- Sauer, Hermann: *Relationale Datenbanken. Theorie und Praxis inklusive SQL-2*, 3. korrigierte Auflage, Bonn: Addison-Wesley, 1994.
- Sommer, Manfred: *Datenbankdesign für Access 7.0/2.0*, Bonn u.a.: Internat. Thomson Publ., 1996.
- Steiner, Rene: *Theorie und Praxis relationaler Datenbanken. Eine grundlegende Einführung für Studenten und Datenbankentwickler*, 2. neubearbeitete Auflage, Braunschweig, Wiesbaden: Friedr. Vieweg & Sohn, 1996.
- Subrahmanian V.S., Jajodia S. (Hrsg.): *Multimedia Database Systems. Issues and Research Directions*, Berlin, Heidelberg: Springer, 1996.
- Tâmbulea, Leon: *Microsoft Access pentru programatori*, Cluj Napoca: Ed. Promedia Plus, 1996.

Einführung

In Deutschland ist das Zusammenleben von deutschen Jugendlichen und Jugendlichen aus Einwanderungsfamilien zum latenten Problem geworden. Die neueren Untersuchungen, z.B. von Boos-Nünning¹ und von Wilhelm Heitmeyer, Joachim Müller und Helmut Schröder² - der interdisziplinären Forschungsgruppe für multiethnische Konflikte an der Universität Bielefeld -, weisen darauf hin, daß die Konzentration auf die Kontaktpersonen der eigenen Ethnie und auf die Einrichtungen der *ethnischen Community* zugenommen hat.

Deutsche Jugendliche meiden Freizeiteinrichtungen, die überwiegend von Jugendlichen ausländischer Herkunft besucht werden. Jugendliche ausländischer Herkunft behaupten, keinen Kontakt zu deutschen Gleichaltrigen herstellen zu wollen. In den letzten Jahren nehmen Abwehrhaltungen von beiden Seiten zu. Ursula Boos-Nünning stellt in ihren Untersuchungen fest, daß heute deutsche Jugendliche und Jugendliche aus Migrantenfamilien bestenfalls nebeneinander leben:

„Unabhängig von der Wohnsituation (z.B. einem Leben in segregierten Wohngebieten), der Aufenthaltsdauer und der Berufstätigkeit, hat ein großer Teil der Jugendlichen ausländischer Herkunft keine Kontakte zu den deutschen Gleichaltrigen“.³

Auch die Ergebnisse meiner Studie: „Interkulturelle Kommunikation bei Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft am Oberstufen-Kolleg in Bielefeld“ spiegeln diese Tendenzen wider. Am Beispiel der Begegnungen im ‘Internationalen Literaturcafé’ im Oberstufen-Kolleg in Bielefeld versuche ich, mögliche Ursachen einer Ab- und Ausgrenzung der Kollegiat/Innen unterschiedlicher

Herkunftskulturen zu entschlüsseln und Prämissen für die Integration der multi-ethnischen

Kollegiat/Innenschaft/SchülerInnenschaft zu nennen. Die Erkenntnisse, die aus meiner Studie

resultieren, sollten allerdings nicht nur am Oberstufen-Kolleg, sondern auch an anderen Schulen und Bildungseinrichtungen Beachtung finden, denn die gegenwärtige Schule ist und die Schule der Zukunft wird mit multikulturellem SchülerInnen-Publikum konfrontiert, sowohl im In- wie auch im Ausland. Um eine Verständigungsbasis für meinen Beitrag zu schaffen, möchte ich zuerst kurz auf die Begriffe „Integration“ und „Kultur“ eingehen.

Zum Begriff „Integration“

Der Begriff 'Integration' wurde in der Bundesrepublik vor allem in den 70er Jahren eher politisch-normativ aufgefaßt im Sinne einer Anpassung von Zuwanderern an die Aufnahmegesellschaft.

Bezug nehmend auf die Regierungserklärung von 1982 beschreiben Kalpaka und Rähzel Integration als

„einen sozialen Prozeß der Ein- und Zuordnung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Integration ist weder statisch noch einseitig, sondern setzt Anpassungsbeiträge aller Beteiligten voraus. Für die bei uns lebenden Ausländergruppen bedeutet dies, daß sie eigene Integrationsbeiträge leisten müssen, indem sie sich insbesondere auf die gesellschaftlichen Lebensformen sowie die Arbeitsbedingungen in der Bundesrepublik Deutschland einstellen. Dies erfordert z.B. den Erwerb deutscher Sprachkenntnisse, den Verzicht auf übersteigerte, ein friedliches Zusammenleben in unserer Gesellschaft störende national-religiöse Verhaltensweisen und das Anpassen in die hier geltenden Normen und Verhaltensmuster. Dabei ist es nicht Ziel dieses Prozesses, den Ausländer aus seinen Bindungen an die Heimat zu lösen. Dies würde nicht Integration sondern Assimilation bedeuten.“⁴

Esser versteht unter *Assimilation* den Zustand der Ähnlichkeit der MigrantInnen in Handlungsweisen, Orientierungen und interaktiven Verflechtungen im Aufnahmeland.⁵

Anfang der achtziger Jahre formulierte der aus der Türkei kommende Schriftsteller Arin die Forderung eines „kulturellen Pluralismus“ statt des allgemein populären und politisch aktuellen Begriffes der *Integration* nichtdeutscher BürgerInnen.⁶

Renan Demirkan, Schriftstellerin und Schauspielerin türkischer Herkunft, plädiert im „Spiegel“ (16/1997) für Respekt statt Integration.⁷

Eine Integration der Einwanderer, die im Sinne von Assimilation verlaufen sollte, löste letztlich bei ihnen eine Re-Ethnisierung aus, d.h. einen Rückzug in die kulturellen und religiösen Traditionen.⁸

Eine große Zahl der in Deutschland lebenden Einwanderer und ihrer Kinder zieht sich zunehmend aus der deutschen Gesellschaft zurück, denn sie können die extern gestellte Erwartung nach einer einseitigen Integration nicht erfüllen. Der Druck nach Anpassung führte zunehmend zur Desintegration und erzeugte erhebliche Probleme im Zusammenleben der Einheimischen und der Einwanderer wie auch unter den Einwanderern selbst. Dieses Phänomen ist allerdings nicht ein „Ausländerproblem“, sondern vielmehr ein „Deutschenproblem“.⁹

Die Erfahrungen aus den 60er und vor allem 70er Jahren haben eindrücklich gezeigt, daß der Weg zur Integration nicht die Assimilierung der Einwanderer und ihrer Kinder sein kann.

Zum Begriff „Kultur“

Es gibt keine allgemeingültige Definition von Kultur. Je nach Forschungsrichtung oder gesellschaftlicher Auffassung existieren unterschiedliche Definitionen des Kulturbegriffs. In Bezug auf die Diskussion im Bereich der interkulturellen Pädagogik möchte ich mich an dem Kulturbegriff orientieren, der vom „Centre for Contemporary Cultural Studies“ der Universität Birmingham (CCCS) entwickelt wurde:

„Die ‘Kultur’ einer Gruppe oder Klasse umfaßt die besondere und distinkte Lebensweise dieser Gruppe oder Klasse, die Bedingungen, Werte und Ideen, wie sie in den Institutionen, in den gesellschaftlichen Beziehungen, in Glaubenssystemen, in Sitten und Bräuchen, im Gebrauch der Objekte und im materiellen Leben verkörpert sind. Kultur ist die besondere Gestalt, in der dieses Material und diese gesellschaftliche Organisation des Lebens Ausdruck finden. [...]“¹⁰

Kultur bezieht sich damit auf alle Bereiche des menschlichen Lebens und gilt als innerhalb eines gesellschaftlichen Rahmens erlernt. Die Erlernbarkeit von Kultur zeigt sich darin, daß das einzelne Individuum sein Verhalten in der Regel so strukturiert, wie es in seiner Herkunftskultur üblich ist. Hierzu möchte ich die inhaltliche Bestimmung des Begriffs „Kultur“ von Göhring übernehmen:

„[...] wir kommen mit der Fähigkeit zur Welt, grundsätzlich [...] in jede der Lebensformen hineinzuwachsen, die von zahllosen

menschlichen Gruppen in Vergangenheit und Gegenwart entwickelt worden sind bzw. in Zukunft noch entwickelt werden. Jede Kultur lehrt mich daher, daß ich auch so hätte leben können, wenn ich in sie hineingeboren worden wäre. 'So leben', daß heißt: sehen, riechen, schmecken, denken, wahrnehmen, sprechen, fühlen, mich bewegen, lieben, hassen, streiten und Frieden machen, als schön oder häßlich, gut oder böse bewerten, [...] kurzum mich verhalten wie ein beliebiger Einheimischer - und dies alles als selbstverständlich, also so 'natürlich' empfinden wie er."¹¹

In einer multikulturellen Gesellschaft wird von der These, es gäbe so etwas wie die deutsche, französische, russische usw. Kultur, Abschied genommen.

Alle europäischen Kulturen, beispielsweise, sind seit langem Mischkulturen.¹²

Bevor ich zur Problematik der 'Integration' übergehe, möchte ich kurz die Bildungseinrichtung, die KollegiatInnenschaft und das 'Internationale Literaturcafé' vorstellen.

Das Oberstufen-Kolleg in Bielefeld

Allgemeine Informationen über die Bildungseinrichtung und die KollegiatInnenschaft

Das Oberstufen-Kolleg des Landes Nordrhein-Westfalen ist eine Versuchsschule und wissenschaftliche Einrichtung an der Universität Bielefeld, die nach den Vorstellungen von Hartmut von Hentig 1974 gegründet wurde.

In beiden Eigenschaften setzt sich das Oberstufen-Kolleg (auch OS genannt) zwei Aufgaben:

- Es entwickelt und erprobt ein alternatives Gesamtkonzept zum Bereich der Sekundarstufe II und der Eingangssemester der Universität: Darin ist es nach amerikanischem Vorbild „College“.
- Es entwickelt und erprobt übertragbare Materialien und Modelle curricularer Teilreformen für diesen Bereich: Darin ist es „Curriculum-Werkstatt“.

Als College und Curriculum-Werkstatt versucht das Oberstufen-Kolleg auch ein bildungspolitisches Ziel zu erreichen, das Heterogenität zuläßt und Chancengleichheit anstrebt.

Zur Ausbildung können sich bewerben und zugelassen werden:

SchülerInnen der 10. Klassen von Gymnasien, Gesamtschulen, Realschulen, Hauptschulen und der Berufsschulabschlußklassen sowie Erwerbstätige unter 25 Jahren, wobei folgende Zusammensetzung der einzelnen Jahrgänge angestrebt wird:

- Geschlecht: 50 % weiblich, 50 % männlich
- schulische bzw. berufliche Vorerfahrung: 33 % direkte ÜbergängerInnen von der Sekundarstufe I, 33 % mit abgeschlossener zweijähriger Berufsausbildung, 33 % sonstige
- Berechtigungsvermerk, 50 % ohne Qualifikationsvermerk.¹³

Schließlich werden im Aufnahmeverfahren BewerberInnen zwischen 16 und 25 Jahren berücksichtigt.

Bei Beginn der Ausbildung müssen sich die KollegiatInnen für ein bzw. zwei sog. Wahlfächer entscheiden. Die Entscheidung wird normalerweise mit dem Blick auf das eventuelle weitere Studium getroffen, somit ermöglichen die Wahlfächer eine Spezialisierung. Zur Auswahl stehen ihnen 26 Fächer, wobei für 21 Wahlfächer Vereinbarungen mit verschiedenen Hochschulen insbesondere in Nordrhein-Westfalen, aber auch in anderen Bundesländern, existieren.

Neben den Wahlfächern bietet das Oberstufen-Kolleg Kurse an, die anstelle der gymnasialen Grundkurse im „Ergänzungsunterricht“ (EU), im „Gesamtunterricht“ (GU) und in den Fremdsprachen obligatorisch zu absolvieren sind.

Diese Bezeichnungen sind auf den besonderen Semesterablauf am Oberstufen-Kolleg zurückzuführen. Ein Unterrichtshalbjahr gliedert sich in drei Phasen, die durch unterschiedliche Formen von Unterricht zu je 24 Wochenstunden ihren festen Platz haben. Die folgende Tabelle macht es anschaulich:

Tabelle 1: Der Semesterablauf am Oberstufen-Kolleg

Intensivphase/5 Wochen	Kursphase/12 Wochen	Projektphase/3 Wochen
Kurs I: 12 h/w, z.B. Statistik oder Laborpraktikum	Wahlunterricht I: 6 h/w Wahlunterricht II: 6 h/w	Gesamtunterricht als Projekt 24 h/w oder Exkursion oder Praktikum
Kurs II: 12 h/w, z.B. Fremdsprache oder Ergänzungsunterricht	Ergänzungsunterricht: 6 h/w Fremdsprache oder Ergänzungsunterricht: 6 h/w Sport: 2 h/w	

Die Ausbildung vereint in sich die Sekundarstufe II und die ersten zwei bis vier Semester des Grundstudiums und dauert in der Regel vier Jahre.

Die AbsolventInnen des Oberstufen-Kollegs können sich um eine Einstufung in das zweite bis vierte Hochschulsemester bemühen.

Die kulturelle Heterogenität der KollegiatInnenschaft

Im Oberstufen-Kolleg lernen ca. 800 KollegiatInnen. Jährlich werden ca. 250 Neu-KollegiatInnen aufgenommen. Überwiegend stammen sie aus der Region Bielefeld, zu einem erheblichen Teil aber auch aus anderen Bundesländern.

Das Oberstufen-Kolleg hat eine kulturell vielfältig zusammengesetzte KollegiatInnenschaft. Der Anteil der KollegiatInnen ausländischer Herkunft betrug 24,9 % bei der Aufnahme im Jahr 1994/95 (siehe unten, Tabelle 2).¹⁴ Durchschnittlich lag der Anteil der KollegiatInnen mit ausländischem Paß in den zurückliegenden Jahren bei ca. 23 %.¹⁵

Täglich treffen sich in dieser Bildungseinrichtung KollegiatInnen aus ca. 16-23 unterschiedlichen Kulturen, darunter:¹⁶

- deutsche KollegiatInnen, die die Mehrheit der KollegiatInnenschaft bilden, 75,1 %,
- AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion und aus Polen,¹⁷
- KollegiatInnen ausländischer Herkunft aus GastarbeiterInnen-Familien, zu welchen gezählt werden: Jugendliche der 2. Generation, sog. „Ausländische Inländer“ mit u.a. griechischer, italienischer, ex-jugoslawischer, türkischer bzw. kurdischer Herkunft,
- Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien,
- Staatenlose,
- andere KollegiatInnen mit nicht-deutscher Herkunft.

Tabelle 2: Die KollegiatInnenschaft nach Staatsangehörigkeit
(Aufgenommene im Zeitraum 01.09.1994 - 29.04.1997)

Herkunft der KollegiatInnen	Zahl der KollegiatInnen	Anteil an der Zahl der KollegiatInnen insgesamt	Anteil an der Zahl der KollegiatInnen mit ausländischem Paß
Deutsche KollegiatInnen & AussiedlerInnen	193	75,1 %	-
KollegiatInnen mit ausländischem Paß	64	24,9 %	100,0 %
Insgesamt	257	100,0 %	
Türkei	37	14,4 %	57,8 %
Ex-Jugoslawien	8	3,1 %	12,5 %
Italien	4	1,6 %	6,3 %
Spanien	2	0,8 %	3,1 %
Syrien	2	0,8 %	3,1 %
Ägypten	1	0,4 %	1,6 %
Albanien	1	0,4 %	1,6 %
Afghanistan	1	0,4 %	1,6 %
Argentinien	1	0,4 %	1,6 %
Belgien	1	0,4 %	1,6 %
Griechenland	1	0,4 %	1,6 %
Marokko	1	0,4 %	1,6 %
Mazedonien	1	0,4 %	1,6 %
Portugal	1	0,4 %	1,6 %
Togo	1	0,4 %	1,6 %
USA	1	0,4 %	1,6 %

Das „Internationale Literaturcafé“ als Integrationsraum

Die hohe kulturelle Heterogenität der KollegiatInnenschaft am Oberstufen-Kolleg war der Anlaß zur Gründung eines Treffpunkts für sie. In der Konzeption des Treffpunkts lag der Wunsch, die kulturelle Vielfalt der KollegiatInnen als ein Potential zu einem kulturellen Austausch zu nutzen. Der Treffpunkt wurde 1988 mit dem Namen „Internationales Literaturcafé“ eingeweiht. Dort sollten die Begegnungen und der kulturelle Austausch zwischen den aus ca. 23 unterschiedlichen Kulturen kommenden Kollegiatinnen und Kollegiaten stattfinden, die durch Literaturlesungen ausländischer und deutscher Autoren wie auch durch kleine kulturelle Veranstaltungen gefördert werden sollten. Im 'Internationalen Literaturcafé' sollten die KollegiatInnen über 'Gott und die Welt' sprechen, und manchmal bekam ich den Eindruck, daß besonders dort das Ideal der von vielen

Lehrenden erwünschten 'Integration' Wirklichkeit werden sollte. Die Erwartungen wurden aber oft zu Enttäuschungen und Frustrationen, wenn KollegiatInnen ausländischer Herkunft nicht die illusionären Integrationsvorstellungen seitens der Lehrenden erfüllen konnten. Nach Integrationsprämissen bei KollegiatInnen ausländischer Herkunft und Integrationsbereitschaft bei ihren einheimischen deutschen KommilitonInnen wurde nicht gefragt.

Viele Versuche seitens der Lehrenden und KollegiatInnen, das 'Internationale Literaturcafé' interkulturell zu gestalten, erzielten kaum Erfolg. Jugendliche bevorzugten und bevorzugten weiterhin, die Pausen in ihren ethnisch-kulturellen Kreisen zu verbringen. Am Beispiel des 'Internationalen Literaturcafés' lassen sich mehrere Gruppen aufzählen, wie z.B Jugendliche kurdischer Herkunft, Jugendliche türkischer Herkunft, Jugendliche albanischer Herkunft, AussiedlerInnen aus Polen und der ehemaligen Sowjetunion und kulturell gemischte Gruppen, wie beispielsweise eine Aussiedlerin aus der ehemaligen Sowjetunion, Tatjana, und ihre muslimischen Freundinnen türkischer Herkunft.

KollegiatInnen mit türkischem bzw. kurdischem Hintergrund wie auch AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion und Jugendliche albanischer Herkunft zeigten und zeigen ein starkes Bedürfnis nach Austausch in ihren ethnisch homogenen Gruppen. In ihren Gruppen suchen sie nach Halt und Anerkennung, denn nur dort fühlen sie sich verstanden. Dort müssen sie nicht eine solche 'Integration' beweisen, die einen Verzicht auf die eigenen kulturellen Prägungen, Vorlieben und Gewohnheiten beansprucht. Für Semra, Kollegiatin türkischer Herkunft, ist das 'Internationale Literaturcafé' ein vertrauter Ort, an dem sie ihre gleichgesinnten Freundinnen trifft. Im Interview, das ich mit ihr im Februar 1996 durchführte, nennt sie das 'Internationale Literaturcafé' „*ein Stück Zuhause*“, und dort hat sie ihren „*Stammplatz gefunden*“.¹⁸ Nicht selten wird aber den Jugendlichen aufgrund des Rückzugs in ihre ethnischen Gruppen eine Abschirmung vorgeworfen.

Die Ursachen der Abgrenzung von Minderheiten werden in der Mehrheitsgesellschaft und auch am Oberstufen-Kolleg normalerweise auf die Herkunftskulturen zurückgeführt. Daß die Abgrenzung bei den Jugendlichen auch aus erlebter Ausgrenzung resultiert, geben nur wenige zu. Üblicherweise zeigen einheimische deutsche KollegiatInnen am Oberstufen-Kolleg kaum Interesse an ihren nicht-deutschen KommilitonInnen, außer

einigen Jugendlichen, die doch meistens in einer schwierigen psycho-sozialen Situation sind oder selbst Probleme haben, neue Kontakte mit den gleichaltrigen Deutschen zu schließen. Die Besuche des 'Internationalen Literaturcafés' waren beispielsweise nur auf einige deutsche KollegiatInnen begrenzt. Diese Gruppe der BesucherInnen kam meistens wegen eines GU-Projektes in das 'Internationale Literaturcafé' und blieb dort nur im Zeitraum des Projektes, also ein Semester.

Auch die KollegiatInnen ausländischer Herkunft wie auch die AussiedlerInnen haben nur selten deutsche FreundInnen. Unter den KollegiatInnen ausländischer Herkunft kommt es aber eher zu Kontakten als zwischen ihnen und den deutschen KollegiatInnen. Gegenseitige Ausgrenzung ist insbesondere unter KollegiatInnen kurdischer und türkischer Herkunft zu beobachten. Die AussiedlerInnen bleiben meistens unter sich in zwei Gruppen aufgeteilt: AussiedlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion und AussiedlerInnen aus Polen. Die Phänomene der Abgrenzung bzw. Ausgrenzung gehören zum Alltag des Oberstufen-Kollegs, in dem sich Menschen unterschiedlicher Kulturen treffen.

Die Abgrenzung der Minderheiten-Gruppen resultiert neben der gegenseitigen Ausschließung eben aus dem Integrationsdruck seitens der Aufnahmegesellschaft. Die Jugendlichen sind oft im Prozeß der Integration verunsichert und verwirrt, weil sie nur selten eine Akzeptanz ihrer Herkunftskultur erfahren. Die Nicht-Akzeptanz beginnt schon beim äußeren Aussehen, insbesondere beim 'Kopftuch' oder bei schwarzen Haaren und dunklen Augen. Allzu oft werden diese Jugendlichen mit stereotypen Bildern konfrontiert. Auf die BesucherInnen des 'Internationalen Literaturcafés' bezogen, schien es mir, als ob das 'Internationale Literaturcafé' durch das starre Stereotyp „türkisches Café“ stigmatisiert wäre. Mehrere meiner GesprächspartnerInnen im Oberstufen-Kolleg assoziierten jedenfalls das 'Internationale Literaturcafé' mit dem „türkischen“ Publikum, was auch für mehrere Grund genug war, nicht dorthin zu kommen. Dieses Stereotyp erzeugte viel Distanz gegenüber dem 'Internationalen Literaturcafé'. Aus meinen Beobachtungen und Gesprächen mit Jugendlichen unterschiedlicher ethnisch-kultureller Herkunft ergibt sich also, daß die ethnischen Gruppen sehr wenig voneinander wissen, was schließlich zu nicht adäquaten Fremdwahrnehmungen und zu gegenseitigen Ausgrenzungen und Konflikten führen kann.

Die Konzentration auf die ethnischen Gruppen ergibt sich meines Erachtens

auch aus dem Grund, daß es in der Didaktik und Methodik zu wenig Unterrichtsinhalte gibt, die auch Inhalte der Herkunftskulturen berücksichtigen. Diese fremdkulturellen Inhalte werden zwar am Oberstufen-Kolleg von manchen Lehrenden aufgegriffen und erprobt, sie sind jedoch noch keine Selbstverständlichkeit geworden.

Unter den unterschiedlichen ethnischen Gruppen am Oberstufen-Kolleg gibt es verschiedene Formen der Kommunikation. Auf der einen Seite ist hier eine gute Verständigung zu nennen, die eher unter Jugendlichen mit ausländischer Herkunft entsteht (außer den Gruppen mit kurdischem und türkischem kulturellen Hintergrund) und nur in einzelnen Fällen zwischen einheimischen deutschen Jugendlichen und Jugendlichen nicht-deutscher Herkunft bzw. AussiedlerInnen zu beobachten ist; auf der anderen Seite sind Konflikte und sogar Gewalt zu erwähnen, die sich überwiegend zwischen Jugendlichen kurdischer und türkischer Herkunft abspielen. Diese sind oft durch die politische Situation in der Türkei (Diskriminierung der Kurden in der Türkei) bzw. durch die unterschiedlichen religiösen Überzeugungen (Aleviten und Sunniten) wie auch durch die deutsch-türkische Politik und den Einfluß der türkischen Medien in Deutschland ausgelöst. In der Mitte ist die Neutralität bzw. Gleichgültigkeit plaziert, die oft aus Desinteresse gegenüber VertreterInnen anderer Kulturen bzw. aus Unkenntnis ihrer kulturellen Hintergründe resultiert.

Prämissen für die Integration

In der Situation der multikulturellen Schülerschaft steht die Pädagogik vor neuen Überlegungen zur Integration und zum Umgang mit der ethnisch-kulturellen Heterogenität.

Um dieser Wirklichkeit gerecht zu werden, bedarf es neuer pädagogischer Konzepte, die die kulturellen Hintergründe und die spezifischen Interessen und Bedürfnisse der veränderten Schülerpopulation nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern in Unterrichtsmaterialien und Methodik wirksamer ansprechen.

Dabei darf *Integration* nicht mehr als *Assimilation* der Jugendlichen mit nicht-deutschem Hintergrund gesehen werden. Vielmehr hat die Schule die externen Integrationserwartungen, besonders die Identitätsansprüche der SchülerInnen zu berücksichtigen und zu akzeptieren.

In der Jugendphase sind alle Jugendlichen auf der Suche nach eigener Identität. In einer multikulturellen Gesellschaft, in der viele Kulturen mit oder nebeneinander leben, wird der kulturelle Hintergrund oft bewußt erlebt. Der

kulturellen Identität liegt ein dynamischer *Kulturbegriff* zugrunde, der den gesamten Lebenszusammenhang einer bestimmten Gesellschaft oder gesellschaftlichen Gruppe erfaßt, d.h.

„die Gesamtheit ihrer Lebensformen, Leitvorstellungen und ihrer durch menschliche Aktivitäten geformten Lebensbedingungen, unter Berücksichtigung von Kraft und Richtung ihrer gesellschaftlichen Bewegung“.¹⁹

Dies betrifft auch die AussiedlerInnen.

Die Teilhabe an und die Eingebundenheit des einzelnen in die so verstandene Kultur wird in Form einer *kulturellen Identität* zum Ausdruck gebracht.²⁰

„Der einzelne erfährt sich selbst ja nicht nur in der Auseinandersetzung mit anderen, sondern auch in seiner kulturellen Ausstattung mit einer bestimmten Sprache, mit bestimmten Überlieferungen, bestimmten Eigenheiten der materiellen Kultur, mit Normen und Werten.“²¹

Die Erfahrungen des eigenen Selbst sind eingebunden in die Einstellungen, Überzeugungen, Weltbilder und Wertesysteme der *eigenen* Kultur und Gesellschaft. Deshalb zeigen Jugendliche in einer multikulturellen Gesellschaft, in der sie mit mehreren Kulturen konfrontiert sind, daß sie auch ihre Räume brauchen, um zuerst 'eigene' Selbstakzeptanz entwickeln und ihre kulturelle Identität sichern zu können. Erst wenn sie dort ihre kulturelle Identität gefestigt haben, können sie sich auf interkulturelle und interreligiöse Kommunikation einlassen.²² Die kulturelle Identität der Jugendlichen, die in Deutschland leben, beinhaltet auch Aspekte aus anderen Kulturen und sollte daher auch einen Zugang zu anderen Kulturen unterstützen, gleichgültig, welche Kultur die primär erlebte ist.

Da „Kultur immer eine Art der Lebensbewältigung ist, die sehr viel mit äußeren, mit ökonomischen und sozialen Bedingungen zu tun hat, die folglich auch nicht unveränderlich ist, sondern auf Veränderungen mit Veränderungen reagiert“²³, sind die eigenen Einstellungen, Werte usw., die die eigene Identität bilden, nicht statisch, sondern lassen sich modulieren. Sie lassen veränderte Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster entstehen; Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen ändern sich.

Außer den internen kulturspezifischen Aspekten der Bildung der Gruppen, wie beispielsweise gemeinsame Herkunft, Sprache, Religion, politische und religiöse Überzeugungen und Einstellungen, spielen also

die externen Aspekte eine relevante Rolle, insbesondere die sozial-politische Benachteiligung der MigrantInnen in Deutschland.

Politische und soziale Ungleichheit der ausländischen MitbürgerInnen in Deutschland betrifft auch die KollegiatInnen, die nicht deutscher Herkunft sind, und schafft somit eine Barriere zur 'Integration'. Selbst durch den gesellschaftlichen Status „*Ausländer*“ wird den Jugendlichen ausländischer Herkunft (mit oder ohne deutschen Paß) vermittelt, daß sie in Deutschland Fremde sind und nicht der bundesrepublikanischen Gesellschaft angehören.²⁴ Für Dragica (Kollegiatin mazedonischer Herkunft), eine meiner ProbandInnen, löst selbst der Begriff „*Ausländer*“ ein Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit aus:

„Bei uns gibt's das Wort 'Ausländer' nicht. Ich finde das völlig verrückt in Deutschland. So Ausländer.“

Aus meinen Beobachtungen und Erfahrungen am Oberstufen-Kolleg und insbesondere im 'Internationalen Literaturcafé' geht hervor, daß Jugendliche, die nicht in Deutschland in einer deutschen Familie mit konventionellen Traditionen geboren und aufgewachsen sind, als 'Ausländer' wahrgenommen werden. Bei KollegiatInnen und Lehrenden sind z.B. die Termini 'Türken', 'Kurden' im alltäglichen Gebrauch üblich und prägen die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Jugendlichen als 'Ausländer' ein. Diese Fremdwahrnehmung der Jugendlichen mit ausländischer Herkunft ist in der Mehrheitsgesellschaft nicht selten auch mit negativen Konnotationen, sozialer Abstufung und Diskriminierung verbunden. Auch wenn sich KollegiatInnen ausländischer Herkunft am OS nicht diskriminiert fühlen, sind sie oft durch die in ihrem Alltag erlebten Diskriminierungen vorbelastet. Teilweise ist eine negative Fremdwahrnehmung der KollegiatInnen auch am OS existent. Leider wird davon abgesehen, daß die meisten Jugendlichen türkischer bzw. kurdischer Herkunft in Deutschland geboren sind, den deutschen Paß besitzen und besser deutsch als türkisch oder kurdisch sprechen. Außerdem besuchen sie eine deutsche Bildungseinrichtung und gestalten ihren Alltag in Deutschland, wo sie sich auch an hiesigen Normen und Regeln orientieren. Die nicht angemessene Begrifflichkeit führt letztendlich zur Ausschließung und zur Abgrenzung der KollegiatInnen, die als 'Ausländer' definiert werden. Denn

„das ‘Ausländersein’ impliziert die Nicht-Zugehörigkeit zur sozialen Majorität des Staates. Wenn das ‘Ausländersein’ die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe bedeutet, die in der Wertschätzung der Inländer eine der hinteren Positionen annimmt, wird die Realität des ‘Ausländerseins’ zum sozialen Stigma. Aus der gesellschaftlichen Ablehnung und der Position einer diskriminierten Minderheit erwachsen Zugehörigkeitskonflikte sowie Status- und Selbstwertprobleme, die eine kontinuierliche Identitätsentwicklung behindern. Gerade Türken erfahren in der Bundesrepublik Deutschland soziale Diskriminierung, insbesondere Türken werden mit negativen Attribuierungen diskreditiert. Ausländerfeindlichkeit ist in erster Linie Türkenfeindlichkeit, soziale Deskreditierung durch Belegung mit Sozialisationsdefiziten, kultureller Rückständigkeit und stereotypen Vorurteilen betrifft hauptsächlich die türkische Bevölkerung. Türken sind in unserer Gesellschaft aufgrund ihrer sozialen Marginalität stigmatisiert, soziale Deprivation ist ihre alltägliche Erfahrung und Situation in ihrem Leben in der Bundesrepublik Deutschland (vgl. Gaitanides 1983).“²⁵

Ich frage mich: Wie sollten sich Jugendliche nicht-deutscher Herkunft bzw. die AussiedlerInnen unter diesen ungünstigen sozial-politischen Gegebenheiten integrieren?

Im ersten Schritt, der diese Jugendlichen vor Ausgrenzung bzw. Abschiebung in die benachteiligte Gruppe der ‘Ausländer’ schützen und ihnen somit den Weg zur Integration eröffnen könnte, sollte man bei dem Begriff ‘Ausländer’ anfangen. Bis jetzt gibt es in der Literatur des Problems nur einige Versuche, die Termini neu zu bestimmen. Es gibt den Ausdruck ‘Inländische Ausländer’, der Jugendliche der zweiten bzw. dritten Generation in Deutschland definiert.²⁶ Paul Mecheril und Thomas Teo nennen Menschen, die in Deutschland leben und doch keine konventionelle ‘deutsche Geschichte’ aufweisen, ‘**Andere Deutsche**’.²⁷ Für Ulrich Schoen sind es ‘**Brückenmenschen**’, das heißt Menschen, die durch ihr Leben Brücken zwischen unterschiedlichen Welten herstellen.²⁸

Einen einheitlichen Begriff für:

– Jugendliche der 2. Generation, die zwar in Deutschland geboren und

- aufgewachsen sind, aber aufgrund ihres Aussehens von der Öffentlichkeit als Fremde angesehen werden, z.B. als Türken,
- Jugendliche der 2. Generation, die ihre Sozialisation in ihrem Herkunftsland begonnen haben und erst später nach Deutschland gekommen sind,
 - Jugendliche nicht-deutscher Herkunft, die als Flüchtlinge bzw. Austausch SchülerInnen nach Deutschland gekommen sind,
 - Jugendliche, die aus kulturell heterogenen Partnerschaften stammen,
 - MigrantInnen nicht-deutscher Herkunft, die mit deutschen Ehepartnern zusammenleben,
 - AussiedlerInnen, die zwar ihre deutsche Abstammung nachweisen können, jedoch aus anderen Kulturkreisen emigriert bzw. von ihren Eltern nach Deutschland mitgenommen worden sind,

gibt es nicht. Ich übernehme in diesem Beitrag die Begriffe 'Andere Deutsche' und 'Brückenmenschen' für sie.

Die 'Anderen Deutschen' bzw. 'Brückenmenschen' am Oberstufen-Kolleg befinden sich in einer spezifischen Situation, in der sie ihren kulturellen Hintergrund, den man nicht ignorieren darf, mit den Realitäten der bundesrepublikanischen Gesellschaft verbinden müssen. Sie müssen eine Balance zwischen zwei oder mehreren Kulturen bzw. Welten, in denen sie leben, herstellen, damit sie als gleichberechtigte MitkollegiatInnen in der multikulturellen Gesellschaft des OS auftreten können. Es ist allerdings eine anstrengende Arbeit, die sie täglich leisten, und diese Arbeit wird nur von einzelnen einheimischen Deutschen (auch Lehrenden und KollegiatInnen) als solche eingeschätzt. Leider habe ich den Eindruck, daß die 'Brückenmenschen' dort einem Assimilationsdruck ausgeliefert sind, wo etwa Integrationskonzeptionen der 70er Jahre als Prämissen der Integration immer noch zu gelten scheinen. Denn es reicht nur, daß sich die 'Brückenmenschen' ihren ethnischen Kreisen anschließen, z.B. Frauen mit Kopftuch, oder in ihrer Muttersprache kommunizieren, schon werden sie mit kritischen Blicken konfrontiert und nicht selten negativer Kritik ausgesetzt. Dabei suchen die 'Brückenmenschen' nach Kontinuität in ihrer sprachlichen, kognitiven und psychosozialen Entwicklung, die es voraussetzt, eine Brücke zwischen kulturellen Welten, Religionen, Sprachen etc. zu schlagen.

Die Herkunftskultur spielt bei der Identitätsfindung der „Anderen Deutschen“ eine wesentliche Rolle. Selbst das Bedürfnis dieser Jugendlichen, in der Herkunftssprache zu kommunizieren, müßte mehr

Verständnis seitens der Lehrenden und der einheimischen KollegiatInnen finden, denn manche Jugendliche ausländischer Herkunft (das betrifft auch AussiedlerInnen) können sich über bestimmte Situationen, Probleme, Gedanken und insbesondere Gefühle am besten in ihrer Muttersprache ausdrücken. Dies betonen und beweisen in ihrem Sprachverhalten die „Brückenmenschen“ am Oberstufen-Kolleg. Bemerkenswert ist hierzu die Antwort einer türkischen Kollegiatin bzw. eines türkischen Kollegiaten, die ich aus dem Heft entnehme, das ich im ‘Internationalen Literaturcafé’ für das Schreiben von Gedichten, Gedanken, Kurzgeschichten etc. auslegte (Heft: Gedichte, Gedanken, Kurzgeschichten, „Internationales Literaturcafé“, 1996/97).

Eine deutsche KollegiatIn stellt in diesem Heft folgende Frage:

„Fast alles, das Ihr schreibt ist auf türkisch! Warum? Auf deutsch können mehr Leute Eure Gedanken, Gedichte, etc. lesen und verstehen und Euch vielleicht bei Problemen helfen! Na, wie wär's?“

Die Antwort lautet:

„Meine Probleme gehen nur mich an und, wenn du unbedingt etwas verstehen willst, warum lernst du kein türkisch?“

In dieser Aussage wird es deutlich, daß nicht nur die Sprache selbst, sondern auch der sprachliche Hintergrund der „lingua prima“ eine bedeutende Rolle in der Kommunikation spielt. In der Diskussion über diese Aussage im ‘Internationalen Literaturcafé’ haben die meisten deutschen Jugendlichen den Anspruch auf Äußerungen in Deutsch erhoben und waren darüber empört, wenn im Heft auf Türkisch oder Russisch geschrieben wurde. Sie brachten solche Argumente wie: „Die ‘Türken’/‘Russen’ sollten auf Deutsch schreiben, schließlich leben sie in Deutschland und sollten sich integrieren; jeder soll verstehen, was sie schreiben.“ Dabei wird oft übersehen, daß man z.B. Gedichte schlecht übersetzen kann. Und ich habe in diesem Heft beispielsweise mehrere Gedichte auf Russisch gelesen. Warum haben die anderen etwas dagegen? Warum erwarten sie bei den „Anderen Deutschen“ eine Entwurzelung aus der von ihnen mitgebrachten Kultur, die doch eine Bereicherung ist? Die andere Kultur wird aber eher als Bedrohung aufgefaßt insbesondere dann, wenn sie für die meisten doch fremd bleibt.

Felicja Maria Slawatycka²⁹ behauptet in ihrer Untersuchung zur Identität und Integration jugendlicher AussiedlerInnen aus Polen, daß man einem Kulturschock, einer Identitätsverwirrung oder einer Desintegration nur durch die Sicherung der Kontinuität in der sprachlichen, kognitiven und

psychosozialen Entwicklung entgegenwirken kann.

In ihrer Studie geht sie davon aus, daß die „lingua prima“ bei den jugendlichen AussiedlerInnen die Kontinuität der psychischen, kognitiven und emotionalen Entwicklung sichert.

„Diese Kontinuität ist gleichzeitig die Basis für Ich-Identitätsentwicklung, weil die Sprache entscheidender Faktor für die Identitätsfindung ist.“³⁰

Fühlen sich die „Anderen Deutschen“ aufgrund dessen abgelehnt, daß sie in ihren Gruppen in der Muttersprache kommunizieren, besteht die Gefahr, daß sie in ihren eigenen ethnischen Kreisen bleiben, weil sie sonst nirgendwo Akzeptanz und Halt zu finden glauben. Diese Tendenzen sind allerdings nicht nur im OS zu beobachten.³¹

Die Tatsache, daß sich KollegiatInnen türkischer bzw. kurdischer Herkunft in ihren Gruppen aufhalten und in der zurückliegenden Zeit mehrheitlich das ‘Internationale Literaturcafé’ besuchten, ist nicht unbedingt ein Zeichen einer von ihnen gewollten Abgrenzung.

Die ‘Anderen Deutschen’ streben nach einer Integration, ohne daß sie die kulturellen Werte ihrer Herkunftskultur aufgeben müßten. Ihre Herkunftskultur oder eben ein Konstrukt der primären Kultur, das sich in der Sozialisation in ihrem Familienkreis prägte und weiterhin prägt, können sie nicht verleugnen. Sie empfinden sie einerseits als eine Bereicherung, und sie bildet einen Teil ihrer eigenen Identität; andererseits aber als Belastung, insbesondere dann, wenn sie aufgrund der Herkunft ausgegrenzt werden oder wenn sie den Erwartungen der Familie und der Aufnahmegesellschaft nicht gleichzeitig gerecht werden können.

Um sich in der Mehrheitsgesellschaft zu integrieren, brauchen sie von ihr erst einmal anstatt der Ablehnung als ‘Ausländer’ eben die Akzeptanz und das Gefühl der Zugehörigkeit. Werden sie aus der Mehrheitsgesellschaft als gleichwertige MitbürgerInnen ausgeschlossen, ziehen sie sich in ihre ethnischen Kreise zurück. Denn Nicht-Akzeptanz und Diskriminierung führen dazu, daß die Jugendlichen ihren Halt und ihre Identität in ihren ethnischen Gruppierungen suchen³².

Wenn die Schülerschaft kulturell heterogen zusammengesetzt ist, muß man auch mit Konflikten rechnen. Die Jugendlichen selbst, auch wenn sie nicht unmittelbar mit der politischen Situation ihres Herkunftslandes konfrontiert sind (hier z.B. Jugendliche kurdischer und türkischer Herkunft), wenn sie in Deutschland leben, sind von den politischen Geschehnissen ihres Herkunftslandes jedoch nicht frei. Sie beschäftigen

sich verständlicherweise mit der politischen Lage ihres Herkunftslands und fühlen sich oft mit den Problemen alleingelassen. Die Schule sollte sich für einen Dialog zwischen den ethnischen Gruppierungen einsetzen und gemeinsam nach Lösungsstrategien der Probleme suchen, denn die Jugendlichen selbst sind ohne externe Hilfe seitens der Schule nicht imstande, eine auf Respekt und Toleranz basierende Kommunikation untereinander herzustellen. Ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung ist oft durch Stereotype vorbelastet, die die auf Verständigung basierende Kommunikation verhindern und gar zu Konflikten führen können. Eine wichtige Aufgabe der multikulturellen Schule ist, 'das Eigene' bei den SchülerInnen im Bild 'der Fremde/des Fremden' zu relativieren, Konflikte nicht zu meiden, sondern die SchülerInnen dazu zu befähigen, ihre Positionen zur Sprache zu bringen, zu diskutieren und gemeinsam nach möglichen Lösungsstrategien zu suchen. Nach Auernheimer gehört neben der Dimension der interkulturellen Bereicherung auch die Dimension der Konfliktbearbeitung zur interkulturellen Erziehung, „wenngleich sie oft weniger deutlich akzentuiert wird“.³³

Die SchülerInnen sollten die Kompetenz erlernen, andere Kulturen zu achten und zu respektieren. Über diese Kompetenzen sollten allerdings die Lehrenden verfügen und diese spätestens in ihrem Studium erwerben, denn nur dann können sie mit einer ethnisch heterogenen Gruppe zusammenarbeiten. Es ist relevant, daß sie sich der sozio-kulturellen Hintergründe der SchülerInnen bewußt werden und diese in der Methodik und Didaktik berücksichtigen. Erwarten die Lehrenden Assimilation bei der kulturell heterogen zusammengesetzten Schülerschaft, besteht die Gefahr, daß sie Enttäuschungen im Prozeß ihrer Integration erfahren.

Neue Integrationskonzepte sollten nicht von Minderheiten ausgehen, sondern von einer Vielfalt unterschiedlicher Kulturen. Dabei sollte der Begriff 'interkulturell' ein fester Bestandteil der Integration sein. Der Begriff interkulturell impliziert einen qualitativen und dynamischen Aspekt. Das *inter* eröffnet in seiner Bedeutung des *zwischen* und *miteinander*³⁴ die Perspektive eines wechselseitigen Aufeinanderbezogeneins verschiedener kultureller Kontexte und die Vorstellung eines Prozesses, der aus diesem Aufeinanderbezogenein resultiert. Eine wichtige Voraussetzung für die Integration der Jugendlichen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen wäre, ihre kulturellen Potentiale zu berücksichtigen und diese als eine

Entwicklungschance anzuerkennen und nicht als Bedrohung zu deuten.

„Die Integration in die deutsche Gesellschaft und die Erhaltung der kulturellen und nationalen Identität können nicht als Widersprüche formuliert werden.“³⁵

In Anlehnung an Boos-Nünning meine ich - und dies ist mein Eindruck aus den Interviews zur „Interkulturellen Kommunikation bei Jugendlichen unterschiedlicher Herkunftskulturen am Oberstufen-Kolleg“: Jugendliche ausländischer Herkunft haben keine Identität als Türken, Polen, Russen etc. Das bedeutet, daß sie lernen müssen, die Normen der Bundesrepublik und die des Heimatlandes miteinander zu verbinden bzw. voneinander abzugrenzen und situationsspezifisch sinngemäß anzuwenden. Diese Fähigkeit setzt die Entwicklung einer Identität voraus, in der sich Elemente der Migrantenkultur, wie z.B. Traditionen, Normen und Werte der Herkunftsländer, mit Elementen der deutschen Kultur vermischen, wie sie ebenfalls über die ausländische Familie, aber auch über deutsche Peergroups, die deutsche Umwelt, Massenmedien und Schule vermittelt werden. Das Leben in zwei oder mehreren Kulturen sollte als eine hohe Leistung anerkannt werden, denn es beansprucht einen ständigen Sichtwechsel bzw. eine Verbindung der unterschiedlichen Welten. Deswegen sollten die kulturellen Potentiale den Jugendlichen in einer multikulturellen Gesellschaft nicht als Störfaktoren für die Integration, sondern als positive und produktive Aspekte für die Integration vermittelt und bewußt gemacht werden.

Ergebnisse pädagogischer Arbeit mit Jugendlichen türkischer Herkunft, wie z.B. die von Boos-Nünning, zeigen, daß sich für ausländische Jugendliche Anpassung nicht auszahlt: Weder bei Übernahme der deutschen Staatsbürgerschaft noch durch die Unterwerfung unter die deutschen Vorstellungen können Jugendliche es schaffen, in der deutschen Gesellschaft akzeptiert zu werden, solange es zugelassen ist, daß sie als Ausländer diskriminiert werden. Boos-Nünning ist der Meinung, daß nicht Anpassung zu fordern sei, sondern es müssen Lebenschancen für diejenigen geboten werden, die ihre eigene (Migranten-)Kultur einbringen wollen.³⁶

„In der Schule wie auch in der Gesellschaft darf nicht Assimilation erzwungen werden, sondern es müssen Hilfen zur Verfügung

gestellt werden, den nationalen und kulturellen Hintergrund zu wahren.“³⁷

Diese Forderung möchte ich als Prämisse für die Integration betonen. Ein wichtiger Aspekt, der die Integration beeinflusst, ist auch die Zukunftsperspektive. Aufgrund rechtlicher und sozialer Unsicherheiten, erlebter Stigmatisierung, Diskriminierung und steigender Ausländerfeindlichkeit entwickelt sich bei Jugendlichen ausländischer Herkunft eine Rückorientierung auf das Herkunftsland. Vor allem die Orientierung auf eine Zukunft im Herkunftsland verhindert eine Integration in die deutsche Gesellschaft.³⁸

Nach Hohmann darf Integration nicht mehr einseitig als AusländerInnen-Integration betrachtet werden, sondern sie muß auch Anforderungen an die Einheimischen stellen.

„Integration wirkt ‘kränkend’ (Groß 1974), wenn nicht gleichzeitig auch die Aufnahmegesellschaft den durch Migration eingeleiteten Wandel wahrnimmt und bereit ist, daraus die Konsequenzen für die Erziehung der eigenen Kinder zu ziehen. Die interkulturelle Erziehung geht davon aus, daß sich die deutsche Schule, die deutsche Pädagogik dieser Herausforderung stellen muß. Das bedeutet zunächst, Voraussetzung dafür zu schaffen, daß Ausländer und Deutsche gemeinsam leben sowie miteinander und voneinander lernen können. Die interkulturelle Erziehung thematisiert die Aufgaben, die ihr daraus erwachsen, in der Forderung nach Toleranz und wechselseitiger Verständnisbereitschaft, in der Ablehnung von Ethnozentrismus und der Forderung nach einer entsprechenden kritischen Revision der Lerninhalte, die der multikulturellen Lebenswelt Rechnung trägt.“³⁹

Auch wenn die Schülerschaft homogen zusammengesetzt ist, sollten interkulturelle Lerninhalte ihren sicheren Platz in der Didaktik bekommen. Selbst- und Fremdwahrnehmung sollten aufbauend auf gegenseitigem Respekt und Toleranz gegenüber allen Kulturen geübt werden, z.B. durch den SchülerInnenaustausch, denn die wirtschaftliche, politische und soziale Verflechtung im heutigen Europa bedarf interkultureller Kompetenzen in Begegnung unterschiedlicher Kulturen. Interkulturelle Kompetenz ist zugleich eine wesentliche Qualifikation

für ein möglichst konfliktfreies Leben unter Menschen verschiedener kultureller Herkunft und Identität in einer multikulturellen Gemeinschaft. Für die Schule heißt dies nichts anderes als die Verwirklichung von allgemeinen pädagogischen Grundsätzen wie:⁴⁰

- Achtung und Respekt vor kulturellen Leistung anderer;
- demokratische Gleichberechtigung für alle, unabhängig von ihrer Gruppenzugehörigkeit;
- Mitwirkung aller in einer Gemeinschaft lebenden Menschen bei der Gestaltung des gemeinsamen Lebens.

Die Erziehung zum interkulturellen Verstehen und die Befähigung zu interkultureller Interaktion/Kommunikation sind in den Schulgesetzen mehrerer Länder der Bundesrepublik ausdrücklich als verbindliche Aufgabe formuliert.⁴¹

Anzumerken ist, daß die Möglichkeiten der Schule, interkulturelle Kompetenz zu formen und die Fähigkeit zu entwickeln, mit den Konflikten zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen umzugehen, von den Rahmenbedingungen des Staates abhängig sind. Daher ist es die gesellschaftliche Aufgabe des Staates/der Staaten, geeignete Rahmenbedingungen zu schaffen, die vielschichtigen Ursachen von Grundkonflikten in der Gesellschaft zu berücksichtigen und positive Lösungen durch gleichberechtigte Politik zu fördern. Bis jetzt hat der Staat diese Aufgabe nicht entschlossen genug angenommen. Er hat die Schule mit den dort zuerst aufgetretenen interkulturellen Problemen und Verwerfungen allein gelassen und ihr nur allzugern die Aufgabe des Heilens zugeschoben.⁴² Es heißt: „Die Schule muß zu Toleranz erziehen“, und ich möchte diese Aufgabe der Schule weiterhin betonen. Allerdings sind die politischen und sozialen Rahmenbedingungen für ein friedliches Zusammenleben der unterschiedlichen Kulturen in Deutschland von großer Relevanz. Die Schule ist keine ‘Insel’, auf der die Schülerschaft von der Beeinflussung durch den gesellschaftlich-politischen Kontext frei bleibt.

Kurs I: 12 h/w, z.B. Statistik oder Laborpraktikum

¹ Boos-Nünning, Ursula: *Deutsche und Zuwanderer - Auf dem Weg zu einer multikulturellen Gesellschaft?* Vortrag an der Fachtagung Zusammenleben von Deutschen und Ausländern in Nordrhein-Westfalen, 24. November 1993, Düsseldorf.

- ² Heitmeyer, Wilhelm, Müller, Joachim und Schröder, Helmut: *Verlockender Fundamentalismus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (Untersuchungen über „Lebenssituation, Alltagserfahrungen und ihre Verarbeitungsformen bei türkischen Jugendlichen in Deutschland“. Eine Kurzform der Studie ist unter dem Titel: „Desintegration und islamischer Fundamentalismus“ in der Beilage *Aus Politik und Zeitgeschichte* zu *Parlament* vom 7.2.1997 erschienen).
- ³ Ebd.
- ⁴ Kalpaka, Annita & Räthzel, Nora (Hrsg.): *Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein*. Mundo Verlag, Leer 1990, S. 56.
- ⁵ Vgl. Esser, Hartmut: *Aspekte der Wanderungssoziologie*, Darmstadt 1980.
- ⁶ Arin, Cihan: „Die nationale Identität ist für den Alltag ohne Gebrauchswert“. In: *Frankfurter Rundschau* vom 24.09.1983, S.14.
- ⁷ Demirkan, Renan: „Respekt statt Integration“. In: *Der Spiegel*, Nr. 16/1997 vom 14.4.1997, S. 80-81. Renan Demirkan wurde 1955 in Ankara geboren und ist mit sieben Jahren nach Deutschland gekommen. Sie studierte Wirtschaftswissenschaften und Politologie und absolvierte daraufhin ein Musik- und Theaterstudium.
- ⁸ Vgl. Heitmeyer, Wilhelm/Müller, Joachim/Schröder Helmut: *Verlockender Fundamentalismus*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997.
- ⁹ Micksch, Jürgen: *Die Zukunft des Zusammenlebens von Deutschen und Ausländern. Realisierung einer multiethnischen Gesellschaft aus der Sicht der Kirchen*. In: *Ausländerarbeit und Integrationsforschung. Bilanz und Perspektiven*. Deutsches Jugendinstitut e.V., Alleinauslieferung: Juventa Verlag, Weinheim und München 1987, S.63.
- ¹⁰ Zitiert nach Kalpaka, Annita & Räthzel, Nora (Hrsg.), a.a.O., S. 46-47.
- ¹¹ Göhring, Heinz: *Deutsch als Fremdsprache und interkulturelle Kommunikation*. In: *Fremdsprache Deutsch* 1. (Hrsg.) Alois Wierlacher. München 1980, S. 72.
- ¹² Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Wo Rassen gemischt sind, der Quell großer Kultur*. In: Nietzsche, Friedrich: *Sämtliche Werke*, Kritische Studienausgabe (Hrsg. von G. Colli/M. Montinari), Bd. 12, München 1980, S. 153.

- ¹³ Die Daten stammen aus: *Wir sind alle gleich. Wir sind alle verschieden: Erfahrungen im Umgang mit Heterogenität in der Sekundarstufe II.* (Hrsg.) Ludwig Huber und Anne Wenzel. Bielefeld: Oberstufen-Kolleg, 1996, S. 2.
- ¹⁴ Gemeint sind Jugendliche der 2. Generation, die in Deutschland geboren sind bzw. erst später als GastarbeiterInnen-Kinder nachgekommen sind und zur Zeit keine deutsche Staatsbürgerschaft haben, sowie alle anderen Jugendlichen, die sich mit einem ausländischen Paß ausweisen. Aussiedlerjugendliche sind hier nicht mit eingeschlossen, denn sie können sich mit dem deutschen Paß ausweisen.
- ¹⁵ Siehe Tabelle 2.
- ¹⁶ Die Daten beziehen sich auf den Zeitraum 1994-1996.
- ¹⁷ Es gibt keine Daten zu der Aufnahme der KollegiatInnengruppe von Aussiedlerinnen und Aussiedlern, denn sie können sich mit dem deutschen Paß legitimieren und sind aufgrund dessen als Deutsche in die Daten einbezogen worden.
- ¹⁸ Das Portrait Semras ist dem Beitrag beigelegt.
- ¹⁹ Thum, Bernd: Einleitung. In: *Gegenwart als kulturelles Erbe. Ein Beitrag der Germanistik zur Kulturwissenschaft deutschsprachiger Länder.* Hrsg. von Bernd Thum. - München: Iudicium, 1985.
- ²⁰ Albrecht, Corina: *Überlegungen zum Konzept der Interkulturalität. In: Vom Umgang mit dem Fremden. Hintergrund - Definitionen - Vorschläge* hrsg. von Yves Bizeul, Ulrich Bliesener, Marek Prawda. Weinheim: Beltz Verlag, 1997, S. 120.
- ²¹ Bausinger, Hermann: *Kulturelle Identität - Schlagwort und Wirklichkeit. In: Migration und Menschenwürde. Fakten, Analysen und ethische Kriterien* hrsg. von Klaus Barwig, D. Mieth. - Mainz: Matthias-Grünwald-Verl., 1987, S. 85.
- ²² Siehe auch: Schweizer, Friedrich: *Welche Identität kann in einer multikulturellen Situation noch Ziel für personale Entwicklungen sein? Fragen und Anregungen zur Diskussion.* In: *Identitätsbildung in multikultureller Gesellschaft. Beiträge eines interdisziplinären Kolloquiums* [Hrsg. von Peter Schreiner]. Münster, 1994.
- ²³ Bausinger, Hermann, a.a.O., S. 90.
- ²⁴ Vgl. Hoffmann, Lutz: *Der Einfluß völkischer Integrationsvorstellungen auf die Identitätsentwürfe von*

Zuwanderern. In: *Die bedrängte Toleranz: Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt* / hrsg. von Wilhelm Heitmeyer ... - Frankfurt am Main: Suhrkamp , 1996, S. 241-259. Vgl. auch Heckmann, Friedrich: *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart: Enke, 1992, S. 74-95.

²⁵ Hoffmann, Klaus: *Leben in einem fremden Land. Wie türkische Jugendliche 'soziale' und 'persönliche' Identität ausbalancieren*. Bielefeld : Böllert, KT-Verl. , 1990, S. 200. Siehe auch Heckmann, Friedrich, a.a.O., S. 236-241, Gaitanides, St.: *Sozialstruktur und „Ausländerproblem“. Soziokulturelle Aspekte der Marginalisierung von Ausländern der ersten und zweiten Generation*. München 1983.

²⁶ Den Begriff 'Inländische Ausländer' entnehme ich aus Bielefeld, Uli: *Inländische Ausländer. Zum gesellschaftlichen Bewußtsein türkischer Jugendlicher in der Bundesrepublik*. Frankfurt: Campus-Verl., 1988.

²⁷ *Andere Deutsche: Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft* / hrsg. von Paul Mecheril und Thomas Teo. Berlin: Dietz, 1994.

²⁸ Schoen, Ulrich: *Bi-Identität*, Zürich: Walter, 1996.

²⁹ Siawatycka, Felicja Maria: *Polnisch-Literatur-Unterricht. Identität und Integration - Bremer Modell*. - Frankfurt am Main [u.a.]: Lang , 1991, S.560.

³⁰ a.a.O. S. 39.

³¹ Siehe neuere Untersuchungen von Heitmeyer, Müller, Schröder, Boos-Nünning.

³² Siehe auch: Tertilt, Hermann: *Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande*. - Frankfurt am Main: Suhrkamp , 1996 .

³³ Auernheimer, Georg *Der sogenannte Kulturkonflikt. Orientierungsprobleme ausländischer Jugendlicher*. Frankfurt: Campus Verlag, 1988, S. 16.

³⁴ Vgl. Wierlacher, Alois: *Zur Entwicklungsgeschichte und Systematik interkultureller Germanistik*. In: *Dokumentation des Symposiums Interkulturelle Deutschstudien - Methoden, Möglichkeiten und Modelle*, Takayama (Japan) 1990 / hrsg. von Kenichi Mishima und Hikaru Tsuji. München: Iudicium, 1992, S.181.

³⁵ Boos-Nünning, Ursula: *Ergebnisse pädagogischer Arbeit mit türkischen Jugendlichen und Forderungen für eine multinationale und interkulturelle Erziehung und Förderung*. In: **In der Fremde zu Haus**. Hrsg. von Peter Wittermann. Aktion Jugendschutz (Ajs). Stuttgart, Landesarbeitsstelle Baden -Württemberg, 1984, S.41.

³⁶ Ebd., S. 41.

³⁷ Ebd., S. 40.

³⁸ Ebd., S. 41.

³⁹ Hohmann, Manfred: „Interkulturelle Erziehung - Versuch einer Bestandsaufnahme“. In: **Ausländer in Schule und Kindergarten 4/** 1983.

⁴⁰ Zitiert nach Bliesener, Ulrich: *Interkulturelles Lernen: eine pädagogische Notwendigkeit und Chance*. In: **Vom Umgang mit dem Fremden. Hintergrund- Definitionen- Vorschläge/** hrsg. von Yves Bizeul, Ulrich Bliesener, Marek Prawda. Weinheim: Beltz Verlag, 1997, S. 219.

⁴¹ Vgl.:

Schleswig-Holsteinisches Schulgesetz (SchulG) i. d. F. vom 2.8.1990 (GVBl. für Schleswig-Holstein S. 451)

§ 4 Bildungs- und Erziehungsziele

Abs. 4 Satz 1: Die Schule soll die Offenheit des jungen Menschen gegenüber kultureller Vielfalt, den Willen zur Völkerverständigung und die Friedensfähigkeit fördern.

Hessisches Schulgesetz vom 17.6.1992 (GVBl. für das Land Hessen S. 233)

§ 2 Bildungs- und Erziehungsauftrag der Schule

Abs. 2: Die Schulen sollen die Schülerinnen und Schüler befähigen, in Anerkennung der Wertordnung des Grundgesetzes und der Verfassung des Landes Hessen ... andere Kulturen zu verstehen und somit zum friedlichen Zusammenleben verschiedener Kulturen beizutragen sowie für die Gleichheit und das Lebensrecht aller Menschen einzutreten, ...

Niedersächsisches Schulgesetz (NSchG) i. d. F. vom 27.9.1993 (Niedersächsisches GVBl. S. 383)

§ 2 Bildungsauftrag der Schule

Abs. 1 Satz 3: Die Schülerinnen und Schüler sollen fähig werden, ... den Gedanken der Völkerverständigung, insbesondere die Idee einer gemeinsamen Zukunft der europäischen Völker, zu erfassen und zu

unterstützen und mit Menschen anderer Nationen und Kulturkreise zusammenzuleben ...

Gesetz über die Schulen im Land Brandenburg (Brandenburgisches Schulgesetz -BbgSchulG) vom 12.4.1996 (GVBl. für das Land Brandenburg Teil I S. 102)

§ 4 Ziele und Grundsätze der Erziehung und Bildung

Absatz 5: Bei der Vermittlung von Kenntnissen, Fähigkeiten und Werthaltungen fördert die Schule insbesondere die Fähigkeit und Bereitschaft der Schülerinnen und Schüler, ...

11. die eigene Kultur sowie andere Kulturen, auch innerhalb des eigenen Landes und des eigenen Umfeldes, zu verstehen und zum friedlichen Zusammenleben der Kulturen und Völker beizutragen sowie für Würde und die Gleichheit aller Menschen einzutreten, ...

Schulgesetz für das Land Mecklenburg-Vorpommern (SchulG M-V) vom 15.5.1996 (GVBl. für Mecklenburg-Vorpommern S. 205)

§ 2 Bildungs- und Erziehungsauftrag der Schule

Abs. 1 Satz 2: Ziel der schulischen Bildung und Erziehung ist die Entwicklung zur mündigen, vielseitig entwickelten Persönlichkeit, die im Geiste der Toleranz bereit ist, Verantwortung für die Gemeinschaft mit anderen Menschen und Völkern sowie zukünftigen Generationen zu tragen.

Schulgesetz des Landes Sachsen-Anhalt i. d. F. vom 27.8.1996 (GVBl. für das Land Sachsen-Anhalt S. 281)

§ 1 Erziehungs- und Bildungsauftrag der Schule

Abs. 2: In Erfüllung dieses Auftrages ist die Schule insbesondere gehalten, ... 8. die Schülerinnen und Schüler zu Toleranz gegenüber kultureller Vielfalt und zur Völkerverständigung zu erziehen ...

⁴² Vgl. Bliesener, Ulrich, a.a.O., S.218.

Anmerkungen

Albrecht, Corina: *Überlegungen zum Konzept der Interkulturalität*. In: *Vom Umgang mit dem Fremden. Hintergrund - Definitionen - Vorschläge* / hrsg. von Yves Bizeul, Ulrich Bliesener, Marek Prawda. Weinheim: Beltz Verlag, 1997.

- Arin, Cihan: „Die nationale Identität ist für den Alltag ohne Gebrauchswert“. In: *Frankfurter Rundschau* 24.09.1983
- Auernheimer, Georg: *Der sogenannte Kulturkonflikt. Orientierungsprobleme ausländischer Jugendlicher*. Frankfurt: Campus Verlag, 1988.
- Bausinger, Hermann: *Kulturelle Identität - Schlagwort und Wirklichkeit*. In: *Migration und Menschenwürde. Fakten, Analysen und ethische Kriterien* / hrsg. von Klaus Barwig, D. Mieth. - Mainz : Matthias-Grünwald-Verl., 1987.
- Bielefeld, Uli: *Inländische Ausländer. Zum gesellschaftlichen Bewußtsein türkischer Jugendlicher in der Bundesrepublik*. Frankfurt: Campus-Verl., 1988.
- Bliesener, Ulrich: *Interkulturelles Lernen: eine pädagogische Notwendigkeit und Chance*. In: *Vom Umgang mit dem Fremden. Hintergrund - Definitionen - Vorschläge* / hrsg. von Yves Bizeul, Ulrich Bliesener, Marek Prawda. Weinheim: Beltz Verlag, 1997.
- Boos-Nünning, Ursula: *Deutsche und Zuwanderer - Auf dem Weg zu einer multikulturellen Gesellschaft?* Vortrag an der Fachtagung *Zusammenleben von Deutschen und Ausländern in Nordrhein-Westfalen*, 24.November1993, Düsseldorf.
- Boos-Nünning, Ursula: *Ergebnisse pädagogischer Arbeit mit türkischen Jugendlichen und Forderungen für eine multinationale und interkulturelle Erziehung und Förderung*. In: *In der Fremde zu Haus*. Herausgegeben von Peter Wittemann. Aktion Jugendschutz (Ajs). Stuttgart, Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg, 1984.
- Demirkan, Renan: „Respekt statt Integration“. In: *Der Spiegel*, Nr.16/ 1997 vom 14.4.1997, S. 80-81.
- Esser, Hartmut: *Aspekte der Wanderungssoziologie*, Darmstadt 1980.
- Gaitanides, St.: *Sozialstruktur und „Ausländerproblem“.* *Soziokulturelle Aspekte der Marginalisierung von Ausländern der ersten und zweiten Generation*. München 1983.
- Göhring, Heinz: *Deutsch als Fremdsprache und interkulturelle Kommunikation*. In: *Fremdsprache Deutsch 1*. (Hrsg.) Alois Wierlacher. München 1980.
- Heckmann, Friedrich: *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. - Stuttgart: Enke, 1992.
- Heitmeyer, Wilhelm; Müller, Joachim/Schröder, Helmut: *Verlockender*

Fundamentalismus : türkische Jugendliche in Deutschland. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997 (Untersuchungen über 'Lebenssituation, Alltagserfahrungen und ihre Verarbeitungsformen bei türkischen Jugendlichen in Deutschland'. Eine Kurzform der Studie ist unter dem Titel: „Desintegration und islamischer Fundamentalismus“ in der Beilage *Aus Politik und Zeitgeschichte* zu *Parlament* vom 7.2.1997 erschienen).

Hoffmann, Klaus: **Leben in einem fremden Land. Wie türkische Jugendliche 'soziale' und 'persönliche' Identität ausbalancieren.** Bielefeld : Böllert, KT-Verl. , 1990 .

Hoffmann, Lutz: *Der Einfluß völkischer Integrationsvorstellungen auf die Identitätsentwürfe von Zuwanderern.* In: **Die bedrängte Toleranz: ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt** / hrsg. von Wilhelm Heitmeyer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.

Hohmann, Manfred: „Interkulturelle Erziehung - Versuch einer Bestandsaufnahme“. In: *Ausländer in Schule und Kindergarten* 4/1983.

Huber, Ludwig und Wenzel, Anne (Hrsg.): *Wir sind alle gleich. Wir sind alle verschieden“: Erfahrungen im Umgang mit Heterogenität in der Sekundarstufe II.* Bielefeld: Oberstufen-Kolleg , 1996.

Kalpaka, Annita & Rähzel, Nora (Hrsg.): **Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein.** Köln 1994.

Mecheril, Paul und Teo, Thomas (Hrsg.): **Andere Deutsche: zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft .** Berlin : Dietz , 1994 .

Micksch, Jürgen: *Die Zukunft des Zusammenlebens von Deutschen und Ausländern. Realisierung einer multiethnischen Gesellschaft aus der Sicht der Kirchen.* In: **Ausländerarbeit und Integrationsforschung. Bilanz und Perspektiven. Deutsches Jugendinstitut** (Hrsg.), Alleinauslieferung: Juventa Verlag, Weinheim und München 1987.

Nietzsche, Friedrich: *Wo Rassen gemischt sind, der Quell großer Kultur.* In: Nietzsche, Friedrich :**Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe** (Hrsg. von G. Colli/M. Montinari), Bd. 12, München, 1980.

Schoen, Ulrich: **Bi-Identität.** Zürich: Walter, 1996.

Schweizer, Friedrich: *Welche Identität kann in einer multikulturellen Situation noch Ziel für personale Entwicklungen sein? Fragen und Anregungen zur Diskussion.* In: **Identitätsbildung in multikultureller**

Gesellschaft. Beiträge eines interdisziplinären Kolloquiums. / [hrsg. von Peter Schreiner]. Münster, 1994.

Slawatycka, Felicja Maria: **Polnisch-Literatur-Unterricht. Identität und Integration - Bremer Modell.** Frankfurt am Main [u.a.]: Lang, 1991.

Tamborska, Danuta: *Rund um das „Internationale Literaturcafé“.* Bericht vom 16.11.1996.

Tamborska, Danuta: *Rund um das Internationale Literaturcafé.* In: **Einblicke 1995/96,** Bielefeld 1996.

Tertilt, Hermann: **Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande.** Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1996.

Thum, Bernd: *Einleitung.* In: **Gegenwart als kulturelles Erbe. Ein Beitrag der Germanistik zur Kulturwissenschaft deutschsprachiger Länder.** / hrsg. von Bernd Thum. München : Iudicium, 1985.

Wierlacher, Alois: *Zur Entwicklungsgeschichte und Systematik interkultureller Germanistik.* In: : **Dokumentation des Symposiums Interkulturelle Deutschstudien - Methoden, Möglichkeiten und Modelle,** Takayama, Japan 1990 / hrsg. von Kenichi Mishima und Hikaru Tsuji. München: Iudicium, 1992.

Semra

Semra ist Kollegiatin türkischer Herkunft. Sie immigrierte als dreijähriges Kind nach Deutschland und wuchs in türkisch-deutscher Umgebung auf. Ihr Vater lebte schon in Deutschland, bevor sie mit ihrer Mutter 1977 nachkam.

Semra hat keine Geschwister, und ihren Eltern liegt sehr daran, daß ihre Tochter eine gute Ausbildung und in Zukunft eine gute Arbeit bekommt. Nachdem Semra eine deutsche Schule abgeschlossen hatte, wo sie viele deutsche und nicht-deutsche Kinder und Jugendliche kannte, begann sie im Schuljahr 1995/96 ihre weitere Ausbildung am Oberstufen-Kolleg. Sie wählte das Fach „Biologie“ als Schwerpunkt, denn sie möchte später Biologie studieren, um an einer Universität in der Türkei einen Lehrstuhl als Biologin anzustreben.

Gleich zu Beginn ihrer Ausbildung im Oberstufen-Kolleg lernte ich Semra im „Internationalen Literaturcafé“ kennen. Semra wirkte auf mich sehr selbstbewußt, was auf ihr Verhalten und ihre moderne, sportliche

Kleidung zurückzuführen war.

Ihr selbstsicheres Auftreten äußerte sich auch in Gesprächen und im Umgang mit anderen KollegiatInnen. Sie war offen für neue Kontakte und lernte mehrere KollegiatInnen kennen.

Nach einer relativ kurzen Zeit (ca. einem Monat), seit Semra ihre Schulkarriere im OS begonnen hatte, konnte ich beobachten, daß sie sich immer öfter in den Pausen mit Kollegiatinnen türkischer Herkunft traf. Bereits nach einem halben Jahr stand ihre Freundinnengruppe fest, die aus vier muslimischen Mädchen bestand. Hinzu kam noch eine Aussiedlerin aus Rußland, die einen türkischen Freund (auch ein Kollegiat) hat. Alle ihre muslimischen Freundinnen tragen Kopftücher. Eines Tages und kurz vor dem Interview (ca. nach einem halben Jahr des OS-Besuchs) kam auch Semra „verschleiert“ zur Schule. Sie war glücklich über ihre Entscheidung, das Kopftuch zu tragen, und freute sich sehr über die Möglichkeit, gleichgesinnte muslimische Freundinnen im OS getroffen zu haben.

Das Interview mit Semra fand am 22.02.1996 statt; Semra war zum Zeitpunkt des Interviews 21 Jahre alt.

Seit dem Interview ist schon ein Jahr vergangen. Semra trägt immer noch das Kopftuch und trifft sich mit ihren Freundinnen regelmäßig im „Internationalen Literaturcafé“.

Das Kopftuch als Ausdruck der Identität und religiöser Zugehörigkeit

Zu Beginn der Ausbildung im Oberstufen-Kolleg im Schuljahr 1995/96 lernte Semra mehrere Kollegiatinnen mit türkischem Hintergrund kennen. Innerhalb eines halben Jahres bildeten sich enge Freundschaften zwischen Semra und anderen muslimischen Frauen, die mit Kopfbedeckung zur Schule kamen. Semra verbrachte mit ihnen die Unterrichtspausen oder auch Freiblöcke. Eine enge Freundschaft entwickelte sich mit einer muslimischen Kollegiatin, mit der Semra die gleichen Kurse besucht.

Bereits nach einem halben Jahr der Begegnungen mit muslimischen Mädchen setzte auch Semra ein Kopftuch auf:

„Früher habe ich kein Kopftuch getragen, aber wir hatten trotzdem irgendwie eine Ebene. Vielleicht habe ich mich gefreut, die zu sehen und von denen Beistand zu bekommen. Obwohl sie nie gesagt haben: „So, jetzt trag mal ein Kopftuch“. Das hat keine von denen gesagt. Aber ich fand das immer gut. Ich fand

die mutig... Und ich habe mich zusammengerissen und habe gesagt: „Versuch's mal“.

Ich hab... Früher hatte ich nicht so ein Gefühl... Ich hätte auch nicht gedacht, daß ich es mal haben werde, wenn ich mich selbständig dem Islam zuwende... es ist ein Gefühl von... von... ich weiß nicht... es ist besser als ohne Kopftuch. Die anderen, die haben dann irgendwie mehr Respekt vor dir. Wirklich, die Jungs, z.B., die haben.... die schauen zu dir ein bißchen so auf... als ohne Kopftuch, finde ich... man fühlt sich etwas wertvoller...“

Semra wurde in einer muslimischen Familie erzogen, so daß sie mit dem Islam aufwuchs. Auch ihre Eltern (besonders der Vater) hatten den Wunsch geäußert, daß Semra mit ihrem 14. Lebensjahr ein Kopftuch trägt:

„Als ich 14 war, haben sie mir schon mal gesagt: „Mach mal ein Kopftuch, das ist gut und so..., das gehört zur Religion“. Aber ich habe gesagt: „Ich bin noch nicht bereit, ich möchte das noch nicht“, und das haben sie akzeptiert. Sie haben gesagt: „Wenn Du bereit bist, machst Du das schon selber.“ Ja und jetzt bin ich bereit gewesen und jetzt habe ich selbst gemacht und die freuen sich natürlich.“

Nun, im Alter von 21 Jahren, entschloß sich Semra für das Tragen des Kopftuchs.

Ihr Vater hat die Entscheidung Semras mit großer Freude aufgenommen, die Mutter blieb dagegen etwas reserviert, denn sie wünschte sich für ihre Tochter mehr Freiheiten, als sie selbst in ihrer eigenen Jugend hatte:

„Mein Vater freut sich mehr... weil meine Mutter meint, ich wäre noch jung, und ich sollte meine Jugend ausleben und nicht sofort in den Zwang oder in ein Kopftuch, weil sie meint, ich könnte meine Jugend nicht so gut ausleben, weil sie früher im Dorf war und dann sofort geheiratet, als sie 17 war... meint sie, ich wollte auch ohne Kopftuch rumlaufen, mit Hose und mit Freunden zusammensein. „Was ich nicht hatte, sollst Du kriegen“.... Aber mein Vater freut sich...“

Semra ist der Auffassung, daß „das Kopftuch“ zum Islam gehört. Ihr Leben wird sie aber kaum durch das Tragen des Kopftuchs verändern:

„Nur weil ich jetzt ein Kopftuch trage, das heißt nicht, daß ich mein ganzes Leben umkrempel... Es war früher so: ich bin nicht in die Disko gegangen, habe nicht geraucht, habe nicht

getrunken, also Alkohol getrunken... ja, ich habe früher auch nicht irgendwas mit Männern zu tun gehabt und jetzt habe ich erst recht nicht... Das heißt nicht.... früher habe ich alles gemacht; nur nachdem ich das Kopftuch trage, heißt es nicht jetzt: Auf einmal... darfst Du das nicht mehr. Ich hab's früher nicht gemacht..."

Das Tragen des Kopftuchs brachte für Semra dennoch Veränderungen mit sich. Sie fühlte sich in ihrer Religion sicherer als je zuvor. Eine Bestätigung und den Halt geben ihr auch ihre muslimischen Freundinnen, mit denen sie sich am Oberstufen-Kolleg trifft.

Jedoch fühlt sie auch fremde Blicke des Kopftuchs wegen, die meistens als Vorwurf zu verstehen sind; dazu meint sie:

„.....aber in der letzten Zeit, wegen dem Kopftuch, werde ich ziemlich komisch angeguckt. Nur von den Freunden, aber... auch von den Deutschen, wurde ich schon angesprochen deswegen,.... aber nicht diskriminiert, weil sie gucken immer so komisch.... als wenn sie sagen.... „Eine Türkin mit Kopftuch, oh! mein Gott!“ ...“

Seitdem Semra das Kopftuch trägt, wird ihr noch bewußter, daß die Gesellschaft, in der sie lebt, bestimmte und vor allem vorurteilsgeprägte Einstellungen gegenüber Frauen hat, die ein Kopftuch tragen. Nach der Äußerung Semras bedeutet das Tragen des Kopftuchs nicht die Minderwertigkeit bzw. die Unterdrückung der Frauen:

„Es steht nirgendwo, daß die Frau minderwertiger ist als der Mann, auch wenn sie ein Kopftuch trägt. Das Kopftuch ist nur von der Religion her, daß Du Dich bedecken sollst, um keinem anderen Mann irgendwie zu gefallen, nur außer Deinem eigenen....“

Im Islam steht nicht, die Frau ist minderwertiger als der Mann, es gibt verschiedene Rollen, und sie sind beide gleichwertig.... Die Frau hat ihres..... Die Frau ist in ihrem Klischee und der Mann in seinem, also..."

Die Konsequenz des Tragens des Kopftuchs äußert sich für Semra in der Intoleranz der Nicht-Muslime, die sie von außen zu spüren bekommt:

„Wir werden toleriert, aber nicht akzeptiert,die türkischen Mädchen mit Kopftuch... wir werden toleriert, aber wir werden nicht akzeptiert, daß wir ein Kopftuch tragen..."

Mit der Entscheidung, das Kopftuch zu tragen, scheint Semra eine klare Orientierung gewonnen zu haben. Aus mehreren Gesprächen mit ihr geht hervor, daß sie nach festen Orientierungen suchte. Bis sie ans Oberstufen-Kolleg kam, fühlte sie sich zwischen beiden Kulturen hin und her gerissen. Vielleicht waren ihre neuen muslimischen Freundinnen der Auslöser ihrer Entscheidung, das Kopftuch zu tragen?

Jedenfalls bereut Semra ihre Entscheidung nicht. Das Kopftuch trägt sie regelmäßig bereits seit einem Jahr.

Die Veränderung Semras zeigt sich für mich nicht nur äußerlich, sondern vor allem innerlich. Semra zog sich in ihre Gruppe zurück und verhält sich, seitdem sie das Kopftuch trägt, nicht mehr so spontan und unbefangen wie früher.

Die Entscheidung Semras war ein ganz wichtiger Schritt in ihrer Biographie, was sie gelegentlich bestätigt, ein Schritt, der die Anstrengung „des Pendelns“ zwischen zwei Kulturen zwar nicht beendete, aber etwas hemmte, so daß sie jetzt ihre Identität besser definieren kann.

Freunde, Kommunikation und das Herstellen von neuen Kontakten

Semra kennt viele Leute im Oberstufen-Kolleg. Vor allem sind das Jugendliche der zweiten Generation aus den türkischen Gastarbeiterfamilien:

„Ich kenne das halbe Oberstufen-Kolleg. Aber vielleicht auch nur, weil das zur Türken sind.“

Diese Wahrnehmung resultiert bei Semra vermutlich aus dem Vergleich zu ihrer vorherigen Schule, wo es kaum SchülerInnen mit türkischer Herkunft bzw. Nicht-Deutsche gab.

Zu Beginn der Ausbildung waren die Freundschaften bei Semra noch nicht klar. Sie lernte viele Kollegiatinnen und Kollegiaten kennen, darunter nicht nur Jugendliche mit türkischem kulturellem Hintergrund, sondern auch andere nicht-deutsche und deutsche Kollegiatinnen und Kollegiaten, bis sich ihr Freundeskreis bildete. Zur Zeit des Interviews, also bereits nach einem halben Jahr des OS-Besuches, stand die Gruppe fest, die sich aus vier muslimischen Mädchen (auch mit Kopfbedeckung) und einer russisch-deutschen Aussiedlerin zusammensetzte.

Semra kennt zwar viele deutsche KollegiatInnen, jedoch sind die Kontakte mit ihnen fast nur auf die Kurse beschränkt:

„Aber es gibt kaum eine Kollegiatin oder ein Kollegiat, mit dem (oder der, Anm. d. V.) ich in der Pause zusammenhänge,

zusammensitze, diskutiere oder spreche. Kaum. Aber so, vorübergehend mal mit denen....ein Plausch oder so... mal anhalten, mit dem so über Kursus zu reden, das tue ich schon, aber... oder „Wie geht's?“ Man fragt, wie es ihm geht oder ihr... Also kaum... ja ich sehe sie, ich spreche mit ihnen, aber es gibt keine Pause, mit den ich eine halbe Stunde verbringe....oder eine Stunde mit den...“

Schließlich fällt Semra ein, daß sie tatsächlich nur ein paar deutsche KollegiatInnen kennt.

Hier stellt sich die Frage, warum sich keine engeren Kontakte mit deutschen KollegiatInnen ergeben.

Dieses Phänomen versucht sie folgendermaßen zu erläutern:

„Ich glaube, daß das... weil wir nicht so eng zueinander stehen... mit den Leuten. Z.B. meine beste Freundin, die ist in meinem Kurs, wir haben beide....alle zusammen dieselben Kurse.... und ich hänge die ganze Zeit in dem Kurs mit ihr, auch außerhalb den Kurs...“

Ihre beste Freundin ist auch eine Muslimin, die schon seit Beginn der Ausbildung ihre klare religiöse Orientierung auch durch die äußere Erscheinung, wie lange Kleider und ein Kopftuch, zum Ausdruck bringt. Das Kriterium der religiösen Zugehörigkeit ist für Semra bei der Freundschaftssuche von großer Bedeutung. Dementsprechend sind ihre meisten Freunde Moslems:

„Also, die meisten sind erstmal Moslems, die ich als Freunde mir ausgesucht habe... Und... Ja, es gibt aber unter den Deutschen Moslems, die ich kenne und die <ich> in der Moschee treffe und <mit denen> ich dann zusammen bin, oder rede oder bete... Ja... die sind alle nett natürlich, sehr... sie haben so einen ähnlichen Charakter wie ich, freundschaftlich und fair auf jeden Fall.“

Der nationale Hintergrund spielt laut Semra bei Begegnungen mit Deutschen, Türken bzw. anderen Ausländern keine Rolle. Schließlich kommt es auf die „Wellenlänge“ der Gesprächspartner an, sagt sie:

„Es gibt eben in meinem Kulturkreis, gibt's Leute, die ich nicht mag, und es gibt in anderen Kulturbereichen, wie deutschen oder anderen, Ausländer, mit denen ich mich gut verstehe und die richtig zu meiner Wellenlänge passen...“

So paßt zu ihrer Wellenlänge auch Tatjana, eine Aussiedlerin aus Rußland. Tatjana interessiert sich für die muslimische Lebensweise, denn ihr Freund ist ein türkischer Moslem und auch Kollegiat. Aufgrund dessen wurde sie in Semras Gruppe aufgenommen.

Differenzen in der Kommunikation

Nun gibt die Interviewpartnerin zu, daß Unterschiede in der Kommunikation zwischen deutschen und türkischen Gesprächspartnern vorhanden sind.

Diese resultieren wohl nicht aus den mangelnden Sprachkenntnissen der Kommunizierenden, meint sie, sondern aus einer „Distanz“, die zwischen deutschen KollegiatInnen und KollegiatInnen türkischer Herkunft als eine „unsichtbare Mauer“ spürbar ist:

„Vielleicht Distanz, die wir halten. Es gibt trotzdem... Auch wenn wir uns sehen, sprechen, gibt's trotzdem irgendwie eine Distanz: Es ist nicht... mal... daß man sich sofort unterhalten kann oder irgendwo über was Ernstes, mehr über..Unterricht oder so...: Trotzdem ist eine unsichtbare Mauer, glaube ich.“

In Kontakten mit Freundinnen und Freunden türkischer Herkunft empfindet Semra diese „Mauer“ nicht, denn sie fühlt sich in ihrem Kulturkreis verstanden und akzeptiert:

„Da gibt's keine Mauer bei denen. Die verstehen, was ich meine, was ich sage und sie akzeptieren mich, so wie ich bin. Sie sagen nicht: „Guck mal, so.. Du trägst jetzt ein Kopftuch, Du bist Türkin“.... die grenzen mich ab oder so....oder reden nur ein paar Wörter mit mir. Sie akzeptieren mich in jeder Form, sei es die Religion, sei es das Aussehen, sei es die Kleidung...“

Semra meint, daß es erst einmal eine Barriere in Begegnungen mit Leuten aus anderen Kulturkreisen gibt. „Es ist das Fremde“. Erst das gemeinsame Interesse kann die Mauer durchbrechen, was auch das Beispiel der Freundschaft mit Tatjana, mit der sie schon seit ca. einem Jahr befreundet ist, bestätigt.

Mit den Freundinnen wird über alles gesprochen, sagt sie. Dagegen besteht solche Offenheit gegenüber deutschen Jugendlichen nicht. Mit deutschen Jugendlichen, laut Semra, wird nur über bestimmte Themen, die vor allem mit der Schule zusammenhängen, geredet:

„Klar, gibt's da Unterschiede, weil... mit türkischen, also mit meinen besten Freundinnen, sagen mal so, es ist eine Gruppe

von 4-5 Leuten. Mit denen gehe ich schon mal auf so was wie intime Sachen ein: Welcher Junge gefällt uns oder... Was gefällt mir beim Anziehen oder was für eine Farbe gefällt Dir bei Unterwäsche? Aber bei den Deutschen, da ist es nur...oberflächlich: da sagt man eben: „Hallo, Wie geht's Dir? Wie ist Dein Kurs? Wie läuft's?““

Das Problem, neue Kontakte zu knüpfen

Am Oberstufen-Kolleg ist es für Semra nicht schwierig, neue Menschen kennenzulernen. Neue Kontakte ergeben sich oft in den Kursen, die sie besucht: sie haben jedoch einen eher oberflächlichen Charakter. Nur mit „gleichgesinnten“ Frauen mit Kopftuch sind die Kontakte enger.

„Ich weiß nicht, das kommt einfach irgendwann: Man sitzt zusammen im Kurs, man spricht miteinander, gut, ... man findet irgendwie eine Gesprächsebene mit den Freunden... mit den Leuten, und dann...spricht man in der Pause weiter, und dann trifft man sich nächste Pause, und man sitzt nur rum oder man findet Gleichgesinnte wie die anderen Mädchen mit Kopftuch...“

Neue Kontakte außerhalb des OS werden im Fall Semras kaum geschlossen. Es ergeben sich für sie erst einmal wenige Gelegenheiten, neue Menschen kennenzulernen. Wenn sie nach 17 Uhr aus der Schule nach Hause kommt, geht sie normalerweise nicht mehr aus. Es sei denn, es gibt einen Mädchentreff oder ein Familienfest, wo sie aber meistens schon alle kennt.

Semra stellt fest, daß man in Deutschland von Unbekannten auf der Straße oder im Bus nicht angesprochen wird, bzw. man spricht keine Menschen an, denen man in öffentlichen Verkehrsmitteln begegnet, und sie verhält sich genau nach diesem Verhaltensmuster, mit der Ausnahme, daß sie einem/r Türken/Türkin begegnet bzw. von ihm/ihr angesprochen wird. In den Augen Semras sind die südlichen Gesellschaften (sie meint Italiener, Türken) gesprächiger als die Deutschen, und es finden spontane Gespräche unter ihnen statt, auch wenn sich die GesprächspartnerInnen nicht gegenseitig kennen. Diese Beobachtung Semras bezieht sich auch auf die Türken, die in Deutschland leben:

„Es gibt überall freundliche und unfreundliche Menschen, aber <die Türken> sind gesprächiger, sie sind schneller bereit zu einem Gespräch.... Sie werfen sich in ein Gespräch rein.“

Sie wissen, wie die Menschen dort sind, so richtig..... Sie schäumen richtig über vor Gastfreundschaft und Liebe. Hier du gehst auf der Schulstraße oder du gehst überhaupt auf einer Straße. Dir kommt jemand entgegen: Türke sagen wir mal. Er lächelt dir zu, ich lächle ihm zu oder ihr. Wenn ein Deutscher entgegen...also kommt, und du guckst den an, dann ist da nichts, finde ich. Entweder guckt er weg oder... es ist genauso wie in Bussen. Du setzt dich neben einen Deutschen, nichts... bis du da bist, wo du hinwillst... Setzt du dich neben einen Türken und... irgendwann kommt ein Gespräch ... es ist anders... Und in der Türkei ist es noch mehr anders... In der Türkei ist es.... vielleicht ist es nur die Atmosphäre, die wärmer ist... nicht die Menschen. Es ist wärmer dort. Menschlichkeit ist noch vorhanden, dort... den anderen Menschen gegenüber... Hier traut man sich auch nicht, sagen wir mal. Nicht wenn man... Man kennt einen und dann ist es in Ordnung. Wenn man keinen kennt, dann scheut man sich auch, den anzusprechen..."

Neue Kontakte mit Deutschen bzw. Nicht-Muslimen außerhalb des OS zu schließen, ist für Semra kaum möglich. Sie selbst hat auch Hemmungen, fremde Menschen anzusprechen, denn sie hat die üblichen Verhaltensmuster bei Begegnungen mit Fremden, bei denen viel Distanz angesagt ist, verinnerlicht. Auch wenn sie nicht von diesen Verhaltensmustern begeistert ist, entspricht ihr Verhalten der Konvention, die sie in Deutschland als geltende Norm empfindet.

Die Begrüßung

„Bei den Deutschen ist nicht so herzlich wie bei uns. Das merkt man schon an der Begrüßung“

sagt Semra. Für sie ist die Begrüßung ein Ausdruck von Nähe oder Distanz, die kulturell bedingt sind.

Die Begrüßung unter Freunden oder Bekannten in Deutschland findet Semra im Vergleich zu der Türkei anders. Während die Begrüßung in deutschen Kreisen eher mit körperlicher Distanz praktiziert wird („...die geben sich vielleicht die Hand...“), kommen sich Türken (gemeint sind auch Kinder der 2. bzw. der 3. Generation) bei dem Begrüßungsakt mit Umarmungen und Begrüßungsküssen näher, was Semra persönlich etwas

unangenehm vorkommt:

„In der Türkei ist das noch schlimmer mit dem Küssen, ist schrecklich: Die küssen sich mehrmale auf die Wangen, und.... wenn ältere Leute kommen, dann küßt man... gibt man denen die Hand und küßt sie... das war... es ist ein Zeichen von Respekt. Ich habe das akzeptiert, daß das eine Form von... einem... Ja, es ist eine Form von Respekt. Man erweist dem Älteren Respekt, aber das mache ich auch jetzt nicht mehr, weil ich mich jetzt dem Islam mehr zuwende und jetzt weiß, Du darfst den Männern die Hand nicht geben, oder so ähnlich. Trotzdem aber bei so mehreren Leuten, die ich sehr gern habe, dann mache ich das, aber wenn ich den Kerl nicht so gut kenne und nicht mag, dann gebe ich ihm die Hand auch nicht und küsse ich ihm die Hand auch nicht. Mache ich nicht. Küssen tut man... natürlich nicht, sondern macht nur so...“

Laut Semra sind „Hallo, hi!“ oder „Salam“ die üblichen Begrüßungen im Oberstufen-Kolleg, und diese bevorzugt sie. Unter anderen muslimischen Mädchen sind aber Begrüßungsküsse ganz selbstverständlich:

„Zwischen Mädchen.... Mädchen machen die das schon, siehst Du ja. Aber ich mag sowas nicht. Man begrüßt sich: Salam... oder... ja Salam.“

Begrüßungsküsse schrecken Semra sogar ab:

„Bei den Mädchen, ja. Oh Gott, wie ich das hasse! Oh.....die kommen dann und... und das drei, vier Male. Ich hasse so was, aber was soll man machen, wenn sie dich dann hinzieht und mir einen Kuß aufdrückt? Denen habe ich gesagt: „Nee, Leute, das mache ich nicht mit, ich mag sowas nicht“ Und das war eine Zeit lang... war das weg. Und dann später, das kam wieder, daß sie wieder angefangen haben, wieder zu küssen und so... Nein...“

Mag ich nicht so gern. Es ist mir ein bißchen unangenehm. Vielleicht, weil ich das früher nicht so gelernt habe...“

An dieser Stelle möchte ich noch einmal erwähnen, daß Semra in Deutschland aufgewachsen ist und, bevor sie ihre Ausbildung am Oberstufen-Kolleg begonnen hatte, überwiegend mit deutschen Kindern und Jugendlichen in Kontakt war.

Die Begrüßungsform mit Küssen wurde normalerweise nur im engeren familiären bzw. verwandtschaftlichen Bereich praktiziert, aber nicht außerhalb dieses Bereiches. Auch zwischen Mädchen und Jungen aus der Verwandtschaft sind Begrüßungsküsse selbstverständlich. Wenn Mädchen in keinem Verwandtschaftsverhältnis zu den Jungen stehen, vermeiden sie die Körperberührung. Sie geben den Jungen nicht einmal die Hand:

„In unserer Religion heißt es sogar, man... Du sollst nicht dem Mann die Hand geben oder so...“

Semra gibt ihre Hand in manchen offiziellen Situationen trotzdem, wie z.B. bei Arztbesuchen, wo der Arzt üblicherweise seine Hand zur Begrüßung ausstreckt, denn sie will nicht allzusehr von der gesellschaftlich üblichen Verhaltensnorm abweichen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, paßt sich Semra mit ihrem Verhalten der Gesellschaft an, d.h. der Konvention bei der Begrüßung in diesem Fall:

„Doch. Ich tue es schon, weil ich finde, daß.... man sich anpassen sollte, obwohl man...ich bin zwar jetzt Moslem, aber ich muß mich der Gesellschaft anpassen. Wenn ich jetzt zu einem Arzt gehe, und er streckt mir die Hand entgegen, ich kann nicht sagen: „Oh Herr Doktor, nein“. Er untersucht mich doch sowieso. Dann muß ich das tun oder....dann mach' ich das...“

Ihre Freunde sind darüber informiert, daß sie normalerweise bei der Begrüßung die Hand nicht gibt:

„Nein, die wissen das selber und strecken mir nicht die Hand aus. Außerdem ist das unter Jugendlichen nicht so üblich, daß man sich die Hand gibt. Sagt man einfach „Hallo“ oder „hi“ oder „Morgen“...“

Das Zusammenleben der KollegiatInnen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen

Einerseits findet Semra das Zusammenleben der KollegiatInnen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen im Oberstufen-Kolleg unproblematisch, andererseits bemerkt sie, und dies schon nach einer kurzen Zeit, daß es mehrere unterschiedliche Gruppen von KollegiatInnen gibt, die sich entweder kaum begegnen, oder die Begegnung äußert sich im Streit bzw. in einem Konflikt. Sie findet, daß man vor allem in Kursen näher aneinander herankommt, wobei die

Herkunft für sie keine Rolle spielt:

„Weil man mit einem, sag man mal, einem Wildfremden, den man immer sieht, sitzt man... irgendwann zusammen in einem Kurs... jeder sitzt mit jemanden... mit jedem in einem Kurs... Das ist gut, so was wie: Jeder kennt jeden...da...das finde ich gut.

Wenn man jemand kennt, dann ist egal, woher er wegkommt... Und wenn man den mag, natürlich...“

Anders ist die Situation des gegenseitigen Austauschs in den Pausen. Schon in der Cafeteria stellt Semra eine Trennung zwischen den Kollegiatinnen und Kollegiaten nach kultureller Herkunft fest:

„Vorne sitzen die ganzen Türken und die Kurden und hinten die ganzen Deutschen und die anderen...“

Am schlechtesten verstehen sich die Türken mit den Kurden, meint sie:

„...ganz am Anfang (sie meint zu Beginn des Schuljahrs 1995/96) waren die Kurden gegen die Türken, die Türken waren gegen die Kurden, und jeder wurde gegen jeden irgendwie aufgeputscht...

Jetzt ist die Situation ein bißchen abgespannt. Jetzt ist das nicht so schlimm wie vorher.“

Semra findet, daß die Kurden im Oberstufen-Kolleg fast keinen an sich heraulassen. Dies ist für sie etwas Neues und gleichzeitig Fremdes. Auf der vorherigen Schule, erinnert sie sich, gab es diese Probleme zwischen Aleviten und türkischen Moslems nicht:

„...ich habe kaum türkische Freunde gehabt. Es waren Aleviten, es waren Kurden.... Gemischt war das, und wir haben uns so gut verstanden.... Nur auf dieser Schule wurde das zum Problem; hab ich nicht gekannt vorher...“

Aus ihrer Äußerung:

„Ich bin auch so aufgewachsen, daß jeder Mensch, woher er auch kommt, wertvoll ist. Das wurde mir beigebracht..., und daß man jeden akzeptieren und also, daß man ihn verstehen müßte....“

kann man erschließen, daß die Probandin offen auf Kontakte mit Kollegiatinnen und Kollegiaten, unabhängig von ihrem kulturellen Hintergrund, eingestellt ist.

Allerdings beobachte ich, daß Semra sich mit einigen muslimischen

Mädchen und einer Aussiedlerin aus Rußland (Tatjana) am wohlsten fühlt. Sie verbringt mit ihnen die meisten Unterrichtspausen, und zwar im „Internationalen Literaturcafé“.

Das „Internationale Literaturcafé“ ist mein Stammpplatz....

Für Semra ist das „Internationale Literaturcafé“ wie eine „neutrale Zone“, sagt sie. Sie findet die Atmosphäre dort ausgesprochen gut; denn sie kann sich dort vom Schulalltag distanzieren. Dort fühlt sie keinen Druck zur Anpassung, und sie kann sich auch auf türkisch unterhalten:

„Es ist ein bißchen ein Stück Zuhause“

Neue Kontakte kommen im „Internationalen Literaturcafé“ nicht zustande, meint sie, *„weil das immer dieselben sind, die dort hinkommen“*.

Die Besucherinnen und Besucher des Cafés haben einen verständnisvollen und freundlichen Umgang miteinander, bemerkt sie, wobei die Kontakte auf einer ziemlich persönlichen Kommunikationsebene ablaufen und meistens auf eine Gruppe konzentriert sind.

Trotzdem ergibt sich auch hinzukommenden Gästen gegenüber eine vertraute Atmosphäre im „Internationalen Literaturcafé“, die Semra an folgendem Beispiel darstellt:

„Einer macht Tee und alle trinken davon. Das ist...man spricht den andern: „Willst Du auch einen Tee?“, auch wenn Du ihn nicht kennst. Z.B. da ist ein Junge mit so langen Haaren, oder ein Mädchen, die Blonde mit der Brille, wenn wir einen Tee machen: „Willst Du auch einen Tee? Du kannst ruhig nehmen“, oder wenn die Tee machen, dann trinken wir auch...“

Und was wird in den Pausen sonst gemacht?

„Wir sitzen nur rum, wir spielen miteinander...OK heißt das Spiel, wir spielen Karten, wir machen Hausaufgaben, wir besprechen wichtige Dinge, wir veranstalten Treffen dort, wir essen dort...“

Semras Besuche im „Internationalen Literaturcafé“ finden (auch ein Jahr nach dem Interview) immer noch regelmäßig statt. Der Freundinnenkreis wurde durch eine neue muslimische Kollegiatin erweitert.

Religion, Partnerschaft und Familienvorstellungen

Semra ist in einer muslimischen Familie aufgewachsen und wurde nach dem Koran erzogen. Ihre beiden Eltern sind „*sehr gläubig*“, sagt sie, wobei sie die Intensität des Glaubens ihres Vaters über die Intensität des Glaubens ihrer Mutter stellt.

Semra wurde nach einem halben Jahr des OS-Besuchs klar, daß sie sich völlig mit ihrer Religion identifizieren möchte. Sie trägt ein Kopftuch wie ihre anderen muslimischen Freundinnen und setzt sich zum Ziel, ihr Leben nach dem Koran zu richten:

„Ich bin aber ein Moslem, und ich mache das, was mir der Koran vorschreibt. Nicht, was mir die Leute vorschreiben. Oder die Gesellschaft.“

Ich werde bald anfangen, fünf Male am Tag zu beten.“

Der Glaube ist für Semra eine sichere Orientierung und ein starker Halt:

„Ich finde, daß das sehr starker Halt für mich ist.“

Das ist ein Halt für mich. Wenn ich eine Christin wäre, dann würde ich auch die Sachen machen, die uns die Bibel vorschreibt.“

Das Leben nach dem Koran auszurichten, bedeutet für Semra auch, einen muslimischen Mann zu heiraten, denn nur ein muslimischer Partner wäre imstande, laut Semra, sie zu verstehen. Ein Christ bzw. ein Deutscher könnte sich nicht „*in ihre Situation hineinversetzen*“, meint die Interviewpartnerin:

„Es ist so: wenn ich einen Christen heiraten würde, habe ich ja gesagt, das geht nicht....“

Ein Deutscher könnte mich bestimmt nicht verstehen, wenn ich ihn heirate... Oder könnte sich nicht in meine Situation hineinversetzen.“

Semra würde aber nicht jeden beliebigen Moslem heiraten, denn sie ist eine selbstbewußte Frau, und es käme für sie nur ein muslimischer Partner in Frage, der „*genau auf ihrer Wellenlänge sei*“.

Eine Ehebeziehung, in der die Frau nur als Hausfrau und Mutter fungiert, die immer wieder Kinder gebiert und sich mit deren Erziehung beschäftigt, kann sich Semra gar nicht vorstellen. Für die Zukunft plant sie, als Biologin zu arbeiten. Falls sie dann auch eine Familie gründen sollte, würde sie nicht der Familie wegen den Beruf aufgeben, denn auch der Mann, laut Semra, „*könnte auf die Kinder aufpassen*“.

Dies ist eine sehr emanzipierte Einstellung zur Familie, die Semra vermutlich aus der modernen, pluralistischen Gesellschaft der Deutschen übernimmt. Ob sie sich jedoch in Zukunft danach verhält, bleibt noch offen.

Meine Identität.... ich identifiziere mich mit meinem Islam und mit meiner Kultur.....woher ich komme...

Für Semra sind ihre Religion und ihre kulturelle Herkunft die wesentlichen Merkmale ihrer Selbstidentifikation. Aber ebenso hat sich ihre Identität in der Berührung mit der „deutschen Kultur“ gebildet. In dem Interview definiert sie sich mal als Muslimin, mal als Türkin, mal sagt sie, daß sie sich „international“ fühlt:

„Ich kann nicht sagen, ich fühle mich türkisch oder deutsch. Es geht nicht, ich kann das nicht trennen...

Also fühle ich mich irgendwie international. Ich fühle mich nicht Bielefelderin oder Deutsche oder Türkin: Aber ich bin eine Türkin, das weiß ich. Ich komme aus der Türkei, ich darf meine Kultur nicht vergessen, ich darf nicht.....ich darf nicht vergessen, also woher ich komme und was aus mir wird.“

Semra ist in zwei Kulturen aufgewachsen: zu Hause in der traditionellen muslimischen, draußen in der modernen westlichen Kultur der Mehrheitsgesellschaft.

Zu ihren Erfahrungen, in und mit zwei Kulturen zu leben, äußert sich die Probandin folgendermaßen:

Ja, ich finde... es ist beiderseitig, weil meine Eltern natürlich haben mich so aufgezogen, daß ich mit dem Islam, mit unserer Kultur aufgewachsen bin, mit unserem religiösen.... und in Deutschland bin ich irgendwie.... in deutschen Schulen bin ich aufgewachsen mit Deutschen..... mit der deutschen Kultur..... mit der deutschen religiösen.....beidseitig aufgewachsen, zwei Kulturen.... mit zwei Kulturen. Aber für mich ist das irgendwie nicht ein negatives Aspekt, sondern ein positives Aspekt. Jetzt. Früher war das nicht so: als ich ein Teenager war, war das die Hölle für mich: ich wußte nicht, wohin ich gehöre....Manchmal war ich Türkin, dann war ich wieder.....irgendwo mit den Deutschen irgendwie in der Kultur. Aber damals, war's für mich nicht gut mit zwei Kulturen zu sein, aber jetzt ist das für mich

ein Plus, weil ich eingesehen habe, daß das eine positive Erfahrung gewesen ist...

Jetzt bin ich beides irgendwie. Ich habe beides....ich habe von beiden das Beste genommen und das Beste gemacht...

Nach der Schwierigkeit, eine „Balance“ zwischen zwei Kulturen zu finden, die sich insbesondere in der Adoleszenz als ein gravierendes Problem zeigte, findet Semra gegenwärtig, und dies nachdem sie ihre Entscheidung für die muslimische Identifikation getroffen hat, ihr Leben in zwei Kulturen als eine Bereicherung.

„Da bin ich Deutsche, hier bin ich Türkin“

Semra verfügt über eine unbefristete Aufenthaltsberechtigung. Somit ist ihr Aufenthalt in Deutschland erst einmal geregelt. Sie möchte aber einen deutschen Paß beantragen:

„Das ist besser für meine Zukunft“

sagt sie, und sie hofft, mit dem deutschen Paß bessere Chancen zu haben, sowohl im geplanten Studium als auch später bei der Arbeitssuche. Es geht ihr bei der Beantragung des Passes um mehr Rechte, z.B. das Wahlrecht. Ansonsten würde der deutsche Paß ihre Identität nicht verändern, meint sie.

Auf meine Frage:

„Was würde dieser Paß für dich noch bedeuten?“

antwortet sie:

„Nichts. Mehr nichts. Nur Rechte. Er bedeutet nicht, daß ich Deutsche werde, auf keinen Fall“.

Sie meint, daß der „Reichtum“, den sie und ihre Eltern in Deutschland haben, keine Entschädigung für die verlassenen Verwandten, zerrissenen bzw. abgebrochenen familiären Bindungen ist. Hinzu kommt noch das Phänomen der Nicht-Zugehörigkeit, sowohl zur deutschen wie auch zur türkischen Gesellschaft, die sich durch eine gewisse Art von Nicht-Akzeptanz bzw. Ablehnung bemerkbar macht. In Deutschland ist sie „Türkin“, in der Türkei wird sie als „Deutsche“ angesehen:

„Wenn wir dort hingehen, dann sagen sie: „Oh Gott! Die aus Deutschland kommen.“ Wenn wir hier sind, die sagen: „Oh, die Türken, die aus der Türkei kommen“. Also da bin ich Deutsche und hier bin ich Türkin.“

Auch wenn Semra sagt, daß Bielefeld ihr „Zuhause“ ist, denn sie ist hier

aufgewachsen und kennt diese Stadt gut, fühlt sie sich doch in Deutschland als Fremde, als Türkin.

Obwohl sie schon seit ihrem dritten Lebensjahr in Deutschland lebt und hier ihre Sozialisation auch außerhalb des familiären Bereichs erworben hat, ist Deutschland für sie nur teilweise ihre Heimat geworden. Sie meint, daß sie sich assimiliert bzw. angepaßt hat. Damit drückt sie aus, daß viele Selbstverständlichkeiten, die sie in der Mehrheitsgesellschaft vorfindet, nicht zum Repertoire ihrer eigenen Selbstverständlichkeiten gehören:

„Halb-halb. Man hat sich angepaßt, sozusagen assimiliert, aber es ist nicht das, was hier im Herzen ist. Das ist immer noch Türkei. Also ich will auch irgendwann zurück. Ich will nicht für immer hier leben. Dafür sind mir die Menschen zu kalt.“

Als Konsequenz der Fremdheit und des Anpassungsdrucks in Deutschland werden Semras Träume von einer Rückkehr in die Türkei offensichtlich. Besonders stark machte sich der Wunsch während der letzten Sommerferien in der Türkei bemerkbar, wo sie sich bei ihren Verwandten zuhause fühlte:

„Ich war dieses Jahr im Sommer 2 Monate in der Türkei: Das war ein Traum. Ich wollte gar nicht mehr zurück.

Das war das Beste, das waren die besten Ferien, die ich im Leben hatte: Ich bräuchte nicht irgendwo hingehen, nur weil ich Ferien hatte und... nee, ich möchte nicht.... Ich habe auch geschuftet wie ein Tier, um den Haushalt überhaupt richtig in Gang zu halten. Ich habe so richtig mitgemacht, als würde ich dazu gehören.... Die haben auch gesagt: „Och, Du gehörst jetzt zu uns, Du brauchst nicht mehr weggehen. Du gehst nicht mehr weg.“ Ich habe sogar einen Heiratsantrag gekriegt. Deswegen. Bleib ruhig da. Ich heirate dich und dies und das.... Ich fühle mich schon ganz zu Hause dort: ich weiß, daß ich jetzt einen Platz da habe. Früher habe ich nicht gedacht, daß es so wäre.... weil ich kam für 3 Tage, blieb einen Tag, ging irgendwohin, ich war auch nie allein da, immer mit meinen Eltern. Diesmal war ich allein, war ich erst mit der ganzen Familie zusammen, richtig... familiäres alles... Es war sehr, sehr gut... Hat mir sehr gut gefallen. Ich werde bald wieder hinfahren, aber leider nur für vier Wochen... Leider... Oh Gott.... Ich kann kaum daran denken, ohne nervös zu werden, weil mir das so gut gefallen

hat...“

Nach dem längeren Aufenthalt in der Türkei gefällt Semra das Leben dort viel besser als in Deutschland, wo sie beginnt, alles Türkische zu glorifizieren:

„Alles. Alles. Vom Land an bis auf die Leute, bis... alles: Architektur, die Leute, das Essen, alles: Die Verwandten auf jeden Fall. Ich liebe unsere Verwandten.“

Sie vermißt die Verwandten und stellt fest, daß z.B. die türkischen Feste in Deutschland im Vergleich zur Türkei nur noch im kleinen Rahmen gefeiert werden. Dabei verlieren sie an Bedeutung und werden nicht mehr so intensiv erlebt, was sie als Verlust empfindet:

„Sie sind verstreut. Die meisten sind in der Türkei, ein paar in Dänemark, und wir sind als einzige in Deutschland.

Die Familie vermißt man. Vor zwei Tagen war... Das ist das Zuckerfest, wie ihr sagt.... Da rufen die Jüngerer die Älteren an, um zu gratulieren. Eigentlich ist das so, daß man zu denen geht, um zu gratulieren. Eigentlich ist das so, daß man zu den Älteren hingeh, aber wenn man nicht gehen kann, schreibt man den eine Karte oder telefoniert mit denen.

Als ich die Stimmen aller wiedergehört habe, ich dachte: Och... wieso bin ich wieder zurückgekommen? Wirklich, das ist ziemlich schlimm, an Festen und so hier in Deutschland zu sein. Das sind keine Feste für uns: Das sind Arbeitstage wie jede andere, nur man kriegt ein paar Besucher, damit hat sich die Geschichte. Leider. In der Türkei werden diese Feste riesig gefeiert: schulfrei, arbeitsfrei... euh... man macht Straßenzüge... man geht sich besuchen... man bringt Geschenke... es ist besser als hier... das vermisste ich auf eine Art und Weise..“

Durch die Besuche in der Türkei werden Semra noch andere kulturelle Differenzen zwischen dem Leben in Deutschland und der Türkei auffallen:

Gastfreundschaft wird bei uns sehr groß geschrieben....

In den Augen Semras sind Spontaneität und Gastfreundschaft der Türken gar nicht vergleichbar mit der der Deutschen.

Sie erinnert sich zum Beispiel an spontane Treffen mit ihren Cousins und Cousinen in Istanbul, die dort ohne große Vorbereitung stattfinden. Im Vergleich zu Deutschland werden einige Unterschiede deutlich, denn

in Deutschland muß, laut Semra, alles geplant und organisiert werden:

„Ich habe ganz viele Cousins und Cousinen in Istanbul, wenn wir mal... irgendwie Langeweile haben, rufen wir einfach die ganze Jugend zusammen, werfen irgendwo eine Cassette oder eine CD rein.... und tanzen einfach miteinander. Da wird irgendwie... irgend etwas zum Essen gemacht, oder man kauft mal Kekse und so... wird einfach gefeiert... Es ist ganz leicht da..... Hier muß man alles organisieren, und dies und das... ganz nach Plan..., und da kann man auf einmal alles loslegen. Das finde ich gut.“

Außerdem meint Semra, daß die Deutschen bürokratisch, etwas menschenscheu, gastscheu und nicht so herzlich wie die Türken sind.

„Sie haben nicht dieses Temperament, glaub ich, was die Südländer so haben.....

Das merkt man schon an der Begrüßung. Sie geben sich vielleicht die Hand oder so.... wenn mein Onkel kommt, stürze ich mich auf ihn, umarme ihn erstmal so richtig und gibt.... küsse ihn so.... daß ich erstmal genug habe von ihm, und dann setze ich mich neben ihn und stehe 10 Minuten so überhaupt nicht auf.

Ich glaube, die Deutschen, die haben das ein bißchen verlernt (die Herzlichkeit - meint sie)... Sie sind ja ein bißchen steif geworden... in dem ... Sinne.

Da sind die Russen ganz anders, finde ich... Das ist mit den Russen und den Polen, polnischen Leuten anders.“

Sie berichtet, daß sich türkische und auch andere ausländischen Familien auf einen Besuch sehr großzügig vorbereiten, indem sie ihren Gästen mehrere Salate, mehrere Sorten von verschiedenen Gerichten und Süßigkeiten anbieten. Dagegen sei es üblich, laut Semra, daß die deutschen Gastgeber ihren Besuch ganz bescheiden empfangen. Ein „Kartoffelsalat“ scheint hier, laut Semra, die typische Speise zu sein:

„Gastfreundschaft wird bei uns sehr, sehr groß geschrieben. Und das ist überall so, ich glaube. In der Türkei, nicht nur da, wo wir herkommen..

Also, die Tunesier sind auch so: Die sind sogar noch bestrebt in der Sache von Gastfreundschaft als die Türken, sage ich mal so...

Die Jugoslawen sind auch sehr nett, und so. Sie sind auch sehr gastfreundlich. Ich kenne eigentlich kein anderes Volk, das so.... ich würde nicht sagen gastunfreundlich ist....., sondern gastscheu ist, wie die Deutschen.“

Mit der Gastfreundschaft der Deutschen gibt sich Semra zwar nicht zufrieden, aber doch sind die Deutschen in Sachen „Wirtschaft“ einfach sehr gut:

„Auf jeden Fall ihre ... ich weiß nicht... ihre Wirtschaft ist sehr gut... Wie man ein Land in Schwung hält, das müssen wir noch lernen. Dabei ist unsere Region ziemlich mies. Sie wissen nicht, wie man eine Wirtschaft aufbaut, wie man das Land wieder bewirtschaftet oder so.... wie man richtig vermarktet... Aber wir lernen das noch...“

Die Sprache

Da Semra seit ihrer Kindheit in Deutschland lebt, spricht sie gutes Deutsch. Allerdings ist sie mit ihren Grammatikkenntnissen in Deutsch nicht ganz zufrieden. Deutsch hat sie als Zweitsprache gelernt. Ihre Muttersprache ist Türkisch, und es ist wichtig für sie, gut Türkisch sprechen und schreiben zu können, denn ihre Muttersprache ist ein wichtiger Bestandteil ihrer Identität:

„Ich möchte nicht angepaßter werden....

Ich mache gerade Türkisch „fünf“. Zum Glück...

Ich möchte nicht meine Sprache verlieren, ich möchte nicht meine Religion verlieren.“

Die türkische Sprache gewinnt an Relevanz auch durch die Option, in die Türkei zurückzukehren:

„Ich muß irgendwie einen Halt haben. Und außerdem möchte ich irgendwann mal zurück, habe ich ja gesagt.“

Mit den muslimischen Freundinnen unterhält sich Semra in sog. Mischsprache deutsch-türkisch bzw. türkisch-deutsch:

„Wir haben eine internationale Sprache: deutsch-türkisch also. Manche Wörter kommen auf Deutsch, manche auf Türkisch... Wenn ich auf Türkisch spreche, dann fällt mir ein Wort nicht ein: was war das... dann sage ich das auf Deutsch; ja, die verstehen's...“

Besser kann sie sich jedoch auf Deutsch ausdrücken, und seitdem auch

Tatjana zu ihrem Freundinnenkreis gehört, wird fast nur Deutsch gesprochen. Semra hat nichts dagegen, wenn sich KollegiatInnen in ihren Herkunftssprachen unterhalten. Ein Problem stellt sich nur dann dar, wenn in ihrer Anwesenheit ausschließlich in einer Fremdsprache kommuniziert wird, die sie nicht kennt, während sie gar keinen Gesprächspartner oder Gesprächspartnerin hat:

„Nein, es stört mich nicht, weil wir es auch tun,....aber nicht andauernd,...so zwischendurch auch mal deutsch, daß ich auch ein bißchen mitkriege, was sie reden,....aber sie können auch russisch sprechen oder italienisch oder jugoslawisch oder kurdisch....“

Die Bedeutung interkultureller Kommunikation im Unterricht Wirtschaftsdeutsch

Andrea Rita Severeanu

I. Was versteht man unter Wirtschaftsdeutsch?

II. Weshalb spielt interkulturelle Sensibilisierung gerade im Unterricht Wirtschaftsdeutsch eine besonders wichtige Rolle?

Vorliegende Arbeit ist ein Versuch, Antworten auf diese beiden Fragen vorzuschlagen.

I. Was versteht man unter Wirtschaftsdeutsch?

Es ist gar nicht so einfach, den Bereich zu definieren, den man als Wirtschaftsdeutsch bezeichnet. In der Fachliteratur trifft man nicht selten sogar unterschiedliche Bezeichnungen wie Fachsprache Wirtschaft, Wirtschaftssprache, Wirtschaftsdeutsch. Die Meinungen der Theoretiker bezüglich der Frage, ob es hier auch um inhaltliche oder nur um terminologische Differenzierungen geht, sind unterschiedlich.

In ihrem Aufsatz *Fachsprache Wirtschaft - gibt es die?* äußert sich Rosemarie Buhlmann diesbezüglich wie folgt: *„Der Ausdruck ‘Wirtschaftsdeutsch’ oder ‘Fachsprache Wirtschaft’ ist ein Sammelbegriff für diese Fachsprachen, die von Personengruppen mit unterschiedlicher Vorbildung, unterschiedlichen Tätigkeiten und unterschiedlichen Kommunikationszielen und -formen in einem beruflichen, akademischen und/oder ausbildungsbedingten Umfeld benutzt werden, das irgendwie mit Wirtschaft zu tun hat. Wir müssen also davon ausgehen, daß das, was als ‘Fachsprache Wirtschaft’ bezeichnet wird, die Summe der in der Wirtschaft bzw. in der wirtschaftsbedingten Kommunikation benutzten Fachsprachen ist.“*¹

Ein Kurs Wirtschaftsdeutsch kann je nach Zielgruppe folgende Inhalte umfassen: Wirtschaftsgeographie, Bankwesen, Export - Import, Rolle der EG aber auch Geschäftskorrespondenz, Telefonieren, Unternehmenspräsentationen, Verhandlungsgespräche, Produktvorführungen, Konferenzen u.s.w.

Ein Kurs Wirtschaftsdeutsch im Fremdsprachenunterricht muß in erster Linie sprachliche Handlungsfähigkeit vermitteln. Die Vermittlung der besonderen sprachlichen Kompetenz wird anhand der aufgezählten Inhalte je nach Bedürfnisse der Kursteilnehmer vorgenommen. Es ist nämlich bei der Gestaltung des Kurses von großer Bedeutung, ob es sich um Studenten handelt, die sich auf ein Fachstudium vorbereiten, um Teilnehmer, die sich auf den Berufsalltag vorbereiten, um Geschäftsleute, um Techniker, Fachleute u.s.w.

Ursula Frenser versucht im Aufsatz *Landeskunde in Wirtschaftsdeutschlehrwerken* den komplexen Bereich des Wirtschaftsdeutsch zu umschreiben: *“Um Lerninhalte zielgruppenspezifisch auswählen zu können, muß man sich zunächst eine Gliederung des Bereichs Wirtschaft vor Augen führen. Abbildung 1: Gliederung des Bereichs Wirtschaft”*²

Aus diesem Schema geht eine Differenzierung zwischen wissenschaftlicher Fachsprache Wirtschaft und Berufssprache Wirtschaft hervor. Die Autorin vertritt die Auffassung, daß zur Berufssprache die mündliche und schriftliche Kommunikation im Unternehmen, genannt interne Unternehmenskommunikation und zwischen Unternehmen, genannt externe Unternehmenskommunikation gehören. *“Eine weitere Möglichkeit zur Erfassung relevanter Inhalte der Berufssprache Wirtschaft läßt die Unterscheidung zwischen mündlichen und schriftlichen Textsorten in der Unternehmenskommunikation zu. Abbildung 2: Wirtschaftskommunikation am Beispiel eines Produktionsbetriebs.”*³ Außerdem müssen im Unterricht Wirtschaftsdeutsch auch die fachlichen Besonderheiten und die Terminologie der verschiedensten Branchen berücksichtigt werden: Chemie, Elektronik, Automobilindustrie, Nahrungsmittelindustrie u.s.w.

Ein anderer Aspekt, der beachtet werden muß, ist die Beziehung der Kommunikationspartner untereinander, es geht dabei sowohl um fachliche als auch um soziale Beziehungen, zum Beispiel: Chef - Angestellter, Meister - Azubildender, Vertreter - Kunde, Käufer - Verkäufer u.a.

Es ist möglich eine Einteilung der Textsorten vorzunehmen, die im Unterricht Wirtschaftsdeutsch hilfreich sein kann: *“Wirtschaftsdeutsch setzt sich zusammen aus Texten der Fachsprache, der komplexen Berufssprache und aus Texten, die Wirtschaft zum Thema haben.”*⁴

1. wissenschaftliche Fachsprache: - Monographien
- Fachbücher
2. Berufssprache: - mündliche und schriftliche
Unternehmenskommunikation
- Telefongespräch
- Korrespondenz
- Verhandlungen
3. landeskundliche Informationen über Wirtschaft: - Schaubilder
- Diagramme
- Zeitungsartikel
- Broschüren
- Werbetexte

Eine genauere Aufteilung des Textsortenbestandes nimmt Rosemarie Buhlmann in dem bereits zitierten Aufsatz über 'Fachsprache Wirtschaft' vor:

1. Externe Unternehmenskommunikation (Kommunikation von Betrieb zu Betrieb):

- Brief, Telex, Telefongespräch, Rechnungen, Lieferscheine, Formulare, Ein- und Ausfuhrpapiere, Zolldokumente, Verträge, Werbetexte.

2. Interne Unternehmenskommunikation (Kommunikation im Betrieb):

- Bericht, Analyse, Statistik, Rundschreiben, Telefongespräch, Konferenz, Sitzungsprotokoll, Produktionsplan, Kostenrechnung, Bilanz, Jahresabschluß.

3. Kommunikation in der Ausbildungssituation (Hochschule, Berufsschule, Universität):

- Vorlesung, Fachvortrag, Monographie, Handbuch, Kommentare, Zeitschriften, Informationsschriften der Behörden.

4. Allgemeine Informationen:

- Lexikon, Monographie, Handbuch, Kommentare, Zeitschriften

5. Aktuelle Informationen:

- Zeitung, Zeitschrift, Magazin, Wirtschaftsnachrichten im Rundfunk, Fernsehen und Internet, Werbetexte, Informationsschriften der Banken und der Behörden.

II. Weshalb spielt interkulturelle Sensibilisierung gerade im Unterricht Wirtschaftsdeutsch eine besonders wichtige Rolle?

Wie bereits darauf hingewiesen wurde, wird Deutsch als Zielsprache und Zielkultur vor dem Hintergrund der veränderten politischen Voraussetzungen in Europa eine immer wichtigere Rolle, insbesondere in wirtschaftlichen Bereich, einnehmen.

Unter diesen Bedingungen ist das wachsende Interesse nicht deutschsprachiger Geschäftsleute, die Deutsch lernen möchten, leicht zu erklären. Speziell auf Wirtschaftsdeutsch ausgerichtete Sprachkurse gewinnen immer mehr an Bedeutung, *„wobei der Erwerb sprachlicher Handlungsfähigkeit im Bereich mündlicher Kommunikation gerade bei Geschäftsleuten primären Stellenwert einnimmt.(...) Eine Vielzahl von Berichten über ‘critical incidents’ in internationalen Verhandlungen und über das Scheitern von Geschäftsbeziehungen aus Gründen kulturell bedingten Mißverstehens belegt (...), daß eine Effizienz fremdsprachiger Verhandlungstrainings nur unter der Voraussetzung ihrer Einbindung in interkulturelle Lernkonzeptionen erreichbar ist “.*⁵

Interkulturelles Lernen heißt, Kennenlernen der kulturellen Eigenheiten eines Volkes. Mit der Zielsprache wird auch ein kulturgeprägtes Weltbild mitgelernt. Dabei ist es aber oft schwierig eine klare Trennung zwischen landeskundlichen, kulturellen und fachlichen Informationen einzuhalten, vor allem unter dem Aspekt interkultureller Kommunikation.

Die Schwierigkeiten beginnen schon bei der Definierung des Begriffes Landeskunde. Zu Landeskunde gehören Bereiche wie: Kulturanthropologie, Politik, Sozial-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Geschichte, Kunstgeschichte, Geographie sowie Informationen über die Lebensgewohnheiten, in unserem Falle der Deutschen, wie die Deutschen wohnen, arbeiten, ihre Freizeit verbringen u.s.w. *„Es läßt sich festhalten, daß Landeskunde im Bereich Wirtschaftsdeutsch mindestens die folgenden zwei Komponenten berücksichtigen muß: ‘Lexikonwissen’ über die Wirtschaftsnation Deutschland und interkulturelles Wissen, das auf interkulturelle Kommunikation vorbereitet.“*⁶

Landeskunde im Wirtschaftsdeutschunterricht muß also zusätzlichen Forderungen entsprechen. Sie muß faktenorientiert sein, sie muß die Wirtschaft der Bundesrepublik Deutschland charakterisieren, sie muß konfrontativ arbeiten, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Gesellschaftsstruktur und im

Wirtschaftsleben bewußt zu machen. Gleichzeitig müssen interkulturelle Aspekte der schriftlichen und mündlichen Kommunikation vermittelt werden. Erst ausreichendes landeskundliches und kulturelles Wissen und Erfahrung ermöglichen eine positive Kommunikation. Der interkulturelle Aspekt ist besonders für den Bereich der internationalen Wirtschaftskommunikation wichtig. Die erforderliche Sensibilisierung für interkulturelle Kommunikation muß der Fremdsprachenunterricht leisten. Der Lernende, Student oder Geschäftsmann, der bestimmte Inhalte aus dem Studium oder aus dem Berufsalltag kennt, muß den Transfer von seiner Muttersprache in die entsprechende Fremdsprache leisten und sich mit den kulturellen Eigenheiten der Zielsprache vertraut machen.

Der *“Fremdsprachenunterricht kann für die Fremd- und Eigenperspektive sensibilisieren, das heißt so viel Informationen wie möglich über die fremde Kultur geben und die kulturell geprägten Erwartungen, wenn möglich im Kontrast bewußt machen.”*⁷ Es ist aber nicht ratsam Verhaltensrezepte zu geben, denn das kann leicht ins Gegenteil ausarten und die Kommunikation verhindern. Es gibt Wirtschaftsdeutschlehrwerke, die *“postulieren Verhaltensregeln, deren Befolgung den Kontakt mit der fremden Kultur erleichtern soll. Entsprechende Kenntnisse sind in mancherlei Hinsicht (...) hilfreich, schützen aber in konkreten andersartigen oder auch ähnlichen kulturellen Überschneidungssituationen kaum vor Mißverständnissen. Im Gegenteil: Eine Beschränkung auf Informationsaspekte verleitet (...) leicht dazu, unzulässige Generalisierungen vorzunehmen. Auf diese Weise werden Stereotype und Vorurteile eher zementiert als abgebaut, so daß sich das Lernziel, interkulturelle Kompetenz zu erwerben, leicht in sein Gegenteil verkehrt.”*⁸

Beispiel: Die Deutschen lernen, daß sich Engländer bei der Begrüßung nicht die Hand geben. Wenn der Engländer aufgrund seiner Einschätzung deutscher Begrüßungskonventionen, mit ausgestreckter Hand auf den Deutschen zugeht und dieser trotzdem mit auf dem Rücken verschränkten Armen seinen englischen Geschäftspartner begrüßt, kann das als unhöflich, abweisend, verunsichernd oder sogar als beleidigend empfunden werden.

Es ist aber nicht unbedingt notwendig auf fremde Beispiele zurückzugreifen, man denke einfach an die unterschiedliche Art zu telefonieren zum Beispiel hier in Rumänien und in Deutschland und welche Mißverständnisse sich aus

der Unkenntnis dieser Gewohnheiten ergeben können.

Um solche und ähnliche Mißverständnisse und interkulturelle Überschneidungssituationen vorzubeugen, zu verhindern oder sie überbrücken zu können, wenn sie nicht mehr zu vermeiden sind, muß man auf die kontrastive Vermittlung sprachlicher und kultureller Kenntnisse zurückgreifen. Das kann im Fremdsprachenunterricht mit Hilfe allgemenkultursensibilisierender Rollenspiele realisiert werden.

Zur Landeskunde und Problematik der Interkulturalität im Wirtschaftsdeutschunterricht wären noch außer den angesprochenen Aspekten folgende hinzuzufügen: Kenntnisse aus der klassischen Mythologie, Kenntnisse aus der Biologie, aus der Zeitgeschichte, Verstehen von Witz und der zugrundeliegenden Ironie, Verstehen der deutschen Wortspiele und Redewendungen. Ideal ist es, diese Aspekte im Unterricht in Form von Fallbeispielen zu vermitteln. *“Die Kommunikationsformen innerhalb eines kulturellen Systems werden also in diesem Wirtschaftsbereich von denen aus einem anderen modifiziert; damit wird natürlich auch auf den Sprachbestand Einfluß genommen. Dies impliziert aber auch die Aussage, daß sich Darstellungsformen und -stile im Bereich der Wirtschaftswissenschaften innerhalb kultureller Systeme unterscheiden können.”*⁹

Generell gesehen, gibt es zwei Ansätze, Interkulturalität im Unterricht zu vermitteln. Die eine Möglichkeit ist der kulturspezifische Ansatz, die andere, der allgemein-kulturelle Ansatz. Der kulturspezifische Unterricht beabsichtigt die Verbesserung der Kommunikationsfähigkeit mit Angehörigen einer bestimmten anderen Kultur. Der allgemein-kulturelle Ansatz dagegen, beabsichtigt eine generelle Verbesserung der Fähigkeit zur Kommunikation mit Angehörigen beliebiger anderen Kulturen, *“auf dem Wege einer allgemein interkulturellen Sensibilisierung. Zu den Komponenten eines solchen allgemein-interkulturellen Trainings zählen u.a. die Reflexion der Kulturabhängigkeit des eigenen Denkens und Handelns, die Fähigkeiten, interkulturelle Kontakte in ihrer Prozessualität zu reflektieren(...) Kontaktsituationen antizipieren zu können, ‘critical incidents’ über ihren konkreten Kontext hinaus als Repräsentanten allgemein kultureller Orientierungsmuster zu deuten und auf diese Weise Strategien zur Vermeidung von Mißverständnissen zu entwickeln”*.¹⁰ Beide Methoden haben Vor- und Nachteile. Bei dem allgemein-kulturellen Unterricht wird der lange Zeitaufwand bis zum Erreichen

des Lernzieles und die mangelnde Spezifizierung der vermittelten Kenntnisse bezogen auf konkrete interkulturelle Kontakte als Nachteil empfunden. Im Gegensatz dazu könnte der kulturspezifische Unterricht im Extremfall zur landeskundlichen Informationsstunde reduziert werden.

Man kann nicht eindeutig behaupten, die eine Methode wäre besser als die andere, deswegen muß man im Unterricht die verschiedenen Methoden so zu kombinieren versuchen, daß es der konkreten Unterrichtssituation und den Bedürfnissen der Zielgruppe am besten entspricht.

Anmerkungen

¹ Rosemarie Buhlmann, *Fachsprache Wirtschaft - gibt es die?* In : *Jahrbuch DaF*, Bd. 15, München, 1989, S.86.

² Ursula Frenser, "Landeskunde in Wirtschaftsdeutschlehrwerken". In : *Info DaF*, 18. Jg, Februar 1991, S.125.

³ Ebd., S.126.

⁴ Ebd., S.127.

⁵ Jürgen Bolten, *Interkulturelles Verhandlungstraining*, in : *Jahrbuch DaF*, Bd. 18, München, 1992, S.270-271.

⁶ Ursula Frenser, "Landeskunde in Wirtschaftsdeutschlehrwerken". Anm. 2, S.128.

⁷ Ebd. S. 128.

⁸ Jürgen Bolten, *Interkulturelles Verhandlungstraining*. Anm. 5, S. 271.

⁹ Rosemarie Buhlmann, *Fachsprache Wirtschaft - gibt es die?* Anm. 1, S.91.

¹⁰ Jürgen Bolten, *Interkulturelles Verhandlungstraining*, S.272.

Über Zwei- und Mehrsprachigkeit ist im 20. Jahrhundert schon viel geschrieben und debattiert worden. Sie wurde mal als Problem, mal als einfach gegebene Tatsache betrachtet, ihre sozialen, politischen, kulturellen und psychischen Auswirkungen und Implikationen haben das Interesse zahlreicher Spezialisten verschiedener Fachbereiche auf sich gelenkt. Daß Mehrsprachigkeit gleich-zeitig Multikulturalität bedeutet ist selbstverständlich, da Sprache Menschen als Schaffer, Pfleger und Bewahrer einer Kultur mit all ihren Eigentümlichkeiten, Tätigkeiten und Werten voraussetzt.

In einer mehrsprachig genannten Gesellschaft sind bei weitem nicht alle Menschen mehrsprachig. Ebenso kann es vorkommen, daß mehrsprachige Individuen in einer einsprachigen gesellschaftlichen Umgebung aufwachsen und ihr ganzes Leben verbringen. Wie dem auch sei, es kommt oft zu der Opposition einsprachig-mehrsprachig, wobei der Prozentsatz der betreffenden Sprecher variieren kann. Ausgehend von dieser potentiellen sprachlichen Heterogenität der Bevölkerung könnte man sich die Frage stellen: Was heißt eigentlich mehrsprachig sein?

Was das heißt, weiß man wohl am besten, wenn man es „am eigenen Leibe“ erfahren hat. Allerdings hängt das Bewußtwerden dieser Erfahrung oft davon ab, ob man in die Mehrsprachigkeit „hineingeboren“ oder ob man im Jugend- oder Erwachsenenalter gewollt oder ungewollt in sie versetzt wurde. Kinder lernen die sie umgebende Welt staunend und fragend kennen, doch merkwürdigerweise wundern sie sich über Dinge, die uns Erwachsenen selbstverständlich sind und nehmen vorbehalt- und kommentarlos Sachen hin, die uns Fragen und Rätsel aufwerfen. Zum Beispiel ein Kind, das in einer zwei- oder mehrsprachigen Familie aufwächst, wird sich der Anzahl verschiedener Sprachen ziemlich früh bewußt, jedoch es akzeptiert dieses Hin- und Herpendeln zwischen den Sprachen als selbstverständlich. Ja, es könnte sich sogar wundern, wenn es im Kindergarten oder in der Schule erfährt, daß bei anderen kleinen Kameraden zu Hause nur eine Sprache gebraucht wird. Mit derselben Natürlichkeit paßt sich das Kind an, wenn in der Familie die Sprache X und

auf der Straße, in der Schule usw. die Sprache Y zur Kommunikation dient. Es paßt sich sprachlich den Redesituationen und den Gesprächspartnern an und fragt nicht viel danach, warum das so zu sein hat. Dabei muß der mehrfache simultane Spracherwerb nicht reibungs- und problemlos verlaufen. Mit zunehmendem Alter bildet sich in verschiedenen Sprachen oft eine unterschiedliche Kompetenz heraus, es kann zu einer situations- und kontextbedingten Spezialisierung des Wortschatzes in der einen oder der anderen Sprache kommen, zur Affektgebundenheit usw., aber auf diese Aspekte der Mehrsprachigkeit soll da nicht eingegangen werden.

Inwieweit das Kind seine Mehrsprachigkeit bewahrt und sich zu einem multikulturellen Individuum entwickelt, hängt von seiner Veranlagung, Ausbildung, seinem Interesse aber auch von seinem Kontakt zur einen oder anderen Sprachgemeinschaft ab. Mitglied einer Sprachgemeinschaft werden setzt das Beherrschen ihrer Sprache voraus oder läßt deren Erwerb erfolgen. So wächst zum Beispiel ein Kind in einer Familie auf, in der die Sprache X gesprochen wird. Beim Spiel auf der Straße mit den Nachbarskindern lernt es die Sprache Y hinzu. Das x-sprachige Kind wird von den Spielkameraden vorurteilslos in ihren Kreis aufgenommen, die Beziehung zueinander ist freundschaftlich-ausgeglichen, so daß dieses Kind in Zeit und Raum engen Kontakt zur Sprache Y herstellt und bewahrt. Die offizielle Landessprache ist wiederum Z, die durch den Umgang mit den Menschen, durch Massenmedien, Schule usw. ebenfalls erlernt wird. Das genannte Kind wächst also dreisprachig auf, drei Sprachen bahnen ihm den Weg zu drei Kulturen, die er näher kennenlernen selbst entscheiden darf. Es steht nach Jahren als Erwachsener da, der sich im Alltag sprachlich (fast) jedem Gesprächspartner des Gebietes oder des Ortes anpassen kann, auch wenn er nicht in allen drei Sprachen X, Y und Z zu jedem vorkommenden Gesprächsthema lexikalisch und grammatisch einwandfreie Aussagen produzieren kann. Dazu kommt noch, daß Sprach-kenntnisse meistens „spezialisiert“ sind, das heißt man lernt am ehesten jene Wörter, die man zur Mitteilung nötig hat und oft muß man trotz eines noch so umfangreichen Grundwortschatzes eine Fach- oder Sondersprache hinzu-lernen.

Für einen Einsprachigen stellt ein solcher mehrsprachiger Mensch manchmal ein Kuriosum dar. Üblicherweise sind es auch die Einsprachigen, die daran zweifeln, daß man unter solchen Bedingungen seine Identität und Zugehörigkeit als Mensch bewahren kann. Doch nicht die sprachliche Vielfalt ist es, die Psyche und Persönlichkeit der Menschen negativ beeinflusst. Einem psychisch

ausgeglichenen Menschen wird die mehrsprachige sprachliche Tätigkeit nichts antun. Erst im Falle von Bewußtseins- und Verhaltensstörungen sucht man nach deren Ursachen und als potentieller Grund kann auch die sprachliche Diskontinuität aufgefunden werden, doch Auslözungsfaktor ist das wohl kaum.

In der Schule erkennt man am besten, daß Zwei- oder Mehrsprachigkeit kein Problem oder Handicap ist oder sein muß. Wenn die Unterrichtssprache eine andere als die offizielle Landessprache ist, die gleichzeitig Muttersprache der meisten Schüler oder sowieso allen bekannt ist, so sind diese eigentlich einer doppelten Belastung ausgesetzt: Sie müssen sich erstens die fachspezifischen Kenntnisse (Mathematik, Biologie usw.) aneignen und zweitens all das in einer zwar intensiv gebrauchten doch fremden Sprache schaffen. Das ist ein hartes Stück Arbeit, doch nicht unmöglich zu bewältigen. Ein durchschnittlich begabtes Kind wird es durch Fleiß und Ausdauer schaffen, auch wenn seine Antworten jahrelang von grammatischen und lexikalischen Fehlern geprägt sein werden. (Wir Lehrer merken es aber gleich, ob der Schüler die Lektion kann, selbst wenn die Artikel und Endungen falsch ausfallen, nicht wahr?) Ein unterdurchschnittlich begabtes Kind hingegen wird auch im Falle absoluter Einsprachigkeit keine besonderen Leistungen vollbringen. Wenn ein Kind bereits zweisprachig in die Schule kommt und hier Unterricht in einer dritten Sprache erhält, also den Weg der Mehrsprachigkeit antritt, da kann auch diesmal kein sicherer Erfolg oder kein sicheres Fiasko vorausgesagt werden. Einesteils wurde es bereits mit den Schwierigkeiten des Erwerbs einer fremden Sprache oder von zwei Sprachen zugleich konfrontiert und das könnte den Erwerb einer nächsten Sprache begünstigen; anderenteils hängen auch diesmal Sprach- und Kenntniserwerb von Begabung, Intelligenz, Lerneifer usw. des Lernenden ab..

Doch jenseits von hervorragenden oder schwachen Leistungen vermittelt eine „neue“ Sprache weit mehr als nur eine Menge Wörter und deren Gebrauchs-regeln. Für groß und klein ermöglicht sie den direkten Zugang zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten, zum Schrifttum und zu den diese Sprache sprechenden Menschen, also zu einer Sprachgemeinschaft/einem Volk, folglich zu all dem, was deren Mitglieder im Verlaufe ihrer Existenz erlebt, geschaffen und bewirkt haben. Es kann ein Daraus-Schöpfen entstehen, das praktisch nie aufhören muß, weil man doch sich selbst kaum jemals wirklich kennenlernt, geschweige denn die anderen Menschen. Und

dieses faszinierende Etwas, das jeder Sprache und jeder Kultur eigen ist, worunter vielleicht ein jeder von uns etwas anderes versteht, ist eben das, was Begeisterung für eine gewisse Sprache und die ihr entsprechende Kultur auslösen kann.

Die Menschen sind nie zu jung um zu lernen, daß alles, was „anders“ ist, keiner Wertung unterzogen werden sollte. Verschiedenheit ist ein Faktum und kein Mißgriff der Natur. Die Menschen sind einander in ihrem Denken und Fühlen ähnlicher, als sie es zugeben wollen, deshalb können wir uns auf Ähnlichkeiten trotz existierender Diversität gefaßt machen. Und eben die Unterschiede stellen doch die Würze des Zusammenlebens und aller Dinge Attraktion dar, wenn man sie bloß zu suchen, zu finden und zu schätzen weiß. Ob wir uns von einer anderssprachigen Schulfreundin erzählen lassen, wie bei ihnen zu Hause Weihnachten gefeiert wird oder wie ihre Geschwister heißen, ob wir der anderssprachigen Nachbarin ein traditionelles Kochrezept verlangen oder auf der Hochzeit ihres Sohnes mitfeiern, ob wir ein nichtchristliches Ritual oder ein Volksfest miterleben dürfen: Ein Stückchen Kultur kommt uns entgegen und das ist bloß der erste Schritt auf einer faszinierenden Entdeckungsreise. Es ist, als blicke man über einen Zaun und sähe, daß jenseits von diesem vieles so neu, so anders ist als diesseits. Wir selbst können auch auf diese Kultur zugehen und dazu engeren Kontakt pflegen, wenn wir daran interessiert sind. Sehr oft wird das möglich, ohne die zu dieser Kultur „passende“ Sprache zu kennen. Doch der kürzeste Weg zu einer Kultur führt über ihre Sprache, diesem geeignetsten Ausdrucksmittel menschlicher Gedanken und Gefühle.

Ein ausgeglichenes mehrsprachiges Kind wächst zu einem ausgeglichenen mehrsprachigen Erwachsenen heran, der nicht notwendigerweise mit Neugier und Wißbegierig um sich blickt, dem aber etliche Schlüssel in Greifweite zur Verfügung stehen, mit denen er entsprechend viele Schatzkästen aufschließen kann, wenn er nur will.

Was Mehrsprachigkeit ist, hat wohl Mario Wandruszka <1979, S.334> am treffendsten formuliert: „Mehrsprachigkeit bedeutet, daß unsere Gedanken nicht an einer bestimmten Sprache hängen, nicht an deren Worten kleben. Unsere Mehrsprachigkeit ist der sprachliche Spielraum unserer geistigen Tätigkeit.“

Anmerkungen

Lyons, John, *Die Sprache*, Verlag C.H.Beck, München 1992.

Wandruszka, Mario, *Interlinguistik. Umriss einer neuen Sprachwissenschaft*, R.Piper & Co. Verlag, München 1971.

Wandruszka, Mario, *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*, R.Piper & Co. Verlag, München 1979.

Weinreich, Uriel, *Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung*, Verlag C.H. Beck, München 1977.

I. Das Erlernen einer Fremdsprache - eine interkulturelle Gegebenheit

“ Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andere Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisierter Fremder, denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen. Ich sehe fremde Sitten, um die meinigen wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius des Vaterlandes zu opfern” (Herder, S.8).

Ich bin von diesem Zitat ausgegangen, weil ich der Meinung bin, daß schon Herder im Erlernen einer anderen Sprache die interkulturelle Dimension nicht übersieht. Unter “interkulturell” verstehe ich “das Bestreben, [...] die verschiedenen Kulturen aufeinander zu beziehen.” (Porcher, S.8) Fremdsprache ist die Sprache, die mir fremd, unbekannt ist. Somit ist das Erlernen einer Fremdsprache ein Sich Begeben in die Fremde, ins Unbekannte. Um aber etwas als fremd und unbekannt zu benennen, muß ich von dem Eigenen, vom Bekannten ausgehen. In unserem Fall ist das die Eigensprache oder die Muttersprache (Mutter als Prinzip der Identifikation gesehen, wo die Scheidung noch nicht da ist). Die andere Sprache kann sich nur auf die erste bilden. Beim bewußten Erlernen einer Fremdsprache wird es dann volens nolens zu einem Zusammenstoß kommen, zur Interkulturalität, zur “Auseinandersetzung des Eigenen mit dem Fremden, der vertrauten mit der anderen Verhaltens- und Denkart.” (Aldea, L.B., S.146).

Was bringt diese Auseinandersetzung? Nicht nur Einsicht in eine neue Welt, die mir bis gestern verschlossen war, sondern auch Reflexion über meine eigene Welt. Fremdsprache als Überwindung des Fremden (Gadamer) und als Bewußtmachung des Eigenen.

Wozu aber dieser Diskurs? Wohin sollen derartige Reflexionen eigentlich führen? Zur Tatsache, daß Interkulturalität zum Erlernen einer Fremdsprache dazugehört und nicht ein Thema als solches ausmacht. Hans-Jürgen Krumm vertritt die Ansicht, daß “interkulturelles Lernen und Verstehen [...] sich beim Sprachenlernen nicht automatisch” mitentwickeln.

“Vielmehr bedarf es eines gezielten Wahrnehmungstrainings, um das Spezifische einer fremden Kultur sehen zu lernen.” (Krumm, S.16) Sicherlich spielen das Alter, das kulturelle Niveau auch eine Rolle, aber es bedarf einer Bewußtmachung, die durch “gezielten Wahrnehmungstraining” erreicht werden kann.

Auf einen solchen Unterricht weist Hans Hunfeld hin: “Er (der fremdsprachliche Unterricht n.n.) will das eigene Fremde am fremden Verstehen überprüfen, er begreift die fremde Vokabel zugleich als Aufforderung zu einem erweiterten Verständnis und als Warnung vor der Überschätzung sprachlicher Verständigungsmöglichkeiten. Er lehrt die Mühe des Verstehens und den Respekt vor der anderen Weltsicht, die sich im anderen Sprechen und in der anderen Sprechhaltung ausdrückt. Das Programm dieses Unterrichts steht unter dem Leitsatz, daß ich das andere Meinen weder übernehme noch ablehne, sondern auf mein Meinen zurückbeziehe.” (Hunfeld, S.70)

II. Praktische Darlegung anhand dreier Gedichte

Seit den 90. Jahren macht sich erneut die Tendenz bemerkbar, Literatur im DaF-Unterricht zu gebrauchen. Der pragmatisch-kommunikative Unterricht scheint die erhofften Wünsche doch nicht befriedigt haben zu können. Fremdsprache als Mittel im fremden Alltag “zurechtzukommen, sich in ihm auszukennen, ja ihn zu beherrschen” (Hunfeld, S.69) entspricht - Ende des 20. Jhs. - nicht mehr dem Bild des modernen Menschen.

Der Literatur kommt jetzt die Aufgabe zu, die “Auseinandersetzung des Lerners mit der fremden Welt” (Aldea, T.B., S.204) zu ermöglichen. Sie ist ein Mittel zur Bewußtmachung des interkulturellen Prozesses, der beim Erlernen einer Fremdsprache zustandekommt.

Ich habe mich für die Interpretation von Gedichten entschieden, weil “die Lyrik [...] in Sonderheit als literarische Kurzform den direktesten und unmittelbarsten Weg im geistigen interkulturellen Dialog” darstellt. (Stocker,

T.B., S.216) Das Umgehen mit Lyrik nicht um Tränen auszupressen, sondern als Denkübung auf dem Weg vom Nach-Empfinden zum Selbst-Entdecken (Stocker, S.223) veranschaulicht die Wechselbeziehung, die zwischen dem Lerner und der Fremdsprache existiert.

a. Didaktische Hinweise

Folgende praktische Darlegung ist als eine Unterrichtsstunde für Germanistik-Studenten an einer rumänischen Hochschule gedacht.

Mein Vorhaben nimmt 2 Arbeitssitzungen zu je 90 Minuten in Anspruch und hat als

Sozialform die Arbeit in kleinen Gruppen (3-4 Personen).

3 Gedichte sollen die Lerner beschäftigen: Im Winter und Ein Winterabend von Georg Trakl (1887-1914) und Winterbild von George Bacovia (1881-1957) in der Übersetzung von Wolf Aichelburg.

Es ist nicht zufällig, daß ich Trakl und Bacovia gewählt habe. Immer wieder wird in der rumänischen Literaturgeschichte die Seelenverwandtschaft dieser zwei hervorgehoben. Einem rumänischen Studenten, der im Literaturunterricht Bacovia durchgenommen hat, wird beim Lesen des Gedichtes von Trakl, der eigentlich das Fremde darstellt, die Parallele zum Eigenen (Bacovia) nicht entgehen. Auch wenn er den Autor nicht mehr zu identifizieren weiß, ist ihm diese Atmosphäre nicht fremd. Durch die Gegenüberstellung der zwei soll es dann zu einer bewußten und konkreten Auseinandersetzung des Eigenen und des Fremden kommen.

b. Vorgangsweise

1. Eine jede Gruppe bekommt Arbeitsblatt 1, auf dem sich die Strophen in einer willkürlichen Reihenfolge befinden. Die Studenten werden aufgefordert, die 3 Gedichte zu sortieren, wobei man ihnen als Anweisung gibt, daß ein jedes Gedicht aus 3 Strophen besteht.

Diese erste Phase setzt ein intensives Lesen voraus, ein sich wirkliches Bemühen, den Gesamtzusammenhang richtig zu erfassen. Auf diese spielerisch-denkanregenden Weise erreicht man ein viel ungezwungeneres Annähern zur Lyrik als im traditionellen.

2. Aus einer jeden Gruppe liest ein Teilnehmer eines der 3 rekonstruierten Gedichte vor. Die Endprodukte werden verglichen, da man annehmen darf, daß die Studenten nicht von Anfang an zu einem

Konsensus gelangen werden.

Die Aufgabenstellung dieser Etappe lautet: Motivieren Sie Ihre Entscheidung! Es ist die Phase, wo man sich ausdrücklich mit den 3 Gedichten auseinandersetzt. Der Lehrer ist derjenige, der die Gespräche steuert.

Die gemeinsamen Merkmale werden zuerst hervorgehoben. Es ist die Jahreszeit des Winters, der die 3 Gedichte miteinander verbindet. Doch nicht die Gemeinsamkeiten haben dem Sortieren geholfen, sondern die Unterschiede. Und nun heißt es, die Studenten aufzufordern, auf die Unterschiede einzugehen.

Die Gedichte veranschaulichen verschiedene Winterstimmungen: der Winter als eine Jahreszeit des Todes und der Einsamkeit (1 6 3 ; 7 4 9) und als eine Zeit der Güte und des Beisammenseins (5 2 8).

Welche Ausdrucksmöglichkeiten erfahren nun die Motive des Todes und der Einsamkeit? In dem einen Gedicht (1 6 3) kommt der Tod durch das Bild des Schlachthauses, durch die Raben, die in dem Volk oft mit Krähen verwechselt, dem Tod nahestehend sind und als Galgenvögel oder Teufelstiere bezeichnet werden, durch das Heranbrechen der Finsternis. Im 2. Gedicht (7 4 9) erscheinen erneut Raben, aber auch die Dohlen, die rabenartige Vögel sind. Der Mond steht auch für den Tod. Laut Eliade ist der Mond der erste Tote, weil es Zeiträume gibt, in denen er verschwindet. In einigen Mythologien ist er der Sitz des Todes.

Die Einsamkeit wird in dem 1. Gedicht (1 6 3) durch die letzte Zeile ausgedrückt: "Ich friere, Liebste an der Tür und warte". Das Ich befindet sich draußen in der kalten Nacht, mit dem Schlachthaus und der leeren Eisbahn im Hintergrund.

Im 2. Gedicht (7 4 9) ist die Einsamkeit ein Charakteristikum des Himmels: "Der Himmel ist einsam und ungeheuer". Da er aber "ungeheuer" ist, überträgt er die Einsamkeit auf das Umgebende. Die Güte und das Beisammensein werden im 3. Gedicht (5 2 8) durch die Abendsglocken vermittelt, durch das Haus, das "wohlbestellt" ist, durch das Brot und den Wein, das uns an das letzte Beisammensein von Christus und seinen Jüngern erinnert. Es gibt aber auch andere Elemente, die zur Gesamtatmosphäre beitragen. Die Farbensymbolik wird sicher nicht umgangen. Die zwei Gedichte 1 6 3 und 7 4 9 sind auf die Antithese weiß-rot-schwarz aufgebaut. Weiß symbolisiert zwar das Reine und das

Licht, aber "Tierblut trinkt den Schnee, ein dunkler Flor" und mehr noch "Die Raben stapfen durch das Blut und saufen." Der Schimmer deutet auf das Licht hin, das der Finsternis entgegenstehen soll, aber mit "trüben Schimmer füllen sich die Fenster".

Im Gedicht 7 4 9 heißt es "Der Acker leuchtet weiß und kalt", wobei eine andere Symbolfunktion des Weißen ausgedrückt wird: die Kälte. Die Wipfeln sind schwarz, und als Antithese haben wir hier das Rot des Feuerscheins, aber auch das Blut, worin die Raben "plätschern". Das Grau des Mondes ist aus der Mischung weiß und schwarz entstanden. "Das Rohr bebt gelb und aufgeschossen". Hier symbolisiert gelb nicht mehr Glückseligkeit, himmlische Freude, sondern Vergangenes, Verwelktes.

Dem 3. Gedicht (5 2 8) ist der Gegensatz: schwarz-gelb, dunkel-hell eigen, wobei das Helle das Dominante ist: "dunkle Pfade", "golden blüht der Baum der Gnaden", "da erglänzt in reiner Helle".

Eine erste Schlußfolgerung wird auf die gemeinsamen Motive und Merkmale hinweisen, die zwischen den ersten zwei Gedichten existieren (1 6 3; 7 4 9). Doch was unterscheidet sie?

Der Dichter des 1. Gedichtes (1 6 3) konzentriert sich bloß auf einen Punkt: auf das Schlachthaus auf dem Anger und das Umgebende: Abflußrohr, Eisbahn, Raben, Wolfsaugen. Das Innere des Schlachthauses hat das Draußen überflutet und es zu einer "Schlachtnatur" gemacht. In dieser Schlachtnatur befindet sich das lyrische Ich und wartet auf Rettung. Das 2. Gedicht (7 4 9) hat mehrere Anhaltspunkte: der Himmel, die Erde, die Wipfel, die Hütten. Das Auge wird von unten nach oben gerichtet und umgekehrt. Auch hier plätschern die Raben "in blutigen Gossen", aber das ist nur eine Seite, denn gleichzeitig haben wir auch "Schlitten" und "Feuerschein", die auf die menschliche Anwesenheit hinweisen.

Im 3. Gedicht (5 2 8) wird der Akzent nicht mehr auf das Außen (wie in den ersten zwei), sondern auf das Innen gerichtet. Der Mensch bleibt nicht mehr an der Tür und wartet, sondern überschreitet die Schwelle. Diese Etappe bringt die Teilnehmer ins Gespräch, das ja Ziel der Interpretationsstunde ist. Die Studenten haben so die Möglichkeit, ihre Meinungen auszusprechen und sie zu verteidigen. Alle Aussagen werden in Betracht gezogen, nichts wird als falsch erklärt, da ein jeder seine eigenen Wintererfahrungen hat. Und selbst die behandelten Gedichte veranschaulichen ganz persönliche Empfindungen.

3. Die Studenten bekommen Arbeitsblatt 2 mit den drei Gedichten in der von den Autoren festgelegten Form. Dies macht den Schluß der ersten Arbeitssitzung.

In der zweiten Arbeitssitzung gehen wir auf den Stil ein. Die Aufgabenstellung lautet: Durch welche Mittel bringen die Dichter ihre Empfindungen zum Ausdruck?

Die Antworten werden sein:

durch Vergleich: "Wolfsaugen glühen beim Schlachthaus wie Gespenster".

- durch Epitheta: "das warme Blut"
"ein dunkler Flor"
"mit trübem Schimmer"
"auf leerer Eisbahn"
"auf dunklen Pfaden"
- durch Metaphern: "die Raben stapfen durch das Blut und saufen"
"Das Dämmer sinkt"
"Mit trübem Schimmer füllen sich die Fenster"
"Der Himmel ist einsam und ungeheuer"
"Ein Feuerschein huscht aus den Hütten"
"Raben plätschern in blutigen Gossen"
"Golden blüht der Baum der Gnaden"
"aus der Erde kühlem Saft"
- durch Inversion: "Ein Schweigen in schwarzen Wipfeln wohnt"
- durch Synästhesie: "Der Acker leuchtet weiß und kalt"
"Golden blüht der Baum der Gnaden"
"Das Rohr bebt gelb und aufgeschossen"

Der Reim wird auch in Betracht gezogen. Alle drei Gedichte weisen das gleiche Reimschema auf: a b b a (umarmender Reim).

4. Nach der Beschäftigung mit der Form der Gedichte, wird den Studenten zur Kenntnis gebracht, daß wir nicht drei sondern nur zwei Autoren haben. Ihre Aufgabe ist es nun, die zwei Gedichte herauszufinden, die von ein und demselben Autor stammen.

Die nächste Etappe ist auf das Sammeln von Vermutungen orientiert, welches von den drei Gedichten aus dem Rumänischen übersetzt wurde. Der interkulturelle Prozeß erreicht hier seinen Höhepunkt.

Selbstverständlich sind alle auf die Titel neugierig. Die drei Titel werden genannt, und die Studenten sollen sie dann zuordnen. Das kann auch zu

interessanten Ergebnissen führen, kann auch zur besseren Verständigung der Gedichte beitragen.

Der letzte Schritt ist die Identifizierung der Autoren. Zuerst werden nur Vermutungen gesammelt, um dann die Namen der zwei Autoren und ihre Lebensdaten anzuschreiben.

Interessant wäre auch, den Vergleich zwischen der Originalfassung des Gedichtes von Bacovia und seiner Übersetzung bzw. den Gedichten von Trakl und ihrer rumänischen Übersetzung herzustellen, da Übersetzen schon ein Schritt zur Interpretation ist.

Schlußfolgerungen: Ziel der Interpretationsstunden war es, sich mit Trakl zu beschäftigen. Die Einbeziehung Bacovias durchbricht den deutschen Rahmen und veranschaulicht, daß die Literatur als ein Prozeß von übergreifenden interliterarischen Zusammenhängen zu erfassen ist.

Trakl wurde nicht interpretiert, um ihn mit Bacovia zu vergleichen, sondern der Vergleich diente dazu, das Fremde zu überwinden durch die Bewußtmachung des Eigenen.

Anmerkungen

Aldea, Monica Maria: *Kreativer Umgang mit literarischen Texten im fremdsprachlichen Erwachsenenunterricht*. In: Nubert, Roxana (Hrsg.), *Temeswarer Beiträge zur Germanistik*, Bd. 1, Temeswar 1997, S.204-209.

Aldea, Monica Maria, *Landeskundlicher Projektunterricht*. In: Nubert, Roxana (Hrsg.): *Fortbildungsseminar "Landeskunde". 7. – 9. April 1995 Bukarest. Dokumentation der Tagungsbeiträge*, Temeswar 1995, S.145-151.

Stocker, Karl, *Begegnung mit ausgewählten Beispielen deutschsprachiger Lyriker der 90. Jahre im Zeichen des interkulturellen Dialogs*. In: Nubert, Roxana (Hrsg.): *Temeswarer Beiträge zur Germanistik*, Bd. 1, Temeswar, 1997, S.216-224.

Nubert, Roxana, Predoiu, Graziella, „Multi-und Interkulturalität im Deutschunterricht“. In: *Deutsch Aktuell*, 8 /1996, S.6-8.

Hunfeld, Hans, *Fremdsprachenunterricht als Verstehensunterricht*. In: *Wie verstehen wir Fremdes? Aspekte zur Klärung von Verstehensprozessen, Dokumentation eines Werkstattgesprächs des*

Goethe Instituts München vom 24-26. Nov. 1988, hrsg. von Petra Matusche, München, 1989.

Krumm, Hans-Jürgen, „Bilder im Kopf. Interkulturelles Lernen und Landeskunde“. In: **Fremdsprache Deutsch**, Juni/ 1992, S.16-20.

Elemente 3. Das Lehrwerk für Deutsch als Fremdsprache, Hans Hunfeld, Hans-Eberhard Piepho (Hrsg.), Köln, 1996.

Lurker, Manfred, **Wörterbuch der Symbolik**, Stuttgart 1991.

1. Beim Schlachthaus auf dem Anger schneit es dicht.
Das warme Blut rinnt durch das Abflussrohr.
Tierblut trinkt den Schnee, ein dunkler Flor.
Auf leerer Eisbahn schneit es Schicht um Schicht.
2. Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.
3. Der Schnee der Finsternis üllt alles Harte.
Mit trübem Schimmer füllen sich die Fenster.
Wolfsaugen glühn beim Schlachthaus wie Gespenster.
- Ich friere, Liebste, an der Tür und warte.
4. Ein Schweigen in schwarzen Wipfeln wohnt.
Ein Feuerschein huscht aus den Hütten.
Bisweilen schnell sehr fern ein Schlitten
Und langsam steigt der graue Mond.
5. Wenn der Schnee ans Fenster fällt
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.
6. Gestocktes Blut hat rings das weiss entfacht.
Die Raben stapfen durch das Blut und saufen.
Das Dämmer sinkt. Sie fliehn in dunklen Haufen.
Beim Schlachthaus auf dem anger wird es Nacht.
7. Der Acker leuchtet weiss und kalt.
Der Himmel ist einsam und ungeheuer.
Dohlen kreisen über dem Weiher
Und Jäger steigen nieder vom Wald.
8. Wanderer tritt still herbei;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.
9. Ein Wild verblutet sanft am Rain
Und Raben plätschern in blutigen Gossen.
Das Rohr bebte gelb und aufgeschossen.
Frost, Rauch, ein Schritt im leeren Hain.

Arbeitsblatt 2

- Beim Schlachthaus auf dem Anger schneit es dicht.
Das warme Blut rinnt durch das Abflussrohr.
Tierblut trinkt den Schnee, ein dunkler Flor.
Auf leerer Eisbahn schneit es Schicht um Schicht.
- Gestocktes Blut hat rings das Weiss entfacht.
Die Raben stapfen durch das Blut und saufen.
Das Dämmer sinkt. Sie fliehn in dunklen Haufen.
Beim Schlachthaus auf dem Anger wird es Nacht.
- Der Schnee der Finsternis hüllt alles Harte.
Mit trübem Schimmer füllen sich die Fenster.
Wolfsaugen glühn beim Schlachthaus wie Gespenster.
- Ich friere, Liebste, an der Tür und warte.
- Ein Schweigen in schwarzen Wipfeln wohnt
Ein Feuerschein huscht aus den Hütten .
Bisweilen schnell sehr fern ein Schlitten.
Und langsam steigt der graue Mond.
- Ein Wild verblutet sanft am Rain
Und Raben plätschern in blutigen Gossen.
Das Rohr bebte gelb und aufgeschossen.
Frost, Rauch, ein Schritt im leeren Hain.
- Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.
- Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.
- Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

„Theatralität des Lernens“ - Zum kulturhistorischen Wandel von Wahrnehmung und Gedächtnis/Schrift sowie seiner Konsequenzen für den Medieneinsatz im Fremdsprachenunterricht

Katharina Keim

1. Theoretische Vorüberlegungen

„Theatralität des Lernens“ - dieser auf den ersten Blick vielleicht etwas enigmatisch anmutende Titel bedarf wohl im Vorfeld einer kurzen terminologischen Erläuterung, bevor das komplexe Thema des kulturhistorischen Wandels der Wahrnehmung sowie darauf aufbauend das Problem des Medieneinsatzes im FSU untersucht werden kann.

In Übereinstimmung mit der neueren interdisziplinären Theatralitätsforschung wird hier der Begriff „Theatralität“ nicht zur Charakterisierung des spezifisch künstlerischen oder dominant ästhetischen Theaterereignisses verwendet, sondern als ein metaphorisches Denkmodell, mit dessen Hilfe Vorgänge sozio-kultureller und politischer Kommunikation, für die darstellerische Tätigkeiten eine wesentliche Rolle spielen, diskursiv beschrieben werden können. Dabei geht es vor allem um alltagsweltliche und gesamtgesellschaftliche Inszenierungsphänomene und um jene Darstellungsaktivitäten, die mit dem tätigen Körper (also auch mit seinen Sinnen) und/oder mit seinen mediatisierten Bildern operieren.¹

Im Zentrum der Überlegungen steht dabei die epochenübergreifende Tradition einer metaphorischen Verwendung des Theaterbegriffs als distanzgewährendes Orientierungsmodell. Bekanntlich bedienen sich bereits die antike Philosophie und die christliche Theologie des Welttheatertopos zur Veranschaulichung der qualitativen Differenz zwischen Ideen- und Sinnenwelt bzw. zwischen Gott und Mensch. Der Rekurs auf ein Theatermodell, das sich durch den Dualismus von interner (Welt-)Theateraktion und externem Beobachterstatus (Gottheit oder übergeordnete Erkenntnisinstanz) auszeichnet, intendiert letztlich eine Grenzziehung zwischen dem übergreifenden Bereich der geistigen Repräsentation einerseits und der

physischen Erfahrungswelt andererseits. Besonders offenkundig wird diese Differenz bei der Begründung der neuzeitlichen Rationalität durch Descartes. Die Selbstgewißheit des Denkenden, der an die Stelle Gottes tritt, beruht auf der Fiktion einer externen Zuschauerrolle, die eine festgelegte, homogene Perspektive mit voraussetzt. Die Auto-Konzeption des erkenntnistheoretischen und handelnden Subjekts kann verglichen werden mit dem Verschwinden hinter einer Maske: nur mit Hilfe der Vorstellung des Objekts gelingt es, die Wahrheit einer Identität, die sich selbst nicht ausstellen läßt, darzustellen. Bezeichnenderweise beschreibt der Autor der „Methode“ seine Vorgehensweise als einen mimischen Akt: „Wie sie [die Schauspieler] trete ich in dem Augenblick, da ich - bisher ein bloßer Zuschauer - die Bühne des Welttheaters betrete, maskiert hervor.“²

Die für den subjektzentrierten Ordnungsgestus der Neuzeit richtungsweisende cartesische Subjekt-Objekt-Theorie, deren grundlegende reduktionistische Strukturen im Grunde auch von Hegel weitgehend unangetastet bleiben, findet ihr ästhetisches Äquivalent im europäischen Theater seit der Aufklärung. Diese Theaterform basiert bekanntermaßen auf der multimedialen Umsetzung eines schriftlich fixierten Textes durch rollenverkörpernde Schauspieler, wobei der Zuschauer die Aufführung aus einer festgelegten und abgegrenzten Außenperspektive betrachtet. In der Distanz zur in sich abgeschlossenen Objekt-Welt der Bühne konkretisierten sich exemplarisch die Wahrnehmungsbedingungen und damit auch das Selbstverständnis des aufklärerischen, mit sich selbst identischen Individual-Subjekts.

Gerade in unserer Epoche des kulturellen Wandels im Übergang zur globalen Postmoderne, auf der Schwelle von der Schrift- bzw. Buchkultur hin zum audio-visuellen Medienzeitalter, in der eine fundamentale Veränderung der gesellschaftlichen Perzeptionsmodi zu verzeichnen ist, können sich „Theatralitätsstudien“ als geeigneter Zugang zu einer kulturhistorischen Anamnese der Schriftkultur und ihrer Wahrnehmungsperspektiven erweisen. Theatrale Prozesse zeichnen sich nämlich aus durch eine Differenz zwischen der Ebene der Darstellung, also dem sinnlich wahrnehmbaren Spektakelcharakter und damit

verbunden der Materialität ihrer kommunikativen Bedingungen einerseits, und der Ebene des Dargestellten andererseits.

2. Wahrnehmung und Gedächtnis im kulturellen Wandel

Diesen fundamentalen Zusammenhang zwischen Welterfahrung und ihren Darstellungssystemen, also kurz und vereinfacht gesagt, von der „Medienabhängigkeit des Denkens“, hat der anglo-amerikanische Altphilologe Eric A. Havelock (1903-1989) in der vergleichenden Analyse orientalischer sowie früher und klassischer griechischer Texte aufgezeigt.³ Obgleich seinem Vorgehen bisweilen der Vorwurf der Verabsolutierung der eigenen Methode und des Ethnozentrismus gemacht werden, ist seine Schlußfolgerung für unsere Belange von eminenter Bedeutung. Er vertritt die Auffassung, daß die griechische Alphabetschrift gegenüber den Konsonantenschriften in sehr starkem Maß die oralen Aspekte der Kommunikation berücksichtigt und daß in ihr die mündlichen Überlieferungstraditionen in besonderem Umfang eingeflossen ist. Dies hängt darüberhinaus damit zusammen, daß der Raum der Schrift in Griechenland ein religiöses und politisches Machtvakuum war. Sowohl die Idee einer „Heiligen Schrift“ im jüdischen Kulturkreis wie auch die Funktionsbestimmung der orientalischen Schriften (als Instrumente politischer Repräsentation und wirtschaftlicher Organisation) waren den Griechen fremd. Heilige Texte wurden bei ihnen gerade der mündlichen Überlieferung anvertraut, die Schrift wurde weniger zur Erschließung des öffentlich-politischen Raums verwendet; - sie hatte keinen verbindlichen, kanonischen Charakter. Verkörpernde Träger des kollektiven Wissens und damit auch Garanten der Macht sowie des Weltbilds waren im antiken Griechenland noch lange die Sänger und Dichter, d.h. im offiziellen Raum war bis zur Zeit Platons die mündliche Tradition beherrschend. Dieses orale Wissen ist in verbaler, medialer wie auch personaler Hinsicht ein konkretes.

Es ist geprägt durch Prägnanz und Rhetorik, durch den Performanz-Charakter der unmittelbaren Sprechsituation, in der Sprache, Rhythmus, Klang und Körpersprache untrennbar miteinander verbunden sind, und entwirft in der Union von Rede und Redner sozusagen die Vorstellung vom Dichter als

einem lebenden Buch. Allerdings bedarf ein derart geschultes Gedächtnis auch spezieller Mnemotechniken, die auf der Vorstellung von imaginären Orten und subjektiven Bildern basieren, welche wiederum auch mit Klangähnlichkeiten operieren und so die Tätigkeit der Erinnerung erleichtern. Erst mit der Entwicklung der Schrift, also mit der Ablösung der Sprache von ihrem lebendigen Träger im Sinne einer medialen Distanzierung, kann nach Havelock dann die Vorstellung einer von der Materialität des Körpers unabhängigen Seele entstehen. So wie die Schrift von nun an das mentale Gedächtnis überdauert, so vermag auch die Seele den Tod des Individuums zu überleben. Bedeutete in der oral dominierten Kultur Gedächtnisleistung in erster Linie Repetieren und Memorieren, so gewinnt der Mensch mit der beginnenden Schriftlichkeit auch die subjektive Verfügungsgewalt über sein Gedächtnis. Dieses wird zum Ort individueller Reflexion und Erfahrungen; es erlaubt nun dem Menschen, in Distanz zur Welt zu treten und sich aus dem Griff der Überlieferung zu lösen.

Auf eben dieser Distanz des erkennenden Ich zur Welt beruht bekanntlich die „Methode“ Descartes, die eine Art des Denkens etabliert, die sich weitgehend von den Sinnen verabschiedet. Die Schaffung eines solchen vom Ich unabhängigen Raumes der Repräsentation basiert nicht unwesentlich auf der Entwicklung der Zentralperspektive in der Renaissance. Erst durch diese Konstruktion wird die Vorstellung eines unabhängig von der Objektwelt existierenden Ich-Bewußtseins möglich, das gleich einem Zuschauer das Spektakel der Welt aus der unbeteiligten Beobachterperspektive verfolgt. Die mit dem Empirismus einhergehende Verobjektivierung der Welt schließt den Körper aus allen zentralen Erkenntnisprozessen aus. Durch die Ausschließlichkeit einer bestimmten Sicht, nämlich die der Linearität der geometrischen Perspektive, die sich in der linearen Struktur der Zeit und letztlich auch in der Linearität und Finalität der Schriftkultur niederschlägt, etabliert sie die Herrschaft eines, so Robert D. Romanyshyn, „depotischen Blicks“. Als ein „Dispositiv der Macht“ (Foucault) lenkt er unser Sehen und unsere Sichtweise; - meist ohne, daß wir uns dessen überhaupt bewußt werden, oder es als Zwang empfinden. So konkretisiert sich etwa die Lenkung des linearen, alphabetisierten Blicks denn auch in der Schriftkultur durch die

typographische Anordnung und die Harmonie des Satzspiegels einer Buchseite, die in der lateinischen Schrift von links oben nach rechts unten vom Auge zu durchmessen ist.

Mit der allmählichen Durchsetzung eines offenen Subjektbegriffs in unserem Jahrhundert bis hin zur Erkenntnis der radikalen Konstruktivisten, die den Menschen als ein autopoetisches System verstehen und die Auffassung vertreten, daß der subjektive Wahrnehmungsakt und die Realitätskonstruktion untrennbar miteinander verbunden sind, verlieren im Zeitalter der Postmoderne und nach dem Zusammenbruch der großen ideologischen Systeme die letzten absoluten Wahrnehmungsweisen und Denkmaßstäbe ihre Gültigkeit. Damit setzt sich eine Sichtweise durch, die - so Daniel Dennett in seinem Werk „Philosophie des menschlichen Bewußtseins“ (dt. 1994) - der Erkenntnis Rechnung trägt, daß das Selbst der Menschen erst aus ihren Narrationen entsteht und einem permanenten Wandel unterworfen ist, und daher als ein „narrativer Blick“ umschrieben werden kann.

Diese neue Sichtweise äußert sich beispielsweise in der Schriftkultur schon in einer Neuordnung der Typographie, die den Blick nicht mehr linear lenkt, sondern das Printmedium als ein offenes Wahrnehmungsangebot konzipiert, das der Leser in nicht-hierarchischer Reihenfolge rezipieren kann. Als Beispiel mag hierfür das Jugendmagazin „Spex“ dienen, das diese veränderte Typographie mit unterschiedlichen Schriftschnitten seit dem Beginn der 80er Jahre praktiziert. Umgekehrt finden wir in neueren Printmedien auch eine Tendenz zur Verschiebung der Gewichtung von Text und Bild. So ist im Nachrichtenmagazin „Focus“, dem Senkrechstarter der 90er Jahre, analog zu den veränderten Wahrnehmungsgewohnheiten der Menschen durch die visuellen Medien, die Graphik und das Bild fast schon zum primären Informationsträger avanciert. Beide Printmedien können als Symptome einer allmählichen Veränderung unserer Wahrnehmungskultur gelesen werden, die zunehmend globale Dimensionen annimmt.

War noch bis vor kurzem der Zugang zur eigenen wie auch zur fremden Kultur durch die Sprache, und speziell durch die Schrift dominiert, so sehen wir uns jetzt durch die rasanten technologischen Innovationen, die gerade

die Länder Mittel- und Osteuropas nach 1989 wohl noch unvermittelter erfaßt haben dürften als den Westen, mit einer zunehmenden Vorherrschaft des medialen Bildes konfrontiert. Gleichzeitig geht der Weg ins Medienzeitalter aber auch mit einer Neubewertung des Stellenwerts des Auditiven einher; steuern wir durch die Kopplung des Worts an bewegte Medienbilder doch auch gleichzeitig auf eine neue, diesmal sekundäre, weil in der Regel technologisch vermittelte, Oralität zu. Damit gelangen gerade jene lange vernachlässigten Aspekte des Oralen, wie Repetitivität, Ritualisierung, Tautologie und vor allem Rhythmisierung, aber auch die Bindung des Wortes an den Körper und speziell an die Sinne wieder ins Blickfeld. (So wundert es denn auch kaum, daß heutzutage weniger die Literaten als vielmehr die Werbeindustrie zum eigentlichen Meister der Wiederbelebung und souveränen Beherrschung solcher oraler Techniken avanciert ist.)⁴

Wir halten fest: Es ist nicht allein die Sprache, in der wir denken, die unsere Welterfahrung und Weltsicht modelliert, sondern in hohem Maße auch der Darstellungsaspekt, der Akt des Kommunizierens selbst - das Medium, der Klang, die prosodischen Elemente und nicht-sprachliche auditive Zeichen wie etwa Geräusche sowie natürlich das Primat des Visuellen - beeinflussen unsere Wahrnehmung entscheidend, obgleich wir uns dessen natürlich nicht immer bewußt sind. Jede Erfahrung und Wahrnehmung ist also stets eine medial vermittelte und die Art und Weise dieser medialen Vermittlung - von der oralen Tradition in der Antike und im Mittelalter bis hin zur Typographie im Zeitalter der Buchkultur und neuerdings die elektronische Übermittlung von Nachrichten in Schrift oder Bild - determiniert unsere Perzeption in je spezifischer Weise.

3. Wahrnehmungsprozesse und mnemotechnische Hilfen im FSU

a) visuelle Verfahren

Diese Neubewertung von Hören und Sehen könnte nun aber gerade auch für das Lernen, speziell für das Lernen im Fremdsprachenunterricht fruchtbare Konsequenzen haben. In Schule und Universität ist die Lehre nach wie vor stark durch eine jahrhundertealte Buchkultur geprägt.

Favorisiert wird dabei in erster Linie die sinnliche Aktivität des Hörens, wohingegen die Aktivität des Sehens meist auf den Leseprozeß oder die Deskription von Bildern beschränkt ist. Diese Art des Sehens trägt aber meist die Merkmale des cartesianischen, linearen, von der konkreten Erfahrung und dem eigenen Bewußtsein abgelösten Blicks. Der Lerner erlebt sich hier vorwiegend in der Rolle eines weitgehend körperlosen Lesers, der sich in fremden Repräsentationsmustern dechiffrierend zurechtfinden muß. Eine solche Aktivität steht aber nun in diametralem Gegensatz zu den Erkenntnissen der modernen Kognitionsforschung. Diese geht, wie Antonio Damasio in seiner Untersuchung „Descartes Irrtum“ darlegt, gerade von einer „Priorität des Körpers“ bei Wahrnehmungsprozessen aus, und vertritt überdies die Auffassung, daß die geistigen Funktionen nicht durch das Existieren einzelner Zentren wie etwa für „Sehen“ oder „Sprache“ zustande kommen, sondern aus „einer konzentrierten Aktion der vielfältigen Systeme“ im Gehirn.⁵

Ebenso verweist die Sprachlehrforschung im Hinblick auf die Motivierung des Lernalerns auf die Wichtigkeit einer Ich-zentrierten Lustbetontheit, die die Fähigkeit zum Behalten von Äußerungen steigert. So stellt Inge Christine Schwerdtfeger generell fest, daß sprachliches Material gut behalten wird, wenn es zur eigenen Person in Bezug gesetzt werden kann, da eben diese Inbeziehungsetzung zum Selbstkonzept eine emotional vermittelte bessere Verarbeitung der Information bewirkt; d.h. Reize, die persönlich relevant sind, wirken erregend, verbessern das Behalten und favorisieren letztlich auch die Sprechlust.⁶ Da wir heutzutage meist Lernergruppen unterrichten, deren Sozialisierungsprozeß in permanentem Kontakt mit elektronischen Medien stattfindet, ist es eine Überlegung wert, diese als Informationsquellen und als Sprechanlässe in den Fremdsprachenunterricht mit einzubeziehen.

Statt nämlich weiterhin im Gefolge von Neil Postmans Streitschrift „Wir amüsieren uns zu Tode“ über den Verlust der Lesekultur, über unmäßigen Fernsehkonsum oder neuerdings über den sowieso unaufhaltbaren Siegeszug elektronischer Datenübermittlungsträger und der damit einhergehenden kulturellen Uniformierung sowie Manipulationsgefahr zu lamentieren,⁷ dürfte es inzwischen angebrachter sein, einige Überlegungen zu den produktiven

Möglichkeiten des Einsatzes neuer Medien und zum kritisch-reflektierenden Umgang mit ihnen als einem integrativen Bestandteil des Unterrichts anzustellen. Obgleich der direkt erlebte Kontakt mit der Kultur der Zielsprache im Gastland dadurch nicht ersetzbar ist, können Bildmaterial, e-mail, Internet, Fernsehen oder Film dem Lerner wichtige Impulse zum Fremdsprachenerwerb bieten. Eine Voraussetzung dafür, die neuen Medien nicht nur als ein Symptom des Zusammenbruchs der Buchkultur, sondern auch als Symptom des Durchbruchs einer neuen audio-visuellen Medienkultur aufzufassen und als solche zweckdienlich einsetzen zu können, ist allerdings der dezidiert medienspezifische Umgang mit ihnen. Ein Film, und sei es auch eine Literaturverfilmung, ist eben kein Buch, ebensowenig wie eine Homepage nicht einfach mit einer Zeitschriftenseite gleichgesetzt werden kann.⁸ Sie allein auf der Ebene der sprachlichen Zeichen zu betrachten und zu analysieren, hieße dem Medium, das sich im Unterschied zur Sprache gerade durch seine Linearität und Simultaneität, durch die Vielfalt der beteiligten Zeichensysteme und, im Falle des Films, durch eine visuelle Fixierung auszeichnet, nicht gerecht zu werden.

Der Einsatz neuer Medien sollte vielmehr von einem medienpädagogischen Gesichtspunkt aus geleitet werden, nämlich durch eine Untersuchung der Medien mit diesen Medien selbst. Dabei wird es sich - ebenso wie bei der Analyse von literarischen Werken - als notwendig erweisen, das Grundvokabular zur Beschreibung der Darstellungsebene (also z.B. die Benennung der Einstellungen, Schnittechniken, der graphischen Symbole etc.) sowie eventuell auch zur Bedienung der technischen Apparatur im Vorfeld bereitzustellen und einzuüben. Medienpädagogisches Ziel wird es in erster Linie sein, die (meist unbewußt vorhandene) Fähigkeit zur Deutung der Zeichen des Medium bewußt zu trainieren und somit die medienspezifischen Techniken der Bedeutungsgenerierung dem Lerner durchschaubar zu machen, wie auch die - eventuell kulturell kodierten - Symbolisierungsprozesse aufzudecken. Als konstitutiv für die Arbeit mit audio-visuellem Material am Beispiel des Films hebt Schwerdtfeger die Doppelrolle des Lernalters als externer Beobachter, der die im Film gezeigten emotionalen Prozesse als äußerliche wahrnimmt, und als interner Beobachter, der die bei ihm selbst durch den Film ausgelösten emotionalen Reaktionen konstatiert und eventuell

versprachlicht, hervor.⁹ Diese Kluft zwischen außen und innen kann sich als beträchtlich erweisen und in der Diskussion durch die Konfrontation von direktem Erlebnis und distanzierterem Reflektieren Aufschluß über die subjektiv verschiedene Konstruktion von Wahrnehmung ermöglichen. Dabei können die persönlichen Lesarten der Lerner jeweils stark divergieren und mitunter auch von der Perspektive der Filmproduzenten stark abweichen.

Zur effektiven Didaktisierung des Filmmaterials favorisiert Schwerdtfeger Sequenzanalysen von maximal 3 Minuten Dauer, wobei der gesamte Film nur kursorisch anhand exemplarischer Szenen gezeigt wird (- was eine Gesamtvorführung außerhalb der normalen Unterrichtszeit natürlich nicht ausschließt). Um eine Fokussierung der Aufmerksamkeit auf die gesprochene Sprache zu verhindern, können vorab Dialogprotokolle verteilt werden und anschließend jeweils nur bestimmte Zeichensysteme von den Lernern verfolgt und analysiert werden. (z.B. Bild ohne Ton, nur Tonspur, Segmentierung von Mimik und Gestik oder von nonverbalen akustischen Zeichen etc.) Auf diese Weise kann der synthetisierende Konstruktionsprozeß der Wahrnehmung sinnfällig gemacht werden. Damit wird verdeutlicht, daß Verstehen nicht allein mit verbalem Sprachverstehen gleichzusetzen ist, sondern daß darüberhinaus auch andere über Ohr und Auge wahrnehmbare Elemente für das Verständnis von Bedeutung sind. Der Lerner kann also durch die Segmentierung der verschiedenen Zeichensysteme nachvollziehen, wie beispielsweise durch ihre Redundanz eine Vereindeutigung bzw. durch ihre Gegenläufigkeit eine Mehrdeutigung bzw. offene Rezeption der Botschaft favorisiert wird. Insgesamt gesehen verfolgt dieses Verfahren eine doppelte Zielsetzung: Es intendiert ein globales Verstehen und schult die Sensibilität der Lerner für die Differenz zwischen der Montagehaftigkeit des filmischen Genres auf der Ebene der Darstellung und der Linearität der Handlungsebene und erhebt dabei die filmische Bedeutungsgenerierung selbst zum Gegenstand der Analyse.

Diesen Filmübungen liegt der Gedanke der Stimulation des Sprachvermögens und damit verbunden natürlich auch des Erinnerungsmögens des Lerners durch das Bild zugrunde, der sich bekanntlich aus Tradition der Mnemotechnik speist.¹⁰ Die Transparentmachung des Zusammenspiels der visuellen und der sprachlichen Zeichen sowie die

Bewußtwerdung der eigenen Subjektivität als konstituierender Faktor im Wahrnehmungsprozeß läßt sich aber auch bereits durch andere Übungen mit anderen Medien und geringerem technischen Aufwand erzielen. So empfiehlt sich beispielsweise die Verwendung von kurzen Comicsequenzen, Cartoons, Bildgeschichten oder Fotostories mit leeren Sprechblasen. Falls nötig, werden diese auch aus ihrer linear-kausalen Abfolge herausgelöst. Ziel der Übungen ist es, die non-verbalen Elemente der Zeichnungen und Bilder zu versprachlichen. Dabei kommt es überhaupt nicht auf die Deskription des Plots an, sondern im Vordergrund steht die Charakterisierung der dargestellten Figuren und ihrer Handlungen im Einzelbild, wobei die Lerner unter Umständen auch ihren spekulativen Assoziationen freien Lauf lassen dürfen.

Ebenfalls äußerst stimulierende Übungen für fortgeschrittene Lerner sind der dramatischen Literatur zu entnehmen. Das Vorhandensein von Haupt- und Nebentext, also dramatischem Dialog und Didaskalien, im deutschen Drama seit der Aufklärung, die im Zuge der Rezeption des französischen bürgerlichen Dramas Diderots eingeführt wurden, bieten hierzu vielfältige Anknüpfungsmöglichkeiten. Durch den Vergleich dieser beiden Textschichten einer beliebigen exemplarischen Szene eines Dramas kann das Zusammenspiel bzw. die Differenz der non-verbalen Verhaltensmerkmale der Protagonisten, also Mimik, Gestik und Proxemik, sowie ihrer verbalen Äußerungen erörtert werden. Dabei können auch literaturhistorische Aspekte thematisiert werden. Ein Beispiel hierfür wäre etwa im bürgerlichen Trauerspiel die Differenz zwischen der Aufrichtigkeit der Körpersprache und der sich in ihr widerspiegelnden Gefühlswelt der dramatischen Figuren einerseits und der gesellschaftlichen Verstellung, die sich in ihrer dramatischen Rede äußert, andererseits. Im experimentellen Drama seit den sechziger Jahren, beispielsweise in Handkes „Kaspar“ korrespondiert der Identitätsproblematik, die sich in der Rede des Protagonisten in dem zentralen Satz „Ich möchte ein solcher werden wie einmal ein anderer gewesen ist“ und in der Einübung konventionalisierter Sprechmuster konkretisiert, die im Nebentext beschriebene Orientierungslosigkeit und Multiplikation der Hauptfigur als Zeichen dezentrierter Subjektivität. In den späten Dramen Heiner Müllers, wie etwa

der „Hamletmaschine“ kodieren sich Haupt- und Nebentext hingegen permanent gegenseitig um, so daß auf diese Weise die völlige Auflösung der Idee eines mit sich identischen Subjekts sowie feststehender Anschauungen von Raum und Zeit nachvollziehbar wird.

b) klangliche Verfahren

Neben diesen auf dem Einsatz des Bildes oder der Differenz von Körper- und Verbalsprache beruhenden Verfahren finden sich aber auch in der Verbalsprache selbst zahlreiche Beispiele, die durch die Verwendung rhetorischer Mittel, Assonanzen und Reime beim lauten Lesen die physische Präsenz und die Materialität des sprechenden Körpers wieder gewahr werden lassen. Daß rhythmisierte Lautfolgen leichter memorierbar sind, gehört wohl bei fast jedem zum gleichsam am eigenen Leib erfahrenen Wissen. Auf der Schwelle zum elektronischen Medienzeitalter und damit verbunden auch fast auf einer Stufe der „sekundären Oralität“, scheint es an der Zeit, dem sprachlichen Rhythmus, der ein jahrzehntelanges Schattendasein führte, wieder einen angemessenen Platz in der Sprachenvermittlung zu sichern. Die poetologische Tradition wie auch das Alltagswissen schreibt nach den Ausführungen von Hans-Ulrich Gumbrecht in seinem Aufsatz „Rhythmus und Sinn“ dem sprachlichen Rhythmus drei Funktionen zu: 1) die gedächtnisstützende, 2) die affektive und 3) die koordinierende Funktion.¹¹ Diese lassen sich bestimmen als: ad 1) die Aufhebung des Sukzessionsprinzips der Sprache durch die »metonymische« Struktur des Rhythmus, ad 2) die Simultaneität von Körperempfindung und Sinnkonstitution und ad 3) die partielle Aufhebung des Beobachterstatus des Sprechers/Hörers im sprachlichen Bereich, wodurch Sprache letztlich auch als bewußtseinskoordinierender Faktor wahrgenommen werden kann.

Die rhythmisch geformte Lautfolge, als ein emotionales, nicht von der körperlichen Erfahrung ablösbares und leicht memorierbares Wissen, knüpft an die orale Tradition an, die auch in der Schriftsprache, besonders in der Poesie, wie auch in Sprichwörtern und Kinderreimen lebendig

geblieben ist. Als kognitive Methode kann sie auch im Sprachenunterricht, z.B. auf dem Gebiet der Lexik und der Phonetik, wieder stärker aktiviert werden, wobei sich als Textfundus sowohl zahlreiche sprechtechnische Übungsbücher wie auch Werke der „konkreten Poesie“ anbieten. In einer solchen Rückbesinnung auf die sinnlichen Qualitäten des Rezitierens, in einer Wiederbelebung des lauten Vortragens und der damit einhergehenden Aufwertung der Suprasegmentalia als bedeutungstragende Elemente der Sprache jenseits ihrer verschrifteten Form kann auch der zu konstatierende Prozeß der Verabschiedung der Sinne im privaten Akt des Lesens, der paradoxerweise gerade zu einer standardisierten Individualität geführt hat, partiell wieder aufgehoben werden.

4. Ausblick

Nun mag der Einsatz solcher Texte im Sprachenunterricht für den einen oder anderen nicht ganz einsichtig sein, stehen diese doch z.T. jenseits des traditionellen Literaturkanons. Zudem intendieren sie eher eine generelle Steigerung der Sprechlust, ohne sich vorerst einmal um die sprachlichen Inhalte zu kümmern. Sie können traditionelle Bewertungsmaßstäbe, die zwischen „richtigen“ und „falschen“ Antworten unterscheiden, zunächst versagen lassen. Zudem fordern Sie zu einer Pluralität der Sozialformen im Sprachenunterricht auf; Gruppen-, Partner-, Individualarbeit und Frontalunterricht, lautes und stilles Lesen wechseln einander ab. Unter Umständen ist in der Plenumsarbeit auch ab und zu das Einsagen erlaubt.

Gefördert werden soll damit ein neues Verständnis von Lernen, das das Körperliche aus der Enklave des Amusements befreit, in die es die cartesianische Methode verbannt hat, und es in einen kreativen Lernprozeß miteinbindet, an dem zunächst einmal alle Sinne ohne scheinbar verborgene und zu entdeckende Bedeutungsperspektiven und vorher festgelegte Sichtweisen partizipieren und in dem der Lerner sich selbst seiner realitätskonstituierenden Rolle bewußt wird. Diese neue Theatralität des Lernens im Sprachenunterricht operiert nicht unwesentlich mit dem Bilder- und dem Klangpotential der Sprache, das sich schon die antike Mnemotechnik zunutze machte. Die alte Vorstellung eines vom Sprechenden

gleichsam „verkörpert“ Wissens gewinnt im Zeitalter der praktischen unbegrenzten Möglichkeiten der elektronischen Speicherung und scheinbaren Verfügbarkeit aller Arten von Informationen, wo gleichzeitig die subjektive sinnliche Erfahrung mehr und mehr von einer Flut medial vermittelter Surrogate verdrängt wird, eine nicht zu unterschätzende Aktualität. Medieneinsatz im Sprachenunterricht sollte einerseits als eine positive Chance zur affektiven Motivierung der Sprechfertigkeit der Lernenden angesehen und genutzt werden und sich nicht scheuen, alte mnemotechnische Traditionen wieder aufzugreifen. Andererseits sollte er auch gleichzeitig einen kritisch-distanzierten Umgang mit den Medien einüben und damit zum Erwerb einer kulturspezifischen Medienkompetenz befähigen, die versucht, dem fundamentalen Wahrnehmungswandel jener transkulturellen historischen Umbruchphase, in der wir uns derzeit befinden, Rechnung zu tragen.

¹Einen Überblick über den derzeitigen Stand der Theatralitätsforschung bietet der Aufsatz von Joachim Fiebach: Theatralitätsstudien unter kulturhistorisch-komparatistischen Aspekten, in: ders. / Mühl-Benninghaus, Wolfgang (Hrsg.): *Spektakel der Moderne: Bausteine zu einer Kulturgeschichte der Medien und des darstellenden Verhaltens*, Berlin, 1996, S. 9-67.

²Descartes, René: *Préambules* (1619), in ders.: *Suvres philosophiques*, Bd. 1, hrsg. und übersetzt von Ferdinand d'Alquié, Paris, 1972, S. 45-47, Zitat S. 45.

³Havelock, Eric A.: Schriftlichkeit - *Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Mit einer Einleitung und A. und J. Assmann, Weinheim, 1990.

⁴Vergleiche hierzu auch den Aufsatz von Karl Stocker im vorliegenden Band.

⁵Damasio, Antonio R.: *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn* München, 1997 (1994), S. 17 und S. 40.

⁶Schwerdtfeger, Inge Christine: *Alltag und Fremdsprachenunterricht. Eine Streitschrift gegen die Schweigsamkeit*, München, 1987, S. 18.

⁷Ich schließe mich hier der Auffassung von Robert D. Romanyshyn an: The Despot Eye und Its Shadow: Media image in the Age of Literacy, in: Levin, David Michel (Hrsg.): *Modernity and the Hegemony of*

Vision, Berkeley, 1993, S. 339-360.

⁸Siehe hierzu: Schwerdtfeger, Inge Christine: *Zur (Wieder-)Entdeckung von Sehen und Imagination für fremdsprachliches Lernen - das kognitive Lernmodell auf dem Prüfstand*, in: **Materialien Deutsch als Fremdsprache**, Heft 46, Regensburg, 1997, S. 195-209.

⁹Vergleiche hierzu: Schwerdtfeger, Inge Christine: ***Sehen und Verstehen. Zur Arbeit mit Filmen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache***, München, Berlin, 1989.

¹⁰Vergleiche zu diesem Themenkomplex: Yates, Frances A.: ***Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare***, Berlin, 1990 (1966).

¹¹Gumbrecht, Hans-Ulrich: *Rhythmus und Sinn*, in: Ders. / Pfeiffer, Ludwig K. (Hrsg.): ***Materialität der Kommunikation***, Frankfurt/M., 1988, S. 714-729.

1. Einleitung

Die ersten deutsch-rumänischen Grammatiken besitzen ihre eigene Stelle im Rahmen der rumänischen Linguistik. In der Geschichte der rumänischen Linguistik unterscheidet man eine bestimmte Etappe zwischen 1780 und 1828, in der auch die Abhandlungen, die ich mir zu untersuchen vorgenommen habe, erschienen sind. 1780 ist das Erscheinungsjahr der umfangreichsten rumänischen Grammatik der Zeit, die durch die Bemühungen von Samuil Micu und Gheorghe Sincai herausgegeben wurde, und zwar: *Elementa linguae daco-romanae sive valachicae*, ein Werk, das der Epoche eine neue linguistische Orientierung aufprägte. 1828 ist andererseits das Erscheinungsjahr der berühmten Grammatik von Ion Heliade Radulescu - *Gramatica românească*, eine Abhandlung, die der Debatte über die Rechtschreibung und die Bereicherung der Sprache durch Entlehnungen ein Ende setzte und zur Entwicklung der einheitlichen rumänischen Schriftsprache beitrug.

1788 erscheint in Wien bei Joseph Edlen von Kurzbek k.k. Hofbuchhändler, Groß- und Buchhändler das Werk von Ioan Piuariu Molnar oder Johann Molnar von Müllersheim wie er sich nannte - *Deutsch-Walachische Sprachlehre*. Als erste deutsch-rumänische Grammatik hatte das Buch großen Erfolg und darum wurde 1810 und 1823 die zweite bzw. dritte Auflage in Hermannstadt herausgegeben.

Im Juni 1997 habe ich dieses Buch auf der ersten Bilingualismuskonferenz in Bukarest vorgestellt. Damals hatte ich mir auch die folgenden Werke dergleichen Art, die in dieser Zeitspanne im rumänischen Sprachraum in den Handel kamen, zu behandeln vorgenommen. Es geht um die Grammatiken von Anton de Marki - *Auszug aus der für Normal- und Hauptschule vorgeschriebenen deutschen Sprachlehre in deutscher und wallachischer Sprache, einhaltend das Wichtigste der deutschen und wallachischen Sprachlehre, dann die Übereinstimmung oder Abweichung der letzten von der ersten*, Tschernowitz, gedruckt bei Petrus Eckhardt, 1808/1810; und von Andreas Clemens - *Walachische Sprachlehre für Deutsche nebst einem kleinen Walachisch-Deutschen*

und Deutsch-Walachischen Wörterbuche, Ofen, 1821/1823. Diese Arbeiten wurden aber als belanglos von der rumänischen Linguistik betrachtet (vgl. Iordan 1978, 28f.).

Diese noch bescheidene Tradition der deutsch-rumänischen Grammatiken geht auch nach 1828 weiter, durch Bücher, die in Siebenbürgen und in der Bukowina erscheinen. Auf diese Werke werde ich nicht eingehen, denn sie stellen nicht das Thema meines Aufsatzes dar, doch Namen wie Aron Pumnul mit seiner *Grammatik der rumänischen Sprache für Mittelschulen* (Wien, 1864) oder ein Titel wie *“Die romanische Amtssprache”* von J. S. Puscariu (1864) wecken zweifelsohne das Interesse. Nach 1828 kommen auch rumänische Grammatiken in deutscher Sprache vor.

2. Quellen und Zielsetzungen der Grammatiken

Alle drei Grammatiken beginnen in der guten Tradition der Epoche mit einem Vorwort, Vorrede oder Vorbericht, wo die Autoren ihre Zwecke erklären oder Hinweise angeben.

Ioan Piuariu Molnar, *ein Walache von Geburt*, dachte nie daran, *das Deutsche zu schriftstellerischen Gebrauche zu lernen* und trotzdem verfaßt er die *Deutsch-Walachische Sprachlehre*, die eigentlich eine rumänische Grammatik ist und deren Erklärungssprache das Deutsche ist. Der Autor nimmt sich vor, dem fremden Sprecher, der die deutsche Sprache beherrscht, die Aussprache und die Grammatikregeln des Rumänischen beizubringen. Er wendet sich sowohl an den Geschäftsmann als auch an den Sprachwissenschaftler: *So unvollkommen und mangelhaft gegenwärtiger Versuch einer Anleitung zur walachischen Sprache ist, so darf der Verfasser sich doch wohl mit der Hofnung schmeicheln, eine Arbeit unternommen zu haben, die der Geschäftsmann ebenso wohl als der Sprachforscher bisher vermisst hat.*

Das Buch wurde dem Grafen Georg Banffy, dem Gouverneur von Siebenbürgen gewidmet und in seiner Zueignungsschrift äußerte der Verfasser den Zweck seines Vorhabens: *die Erleichterung der wechselseitigen Mittheilung, die Verbreitung der Aufklärung:*

Anton de Marki war k.k. Kreis-Hauptschul-Direktor in Tschernowitz und er wandte sich erstens an die Lehrer und Beamten: *Unstreitig müssen Lehrer, die in zwey Sprachen gründlichen Unterricht ertheilen wollen,*

beider Sprache vollkommen mächtig sein, und Beamte, die in einer Provinz angestellt sind, wo die Nation gemischt ist, wenigstens einen ziemlichen Grad der Kenntniss der National-Sprache erreicht haben, weil sonst erstere nie, letztere mit vieler Schwierigkeit zum wahren Zwecke gelangen können.

Die Quelle von Ioan Piuariu Molnar war *Elementa linguae daco-romanae sive valachicae*; er richtet seine Aufmerksamkeit auf diese Grammatik und betrachtet sie als eine *in der That schätzbare Arbeit*.

Anton de Marki richtet seine Aufmerksamkeit auf die in Wien 1794 *aufgelegte und später nachgedruckte deutsche Sprachlehre für Normal- und Hauptschulen mit Anwendung auf die wallachische Sprache*, und darum hat seine Arbeit eine didaktische Gestaltung.

Die Quellen von Andreas Clemens sind die Sprachlehre von Ioan Piuariu Molnar und eine rumänische Grammatik von Văcărescu, in Râmnicu Vâlcea erschienen.

3. Allgemeine Merkmale

Obwohl die Beschreibungssprache deutsch ist, wird das kyrillische Alphabet für die rumänischen Wörter, Sätze und Beispiele verwendet. Ioan Molnar Piuariu bietet auch *die phonetische Darstellung der Aussprache* durch das lateinische Alphabet, das sich hilfreich für den deutschen Lerner erwiesen haben soll: *Die damit verbundene Darstellung der Aussprache durch lateinische Buchstaben kann den Liebhaber der wallachischen Sprache in etwa leiten*. Andreas Clemens gebraucht das lateinische Alphabet nur in einem Kapitel seiner Abhandlung *Für Unkündige der walachischen Buchstaben und ihrer Aussprache*, wo er Aussprachebeispiele sowohl aus dem Deutschen als auch aus dem Ungarischen auswählt. Piuariu Molnar bringt seine Beispiele aus dem Englischen (*malign*), aus dem Französischen (*juger, jaloux* für das *J*) und auch aus dem Ungarischen (*marza*). Anton de Marki verzichtet auf diese phonetische Transkription, indem er nur das kyrillische Alphabet für die rumänischen Beispiele benutzt.

Ioan Piuariu Molnar und Anton de Marki beschäftigten sich meistens mit der Rechtschreibung und der Aussprache und dann mit der Morphologie (Piuariu Molnar nennt sie *Wortforschung* oder *Etymologia*; Anton de Marki spricht über *die Wörter als Redetheilen und ihre Biegung*) und weniger mit der Syntax. Andreas Clemens' Buch umfaßt einen ganzen

Abschnitt über die *Wortfügung, Wortfolge, Sätze, Perioden*, wo er den Zusammenhang zwischen der Morphologie und der Syntax zu erläutern versucht: *Die im vorigen Abschnitt angegebenen Redetheile würden uns in ihrer einzelnen Stellung nicht helfen, wenn sie nicht zu einer zusammenhängenden Rede verbunden werden könnten. Diese Verbindung der einzelnen Theile geschieht nach gewissen Regeln, welche in der Syntax enthalten sind. Sie bestimmt: Die Art, 1) wie einzelne Wörter; 2) wie mehrere Wörter miteinander und 3) wie mehrere Sätze zu einer Periode verbunden werden müssen.* De Marki legt noch ein Kapitel über die sogenannten figurlichen Ausdrücke: *Metapher, Gleichnis, Personendichtung, Allegorie, Antithese* usw. bei.

Was die Morphologie anbelangt, versuchen alle drei Autoren Klassifikationstabellen der jeweiligen Wortklassen zu erstellen. Sehr nützlich sind die Deklinationstabellen zum Artikel, Substantiv, Adjektiv, die Verzeichnisse der starken und unregelmäßigen Verben, die Beispiele aus dem Deutschen und Rumänischen enthalten, wobei sie fast immer parallel dargestellt werden.

Ioan Piuaru Molnar verfügt über eine moderne Metasprache für diese Epoche sowohl im Deutschen als auch im Lateinischen. Die rumänische Terminologie machte zu der Zeit nur ihren Anfang. Anton de Marki versucht die Begriffe aus dem Deutschen zu übertragen, so daß das Hauptwort (Substantiv) - *cuvânt de căpetenie*, das Zahlwort - *cuvânt numărătoriu*, das Vorwort (Artikel) - *cuvânt mai înainte stătătoriu*, der Singular - *singuratec*, der Plural - *inmultitoriu* usw. heißen. Sowohl Ioan Piuaru Molnar als auch Andreas Clemens verzichten auf den Versuch eine eigene rumänische Terminologie einzusetzen, denn die lateinischen Benennungen schienen ihnen wahrscheinlich klarer als die vorgeschlagenen Übertragungen, und auch heute werden die aus dem Lateinischen abgeleiteten Grammatikbegriffe gebraucht.

Jede Abhandlung bringt etwas Neues oder Originelles mit. Ioan Piuaru Molnar legt der eigentlichen Grammatik einen Anhang bei, der Wörterlisten zu gewissen Themen, einige deutsch-rumänische Ausdrücke, zehn Erzählungen in rumänischer und deutscher Sprache und Briefe und andere Aufsätze in beiden Sprachen (Geschäftsstil) enthält. Dieser Anhang verleiht der theoretischen Arbeit auch einen praktischen Aspekt. Das deutsche Register, mit dem die erste deutsch-rumänische Grammatik endet, wo jedes deutsche Wort die Seitenangabe

und eine weitere Andeutung (oben, mitten, unten) bekommt, wurde 1822 zu einem deutsch-rumänischen Wörterbuch.

Anton de Marki erstellt in seiner Arbeit ein *wallachisch-deutsch alphabetisches Verzeichniß der Hauptwörter, welche in Rücksicht auf die wallachischen Wörter sowohl im Anfange, als auch am Ende in die alphabetische Ordnung gebracht vorkommen und durch dessen Hilfe man die 1. Endung vielfacher Zahl in beyden Sprachen leicht finden kann*. Beispiele dazu: Wörter, die auf "b" enden: "corb - i Rabe - n " ; auf " v": "hrisov - uri Diplom - e"; auf "g": "fag - i Buche - n " usw. Auf Grund dieser Einteilung der Substantive versucht der Autor einige Regeln zur Bestimmung der Pluralformen der Substantive festzustellen. Als wissenschaftliche Auffassung ist es interessant, daß der Autor die Verwendungsart des erstellten Verzeichnisses erklärt.

4. Schlußfolgerungen

In einer Zeit (Ende des 18. Und Anfang des 19. Jahrhundert), als die rumänische Linguistik neue Ansätze nahm, versuchten diese drei Autoren, von denen nur einer rumänischer Abstammung ist, das Rumänische durch die deutsche Sprache bekannt zu machen. Die drei deutsch-rumänischen Grammatiken stellen ein Beispiel für interkulturelle Kommunikation und Interkulturalität in dem rumänischen Sprachraum dar, durch ihre Zielsetzungen und ihre Beschreibungsart, die immer parallel für das Deutsche und Rumänische vorgeht. Nicht in letzter Reihe sind sie auch für die linguistische Forschung von Belang, denn sie heben die Entwicklungsetappen der beiden Sprachen zu einem gewissen Zeitpunkt hervor und stellen gleichzeitig Ansätze zur kontrastiven Grammatik deutsch-rumänisch dar.

Anmerkungen

Deutsch-Walachische Sprachlehre verfasst von Johann Molnar, königlicher Landes Augen Arzt im Großfürstenthum Siebenbürgen, Wien bei Joseph Edlen von Kurzbek k.k. Hofbuchdrucker, Groß-und Buchhändler, 1788.

Marki, Anton de: *Auszug aus der für Normal-und Hauptschule vorgeschriebenen deutschen und wallachischen Sprache*,

enthaltend das Wichtigste der deutschen und walachischer Sprache, dann die Übereinstimmung oder Abweichung der letzteren von der ersten, Tschernowitz, gedruckt bei Petrus Eckhardt, 1810.

Clemens, Andreas: *Walachische Sprachlehre für Deutsche nebst einem kleinen Walachisch-Deutschen und Deutsch-Walachischen Wörterbuche*, Ofen, 1821.

Iordan, Iorgu (Hrsg.): *Istoria lingvisticii românești*, București: Editura Științifică și Enciclopedică, 1978.

0. Die Sprachwirklichkeit bietet den Sprachteilhabern ein reiches Angebot an Ausdrucksmöglichkeiten an, die jederzeit aktualisiert werden können. Dabei kann das sprachliche Material auch in 'neuen' Konstellationen verwertet werden, da die Sprachträger über die Freiheit der sprachlichen Gestaltung verfügen.

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Vielfalt der sprachlichen Realität, mit deren variablen Ausprägungen, die vielfältige Beziehungen zwischen den sprachlichen Einheiten verdeutlichen. Verfolgt wird dabei eine Einsicht in die Vielgestaltigkeit eines Bereichs der sprachlichen Erscheinungen, die das Sprachsystem als 'Fertigteile' den Sprachteilhabern zur Verfügung stellt und die im Äußerungsprozeß als Gesamtkomplex übernommen und reproduziert werden. Da das Sprachgut aber fortwährend Änderungen verzeichnet, ist auch das "Vorgeformte" (Burger, 1973:1) in der Sprache von Abwandlungen nicht ausgeschlossen.

Aus der Fülle des phraseologischen Angebots werden hier jene Einheiten herausgegriffen, die das Vorhaben adäquat veranschaulichen. Daher beschränkt sich die Arbeit auf den Kernbereich des phraseologischen Bestandes - die **Phraseolexeme** - , wobei in den Mittelpunkt der Betrachtungen solche Einheiten rücken, die sich unter dem Leitbegriff "sterben" zu einem phraseologischen Sprachfeld bündeln lassen. Angestrebt wird - unter Berücksichtigung einiger Eigenarten der angesprochenen phraseologischen Erscheinungen (1.0.) - einen Aspekt ihrer Gebrauchsauffälligkeit an diesem besonderen lexikalischen Teilbereich, d.h. an dem angedeuteten Korpus zu illustrieren. Relevant ist in diesem Zusammenhang die Veranschaulichung des variierten Gebrauchs (2.0.). Durch den Rückgriff auf die sprachliche Gliederung bzw. die Erfassung paradigmatischer Bezüge werden sprachliche Gesetzmäßigkeiten registriert (3.0.), wobei deren Auswirkungen auf die Sprachrealität umrissen werden (4.0.).

1.0. Betrachtet man die gegenwärtige Forschungslage, so ist ersichtlich, daß vor allem Aspekte der Verwendung phraseologischer Einheiten vordergründig

sind. Die Darlegungen zur Erfassung des Begriffs Phraseologismus verzeichnen eine vielfältige, uneinheitliche Terminologie. Unabhängig zahlreicher Bestimmungsprobleme und Definitionsschwierigkeiten werden die unter dem Oberbegriff Phraseologismus subsummierten Erscheinungen in ihrer formalen Eigenart von den übrigen Lexemen abgehoben.

Als Kernbereich des phraseologischen Bestandes bilden **Phraseolexeme (PL)** eine spezifische Untergruppe von Phraseologismen (vgl. Fleischer, 1982; Wotjak, 1992), die durch Idiomatizität, Stabilität und, als Folge der Verknüpfung der Konstituenten, durch Reproduzierbarkeit gekennzeichnet ist (vgl. ebd.; Burger, 1973). Die Merkmale "Idiomatizität" und "Stabilität" führen zu ihrer Lexikalisierung, der Speicherung im Wortschatz als Ganzheiten und Träger einer lexikalischen Bedeutung (vgl. Fleischer, 1982:67).

1.1. Im Zusammenhang mit den Eigenarten phraseologischer Konstrukte und bei der Aussonderung der PL aus der Gesamtmenge phraseologischer Einheiten/Phraseologismen wurde wiederholt das Kriterium der Stabilität sowohl in Bezug auf die syntaktische Verknüpfung, als auch hinsichtlich der lexikalischen Konstituenten (vgl. Wotjak, 1992:4) hervorgehoben. Dabei ist zu vermerken, daß es sich bei diesen Einheiten nicht "um eine starre Invarianz und syntaktische Begrenztheit" (ebd.) handelt, daß ihre Festigkeit relativ ist und daß eine gewisse Freiheit in der Transformation bzw. Austauschbarkeit der Komponenten vorliegt, daß strukturelle und/oder semantische Abwandlungen von PL im Text möglich sind.

2.0. Während bei den vorstehenden Ausführungen die Beschreibung der PL als sprachliche Einheiten im Vordergrund stand, soll im folgenden eine Möglichkeit ihres Gebrauchs einbezogen werden. Angesprochen werden dabei nicht Fälle der PL-Verwendungsweisen, in denen unterschiedliche Bedeutungsebenen aktualisiert werden. Folgende Erörterungen konzentrieren sich auf Gebrauchsauffälligkeiten, die im Sprachsystem verankert sind und die aufgrund der internen Beschaffenheit der PL möglich werden.

Anhand der Einordnung der PL in paradigmatische Strukturen sollen **Modifikationen im wendungsinternen Komponentenbestand** vorgeführt werden.

2.1. In der vorliegenden Arbeit wurde der Bestand phraseologischer Einheiten eingegrenzt und auf eine Teilmenge beschränkt. Die Richtung wurde bereits in den Vorbemerkungen (unter 0.) angedeutet: Es handelt

sich um an dem Kernbestand des phraseologischen Materials orientierten Betrachtungen. Aus praktischen Gründen wurde der Untersuchungsgegenstand noch weiter eingengt, indem nur diejenigen PL in den Mittelpunkt der Beobachtungen rücken, die aufgrund ähnlicher Bedeutungsmerkmale auch im Sprachgebrauch gleiche Funktionen übernehmen, eine lexemäquivalente Bedeutung tragen und sich unter dem Oberbegriff "sterben" in ein phraseologisches Sprachfeld anordnen lassen. Mit der Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes entfallen weiteren Betrachtungen Ausdrücke, die auf eine Todesart/-ursache aufmerksam machen oder Todesumstände andeuten (vgl. Schemann, 1992:36ff.: wie (die) Fliegen umfallen; (bei einem Unfall/...) den Tod finden; ein tragisches Ende finden; an gebrochenem Herzen sterben; Hungers sterben; sein Grab in den Wellen finden, das Schafott besteigen usw.) Die Einbeziehung dieser PL entfiel, da derartige Ausdrücke in den Unterfeldern des phraseologischen Gesamtfeldes anzusiedeln sind. Beim Aufzeigen der Variationsmöglichkeiten blieb die PL-Vernetzung im Sprachgebrauch ausgespart bzw. werden PL nicht in einem Kontext/ einer Situation eingebettet, sondern als 'linguistische Fakten' auf der Ebene des Sprachsystems zur Veranschaulichung vorgeführt. D. h. daß (okkasionelle) "Modifikationen der Rede" (Wotjak, 1992:6), die unter Einwirkung des Kontextes und der Kommunikationssituation zustandekommen, nicht den Gegenstand folgender Beobachtungen ausmachen, und daß nur konventionelle, usuelle Varianten (des Systems) näher beleuchtet werden.

Für das so abgesteckte Korpus lassen sich unter Berücksichtigung der wendungsinternen Beschaffenheit wesentlich folgende **Variationstypen** ermitteln (vgl. Fleischer, 1982:209ff.):

(a) **Strukturvariationen** morphologischer und/oder syntaktischer Art, bei denen einzelne Konstituenten verändert erscheinen oder substituiert werden (bei gleichbleibender Bedeutung und gleicher diastratischer Markiertheit). Die Strukturbesonderheiten betreffen Abwandlungen im Gebrauch des Artikels, der Pronomina, des Numerus, der Diminutivformen und im Rektionsbereich und können als Varianten ein und derselben phraseologischen Basis fungieren:

den letzten Atemzug tun - die letzten Atemzüge tun
 von seinem Leiden erlöst sein - von seinen Leiden erlöst sein
 den Geist aufgeben - seinen Geist aufgeben

sich dem Ende zuneigen - sich seinem Ende zuneigen
seine Seele aushauchen - die Seele aushauchen
das Kind des Todes sein - ein Kind des Todes sein
aus der Mitte gerissen (werden) - aus unserer Mitte gerissen (werden) -
aus eurer Mitte gerissen (werden)
wenn mir etwas Menschliches zustößt - wenn ihm etwas Menschliches
zustößt - wenn dem Maier etwas Menschliches zustößt
js. letztes Stündchen hat geschlagen - js. letztes Stündlein hat geschlagen
in die Hölle kommen - zur Hölle fahren

zur ewigen Ruhe eingehen - in die ewige Ruhe eingehen

(b) Usualisierter Austausch einzelner lexikalischer Komponenten mit
Differenzierungen in der Gesamtbedeutung und in der
Bewertungsrichtung des einzelnen PL verbunden:

über den Dreister/die Wupper/den Jordan gehen
in den ewigen Frieden/in die ewige Seligkeit eingehen
sein Leben/Dasein vollenden
aus dem Leben/dem Dasein/der Welt scheiden/gehen
den Weg allen Fleisches gehen/den Weg alles Irdischen gehen
die letzte Reise/Fahrt antreten

die Augen zumachen/zutun

ein Kind/ein Mann des Todes sein

den Löffel abgeben/wegschmeißen/weglegen/

die Radieschen von unten begucken/besehen/ansehen

Bei der paradigmatisch bedingten Substitution stehen einerseits die
Substitutionspartner "in systemhaften Bedeutungsbeziehungen
zueinander" (Wotjak, 1992:135), andererseits können deutlich
voneinander abweichende Ausdrucksstrukturen für gleiche oder ähnliche
Inhalte stehen. Aufgrund des Ersatzes einer oder mehrerer
wendungsinterner Komponenten durch andere bedeutungsähnliche/-
verschiedene lexikalische Einheiten vollzieht sich die phraseologische
Synonymie/Antonymie: in den Himmel kommen/gehen; in die Hölle
kommen/zur Hölle fahren; in den Himmel kommen - in die Hölle
kommen.

Modifikationen dieses Typs werden bei Fleischer (1982:210) mit dem Begriff
"varierte Phraseologismen" erfaßt. Sie "weisen eine besondere Affinität zur
Speicherung im Lexikon auf" (Wotjak, ebd.) und führen als Inventareinheiten
der Sprache zur Erweiterung und Variierung des phraseologischen Bestandes.

(c) Die Erweiterung/Reduzierung einer phraseologischen Basis ist vor allem auf der Ebene des Sprachgebrauchs ausgeprägter. Expandierte/reduzierte PL-Basen erscheinen auf der Ebene des Sprachsystems wie folgt:
von der Bühne abtreten/von der Bühne des Lebens abtreten
den letzten Weg gehen/den Weg gehen, den wir alle gehen müssen
die Augen schließen/die Augen für immer schließen

Beleuchtet wurden durch die Struktur bedingten PL-Modifikationstypen, die dem angedeuteten Oberbegriff zugeordneten PL, ihre größere Bereitschaft zur Bildung phraseologischer Varianten, zu variiertem Gebrauch herauszufordern. Dabei wurden die vorgeführten Variationsmöglichkeiten - ohne Vollständigkeit bei der Anführung aller möglichen abgewandelten PL anzustreben - nach dem Häufigkeitsprinzip angeordnet. Das zur Diskussion gestellte sprachliche Feld verdeutlichte, wie die phraseologische Basis abgewandelt werden kann, welche Abwandlungsformen und verschiedenartige Ausprägungen die Glieder dieses Sinnbezirks erkennbar werden lassen.

3.0. Vor dem Hintergrund der Bemerkungen zur besonderen Beschaffenheit eines speziellen Teilbereichs des Sprachbestandes (1.0) und unter Einbezug einer auffälligen Gebrauchsweise in Gestalt von Modifikationen des wendungsinternen Komponentenbestandes (2.0.), wie auch unter Berücksichtigung der damit verbundenen Bezeichnungsvielfalt, sollen im folgenden einige Überlegungen hinsichtlich der makrostrukturellen Einordnung von PL vorgeführt werden.

Es sei an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß sich PL den sprachlichen Feldern zuordnen lassen, die bevorzugt auf Sachverhalte referieren, die für die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft bedeutsam sind. Dabei ist eine besondere Orientierung auf den Menschen, die dominierende Rolle negativ konnotierten PL bemerkbar (vgl. Fleischer, 1982:183). Bereiche, die das Interesse der Sprachteilhaber erwecken, verzeichnen eine Bezeichnungsvielfalt. Der Stellenwert, den ein Denotat/eine sprachliche Einheit innerhalb des Sprachsystems einer Sprachgemeinschaft einnimmt, ist für die Expansion des betreffenden Feldes ausschlaggebend. Die vielfältigen Möglichkeiten der sprachlichen Erfassung des Leitbegriffs "sterben" verdeutlichen seinen besonderen Wert im Denk-, Empfindungs- und

Sprachvermögen der Sprachträger und führen zu der besonders großen Variationsbreite des Sinnbezirks. Die nebeneinander existierenden Sinnvarianten erscheinen als Bestandteile des Sprachsystems und sind im Sprachgebrauch als sich ergänzende, usuell sprachliche Einheiten vorzufinden. Diese Eigenart der sprachlich vorgenommenen Gliederung hat bedeutungsähnliche Ausdrücke präsentiert, die im Sprachgebrauch gleiche Funktionen ausüben und die, weil sie unter semantischem Aspekt ähnlich sind, Variationen gestatten.

4.0. Das Anliegen der hier vorgeführten Ausführungen bestand darin, anhand eines Ausschnitts aus der Gesamtheit des phraseologischen Bestandes - der Phraseolexeme und ihrer Einbettung in einen Bezirk sinnverwandter Fügungen - einen Aspekt ihres Gebrauchs vorzustellen. Von den variierten Erscheinungsformen dieser PL ausgehend, lassen sich abschließend einige wichtige Bemerkungen formulieren:

- (a) Obwohl PL sprachlich fixierte Einheiten sind, kann ihre Festgefügttheit teilweise aufgebrochen werden um wendungsintern bedingte Abwandlungen zu verzeichnen. Dabei sind Substitutions- und Transformationsgrenzen erkennbar;
- (b) Die Sprache stellt uns in diesem Sinnbereich ein reiches 'Wort'material, variable Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung, welche durch "die verschiedenen Möglichkeiten der Ausnutzung vorhandener Formative" (Fleischer, 1982:166) zu neuen sprachlichen Benennungsmitteln vordringen. Das vorgeführte Sprachfeld hat die verschiedenartig gestalteten Abwandlungen des sprachlich Fixierten und die Vielfalt der Sprachwirklichkeit verdeutlicht;
- (c) Es wurde auf Vorkommensmodifikationen hingewiesen, deren hohe Auftretenshäufigkeit für diese sprachlichen Fügungen kennzeichnend sind. Die Schaffung 'neuer' Inventareinheiten steht im Dienste der Expressivitätssteigerung;
- (d) In der Sprachrealität bedeutsam - vor allem durch den Eigenwert des mit diesen Sprachformen benannten Denotatsinhalts und den von ihnen getragene verhüllende Charakter - vermag ihr variiertes Gebrauch die Bestätigung ihrer Prädisposition das Inventar an sprachlichen Formen und

den phraseologischen Bestand abzuändern und zu bereichern, den Sprachgebrauch aufzulockern und lebendiger zu gestalten, um ihm eine besondere Ausdruckskraft zu verleihen, beweiskräftig zu unterstützen.

Anmerkungen

Burger, Harald (1973): *Idiomatik des Deutschen*. Unter Mitarbeit von H. Jaksche, Tübingen: Max Niemeyer.

Fleischer, Wolfgang (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*, Bibliographisches Institut: Leipzig.

Duden, (1992): *Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten*.

Wörterbuch der deutschen Idiomatik. Bearbeitet von Günther Drosdowski und Werner Scholze-Stubenrecht, Mannheim: Dudenverlag.

Koller, Werner (1977): *Redensarten. Linguistische Aspekte, Vorkommensanalysen, Sprachspiele*, Tübingen: Max Niemeyer.

Friedrich, Wolf (1976): *Moderne deutsche Idiomatik. Alphabetisches Wörterbuch mit Definitionen und Beispielen*, München: Max Huber.

Schemann, Hans (1992): *Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten*, Stuttgart/Dresden: Ernst Klett.

Schippan, Thea (1987): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*, Leipzig: Bibliographisches Institut.

Wotjak, Barbara (1992): *Verbale Phraseolexeme in System und Text*, Tübingen: Max Niemeyer.

Die interessanten Aspekte der Mehrsprachigkeit in den deutschen Sprachinseln und in den Grenzgebieten blieben lange Zeit ein vernachlässigtes Thema. Peter Zürrer unterzog die Mehrsprachigkeit der Gressoneyer Gemeinschaft einem genaueren Studium. Sein Buch¹ diene als Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit.

Das Banat, eine der deutschen Sprachinseln, ist durch verschiedene Sprachgemeinschaften und Konfessionen gekennzeichnet. Hier leben Rumänen, Deutsche, Ungarn, Serben, Bulgaren, Tschechen, Slowaken und Roma friedlich nebeneinander und miteinander. Der ständige Kontakt zwischen diesen verschiedensprachigen Bewohnern hat deutliche Spuren im Brauchtum, in der Tracht, in Bauweisen, Werkzeugen, Speisen und anderem hinterlassen. Auch in der Sprache haben die Wechselbeziehungen durch die zahlreichen Interferenzen und Entlehnungen im lexikalischen, syntaktischen und phraseologischen Bereich ihren Niederschlag gefunden.

Anhand der sprachlichen Situation der Gemeinde Perjamosch sei nun die Mehrsprachigkeit illustriert.

Perjamosch, 50 km nordwestlich von Temeswar gelegen, war seit dem 18. Jh. eine deutsch geprägte Gemeinde. Das Gründungsjahr ist unbekannt. Im 14. Jahrhundert wird das Dorf als blühende Gemeinde erwähnt, und König Sigismund verleiht dem Ort das Stadt- und Marktrecht. „Bei der Übernahme nach der Türkenzeit existierte die Ortschaft als ‘Prädium’, also als Weideland, mit wenigen in Hütten wohnenden serbischen Hirten als Bewohner, bis sie ab 1724 mit deutschen Kolonisten besiedelt worden war.“² Ungefähr 50 Jahre später schreibt Kaiser Joseph II., als er Perjamosch besucht, daß hier „lauter deutsche Leute seyen“³. 1910 sind 80,5% der 4852 Einwohner, die der Ort hatte, Deutsche.⁴

Gesprochen wird in Perjamosch nicht nur eine rheinfränkische fest - Mundart mit mosel-fränkischen Einflüssen, sondern hier wird auch die deutsche Schriftsprache gepflegt. Man lernt sie in der Schule; hier hat es früher ein Mädchengymnasium (auch Klosterschule genannt) und ein

Knabengymnasium (später Bürgerschule) gegeben. Heute gibt es leider nur noch eine deutsche Abteilung (Klassen I - IV). Ein Perjamoscher Dichter, Karl Grün (1855 - 1930), schreibt seine Gedichte in deutscher Hochsprache; Pirkmayer gründet 1881 eine Druckerei im Ort und gibt die *Torontaler Zeitung* heraus, die später in *Bürgerzeitung* umbenannt wurde. 1907 erscheint das von J. Frischmann herausgegebene Blatt *Torontaler Nachrichten*. Die deutsche Hochsprache wurde auch in der Kirche verwendet: auf deutsch wurde gepredigt, gebetet, gesungen und gebeichtet. Der deutsche Dialekt wurde und wird in der Familie, unter Freunden und Bekannten gesprochen. Hat man es mit einem deutschsprachigen Fremden zu tun, so bemüht man sich, die Standardsprache zu verwenden, kommt aber meistens nur auf die österreichische Umgangssprache.

Mit dem Zuwachs der rumänischen Bevölkerung nach dem II. Weltkrieg und mit der Auswanderung der Deutschen, besonders stark nach 1989, ist es zu einer Umkehrung der Situation gekommen. Die Volkszählung, Stand 7. Januar 1992 zeigt, daß Perjamosch 6739 Einwohner hat, davon 5428 Rumänen, 324 Deutsche, 157 Ungarn, 8 Bulgaren, 3 Slowaken und 855 Personen anderer Nationalität.⁵ Dieses Jahr, 1997, zählt der zuständige katholische Pfarrer Mihai Dumitrescu während der Hausweihe 163 Deutsche. Darunter sind solche, die sich als Deutsche erklärten, deutsche Namen haben, jedoch kein Deutsch sprechen, und solche mit rumänischem Namen, die aber Deutsch sprechen. Die deutschen Bewohner sind im Ort eine kleine Minderheit geworden.

All das hat einen Wandel im Sprachgebrauch bewirkt. Es ist nun die rumänische Sprache, die an Gewicht gewinnt, denn die Lebenswelt wird durch den Beruf, die Institutionen und die Medien auf rumänisch vermittelt.

Durch die rumänische Kontaktsprache bilden sich nun unterschiedliche Sprachverwendungssysteme heraus, die altersspezifisch sind. Es trifft auch für Perjamosch zu, was Peter Zürer für die in Italien befindliche deutsche Sprachinselmündung Gressoney feststellt: „Altersspezifisch ist auch das Verhältnis zum deutschen Dialekt: Mundartbewahrung und Mundartverlust sind Altersphänomene.“⁶

So wie Peter Zürer bemerkt, ist die ältere Generation dialektbewahrend⁷. Ihr reicher Wortschatz umfaßt Termini, die eine schon untergegangene oder nicht mehr gebrauchte Sachkultur bezeichnen und der mittleren und jüngeren Generation nicht mehr geläufig, beziehungsweise nicht mehr bekannt sind.

Die Kompetenz im Wortschatz des deutschen Dialekts bewährt sich bei der älteren Generation sowohl im Sprechen als auch im Schreiben.

Vor einigen Jahren hat es noch Fälle gegeben, daß ältere Leute nur die deutsche Mundart gesprochen und das Rumänische weder gesprochen noch verstanden haben. Heute sind die meisten zwei- oder gar dreisprachig, denn sie verstehen und sprechen das Rumänische, ja sogar das Ungarische. Besser wird das Rumänische von jenen Personen gehandhabt, die einen Beruf mit hohem Grad an Kommunikation ausüben. Die deutsche Mundart bleibt die bestbeherrschte Varietät für die ältere und mittlere Generation, denn Mundart zu reden, fällt leichter, als sich in der rumänischen Sprache auszudrücken. Das kommt auch im Gespräch mit den sogenannten „einheimischen“ Rumänen, Ungarn und Roma vor. Diese (nur der älteren Generation angehörend) kamen in den Ort, als hier nur wenige Bewohner anderer Nationalität als der deutschen lebten. Die „Neuankömmlinge“ mußten sich an die neuen Verhältnisse anpassen, und somit erlernten sie die deutsche Mundart. Sie wurden von den hier lebenden Deutschen viel leichter akzeptiert als jene, die nach dem II. Weltkrieg ins Dorf kamen. Auch heute beherrschen die nichtdeutschen „Einheimischen“ die deutsche Mundart.

Der tägliche Kontakt mit der rumänischen Sprache bewirkt es, daß die deutsche Mundart und das Rumänische bei den Deutschsprachigen immer öfter ineinandergreifen. Es kommt in der Kommunikation zu einer deutsch - rumänischen Kombination, wobei die deutsche Mundart dominiert und das Rumänische sporadisch oder gelegentlich eingesetzt wird. Der Kontakt der zwei Sprachen führt zu einem sogenannten Kodewechsel, das heißt eine gleichzeitige Anwendung verschiedener sprachlicher Systeme. Das sollte aber nicht als Fehlerhaftigkeit betrachtet werden.

Die Mehrsprachigkeit kommt dann zustande, wenn die Gesprächsteilnehmer im Gespräch mehr als eine Sprache aktiv verwenden oder wenn jeder Teilnehmer nur eine Sprache verwendet und eine andere passiv beherrscht. Dabei einigen sich die Partner nicht auf eine einheitliche Sprachenwahl, sondern das unterschiedliche Sprechen in den zwei Sprachen erfolgt je nach Können, Zufall oder Belieben. Die Mehrsprachigkeit besteht, solange der Kode des Sprechers verstanden wird.

Entscheidend für die Sprachwahl ist nun auch das Kompetenzniveau des Gesprächspartners im deutschen Dialekt. Andere Faktoren, die das Sprechen

beeinflussen, sind auch die Herkunft, das Alter oder die Schichtzugehörigkeit. So zum Beispiel spricht Diana I. (23 Jahre alt, Mutter Deutsche, Vater Rumäne) mit Herrn Philipp T. (63 Jahre alt, Deutscher, ehemaliger Lehrer) Hochdeutsch, mit Frau Susanna K. (68 Jahre alt, Deutsche, Bäuerin) Mundart und mit gleichaltrigen Freunden eine deutsch - rumänische Kombinationssprache.

Gibt es verschiedensprachige Teilnehmer an der Kommunikation, so genügt auch nur eine rumänischsprechende Person, um das Gespräch, das bisher in deutscher Mundart geführt wurde, ins Rumänische umzusetzen. Im Gegenteil wird manchmal, wenn die rumänischsprechende Person etwas nicht verstehen soll, umgeschaltet und die deutsche Mundart verwendet. Zu bemerken sei, daß die deutschsprechenden Rumänen, Ungarn und Roma die Bereitschaft aufweisen, mit den Zugehörigen der deutschen Bevölkerung deutsche Mundart zu sprechen.

An dieser Stelle sei nur ganz kurz erwähnt, daß in den benachbarten Dörfern Großsanktpeter und Großdorf sehr viele Serben leben. Daher sprechen sehr viele Deutsche Serbisch und viele Serben den deutschen Dialekt.

Die mittlere Generation (zwischen 30 und 60 Jahren) beherrscht das Rumänische viel besser als die ältere Generation, denn Rumänisch wird unter Freunden (die fast alle nur Rumänen sind), im Beruf und in öffentlichen Situationen verwendet. Nicht zu übersehen ist, daß das Dialektniveau der mittleren Generation im Verkehr mit anderen Mundartsprechern hoch ist.

Nicht selten sind bei der mittleren Generation die Mischehen. Der deutschsprachige Partner ist in den meisten Fällen genötigt, Rumänisch zu sprechen. Ausnahme bilden jene Deutschsprachige, die einen „einheimischen“ Rumänen oder Ungarn geheiratet haben, denn da wird überwiegend der deutsche Dialekt gesprochen. Hier ist nicht unbedingt das „Entweder - Oder“ sondern das „Sowohl - als - auch“ typisch.

Interessant zu verfolgen ist in den Mischehen das Weitergeben der Mundart an die Kinder. Es erweist sich, daß deutschsprachige Mütter konservativer als die Väter sind und den Dialekt an ihre Kinder weitergeben. Es folgen ein paar konkrete Beispiele. Simone P. (25 Jahre alt, Mutter Deutsche, Vater Rumäne, Ehemann Rumäne) lehrt ihren zweijährigen Sohn deutsche Mundart; Marianne M. (56 Jahre alt, Eltern Deutsche, Ehemann „einheimischer“ Rumäne) gab die deutsche Mundart

an ihre drei Söhne weiter.

Die deutschsprachigen Väter vermitteln ihren Kindern kaum die Mundart. Walter R. (34 Jahre alt, Eltern Deutsche, Ehefrau Rumänin) überließ es zum größten Teil der Großmutter, mit den zwei Kindern Mundart zu sprechen. Er spricht mit den Kindern überwiegend Rumänisch. Johann R. (38 Jahre alt, Eltern Deutsche, Ehefrau Ungarin) lehnt es ab, mit seiner kleinen Tochter Mundart zu sprechen. Auch er überläßt es der Großmutter, die oft zu Besuch kommt. Mit der Ehefrau spricht er Rumänisch. Adalbert B. (60 Jahre alt, Mutter Ungarin, Vater Deutscher, Ehefrau Ungarin) sprach früher mit seinem Sohn Dieter (heute 23 Jahre alt) häufiger Mundart. Heute kommt das nur selten vor, da es dem Sohn immer schwerer fällt Dialekt zu sprechen.

Daß die Situation des Dialektgebrauchs von den Altersverhältnissen abhängt, ist auch an der Sprache der jungen Generation ersichtlich. Dieter B. (23 Jahre alt, Ehefrau Rumänin), besuchte den deutschen Kindergarten und die deutsche Schule, spielte meistens nur mit deutschen Kindern. Darauf folgte das Lyzeum in rumänischer Sprache. Da er mit den wenigen gleichaltrigen deutschsprachigen Freunden kaum mehr Kontakt hat, spricht Dieter nur mehr gebrochen Dialekt. Passiv beherrscht er nur teilweise die Mundart. Er kann sich deshalb nur schwer ausdrücken und wechselt schnell zum Rumänischen oder Ungarischen über.

Die junge Generation - zahlenmäßig sehr gering - zeigt ein ausreichendes Verstehen der Mundart; durch immer seltenere Gesprächsgelegenheiten im deutschen Dialekt kommt es zu einem beschränkten Wortschatz, die treffenden Worte sind schwerer zu finden, und darum werden sehr oft rumänische Wörter, ja manchmal auch ganze Sätze, in die syntaktische Struktur des Deutschen eingefügt.

Die Kinder tendieren zum rumänischsprachigen Verkehr. Wenn sie auch im Kindergarten oder in der Schule Deutsch lernen, daheim Mundart sprechen, so reden sie beim Spielen und in der Pause Rumänisch. Das kommt daher, daß sie nur wenige deutsche Spielkameraden haben. In der Schule überwiegt die Zahl der nichtdeutschsprachigen Schüler, so daß der Unterricht auch auf vielen Erklärungen in rumänischer Sprache fußt. Interessant ist es auch, daß Großeltern, deren Enkelkinder die deutsche Mundart verstehen, sie jedoch gebrochen oder gar nicht sprechen wollen, nicht darauf eingehen und trotzdem mit ihnen Mundart sprechen.

In letzter Zeit wechselt man während der Kommunikation immer öfter auf das Rumänische über, denn das, was auf rumänisch ausgedrückt wird, ist manchmal präziser. Das kommt meistens dann vor, wenn es um die Bereiche Politik, Technik, Verwaltung, Verkehr und so weiter geht. Trotzdem wird die deutsche Hochsprache weiter gepflegt: man liest die **Allgemeine Deutsche Zeitung** und deutsche Bücher, man kauft nur den deutschen Kalender, sieht sich die deutschen Fernsehprogramme an und hört die deutschen Sendungen im Radio.

Der Briefwechsel wird von der älteren und mittleren Generation auf deutsch gepflegt, während die junge Generation heute kaum mehr Briefe schreibt. In der katholischen Kirche wird die heilige Messe je nach dem Anteil der anwesenden verschiedensprachigen Personen meistens in deutscher aber auch in ungarischer und rumänischer Sprache zelebriert. Es bliebe, als weitere Aufgabe, Aufnahmen zu machen und die Situation der Mehrsprachigkeit statistisch zu erfassen, um einen noch genaueren Einblick in die verschiedenen sprachlichen Verhältnisse zu gewinnen.

Anmerkungen

1. Peter Zürrer, „Deutscher Dialekt in mehrsprachiger Gemeinschaft. Die Sprachinselsituation von Gressoney“. In: **Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik**, Beiheft 53, Wiesbaden, Stuttgart, 1986.
- 2 Werner Niederkorn, „Banater Ortsnamen im Wandel der Zeiten“ (IV), in: **Banater Zeitung**, Nr. 224/4. März 1998, S. II.
- 3 Karl Waldner, **Perjamosch. Die Geschichte einer donauschwäbischen Dorfgemeinschaft im Nordbanat**, Bexbach 1977, S. 51.
- 4 Ebenda, S. 85.
- 5 Josef Wolf, **Deutsche Minderheiten in Südosteuropa im Umbruch. Die Volkszählung 1990 - 1992**, in: **Materialien**, Heft 3, Hrsg. vom Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen 1994, S. 306.
- 6 Peter Zürrer, Anm. 1, S. 3.
- 7 Ebenda, S.15 -17.

Zum Kriterium der Gewährspersonen als Analysemöglichkeit rumänischer Transfers (Am Beispiel des Umgangsdeutschen und der siebenbürgisch-sächsischen Mundart von Petersdorf/Mühlbach)

Adina – Lucia Nistor

Unsere Untersuchung rumänischer Transfers in der deutschen Umgangssprache und der siebenbürgisch-sächsischen Mundart von Petersdorf/Mühlbach¹, einem Ort im südwestlichen Siebenbürgen, wurde anhand eines außersprachlichen Kriteriums, jenem der Gewährspersonen vorgenommen (Geschlecht, Berufsgruppen, Altersgruppen, Aufnahmeort, Verhalten gegenüber den Transfers und den Reproduktionen). Es wurden dabei 38 Gewährspersonen befragt; die Aufführung einer genauen Namensliste finden wir in diesem Fall überflüssig.

Im Treppener Wörterbuch (Fr. Krauss, 1970,744) können wir die Antwort eines Siebenbürger Sachsen nachlesen auf die Frage, weshalb man das rumänische Verb *pornjin* für „abfahren“, „aufbrechen“, „fortfahren“ benutzt. Die Antwort lautet: „Wall em bän blache gruß äs gewoasse.“ (Weil man mit den Rumänen großgewachsen ist.)

Betrachten wir die Transfers nach dem Geschlecht der Gewährspersonen, so ergeben sich keine großen Unterschiede.

Wenn sich in der Kleinkindersprache noch keine geschlechtlichen Differenzierungen herausbilden, weil diese Sprache auf einen gemeinsamen, nicht umfangreichen, einfachen, eher lautnachahmenden Wortschatz beruht („Kutzu“ für ‘Hund’, „Potscho“ für ‘Schwein’, „hau-hau!“ ‘hundenachahmende Interjektion’, „kukurigu!“, der den Schrei des Hahns nachahmt, „tai-tai“ ‘Abschiedsformel’, „buka machen“ für ‘fallen’, „tzutza-kälare“ für ‘reiten’, „hutza-marutza“ für ‘schaukeln’), tauchen erst solche Differenzierungen beim Benennen einiger Kinderspiele, von denen die einen spezifisch für Jungen sind („Bâzza“ – ‘ein Hausspiel’, „Lapte gros“ – ‘eine Art Bockspringen’, „Puritschel“ – ‘ein Werfspiel’) andere spezifisch für Mädchen (z.B. Krakă – ‘ein Hüpfspiel’).

Die Männersprache unterscheidet sich von der Frauensprache dadurch, daß erstere reich an rumänischen Schimpf- und Fluchwörtern ist („Băgamjasch.....!“ , „În p.....măti!“ , für in ‘die F.....deiner Mutter’,

„Băi p.....!“ für ‘Du, Arschloch!’ etc.)

Den Frauen sind diese vulgären Ausdrücke bekannt, doch verwenden sie sie nicht, oder nur selten, weil es für sie als unschicklich gilt, sie zu benutzen. Typisch Männersprache sind technische Termini aus dem Rumänischen, sowie rumänische Militärbegriffe („Instrukție“ für Exerzeirausbildung, militärische (Ausbildungs)übungen, rum. instrucție; „Jurământ“ für ‘Eidschwur’, rum. jurământ; „Kolonel“ für ‘Oberst’, rum. colonel; „konzentrieren“ – ‘zum Militärdienst einberufen’, rum. a concentra; „Permisie“ für ‘Urlaub’, rum. permisie; fam. „Pufosch(i)“ für ‘die zum Militärdienst frisch Einberufenen’, bed. die mit den Flaumenfedern, rum. pufosi; „Serdgent“ für ‘Sergent’, rum. sergent; „Tradgeri“ für ‘Schießen’, rum. trageri, „Unitate“ für ‘Einheit’, rum. unitate, etc.)

Aus der Perspektive der Sprache nach Berufsgruppen ist die Schüler- und Studentensprache („am încurkato“, ‘es geht uns an den Kragen’, rum. am încurcat-o; „I-am dat gata“, ‘jemanden erobern’, rum. I-am dat gata; „laso baltă!“ ‘etwas im Stich lassen’, rum. las-o baltă!; „Meserie!“ ‘toll’ rum. meserie!; „Nu tsine!“ ‘das geht nicht’, rum. nu ține!), sowie jene der Gewährspersonen, die technische Berufe ausüben („Bujie“, ‘Zündkerze’, rum. bujie; „Mengină“, ‘Schraubstock’, rum. menghină; „Pilă“, ‘Feile’, rum. pilă; „Piulitză“, ‘Schraubenmutter’, rum. piuliță; „Roată dintzată“, ‘Zahnrad’, rum. roată dințată; „Schubler“, ‘Schublehre’, rum. șubler) verglichen mit jener der Intellektuellensprache (Lehrer, Pfarrer u.a.) für rumänische Transfers am durchlässigsten.

Nach Altersgruppen ergeben sich auch generationsspezifische Transfers, die allerdings nicht so absolut gesetzt werden dürfen:

Die Gewährspersonen teilen wir in drei Gruppen ein:

- 1) die jüngere Generation (zwischen 14- 35 Jahren)
- 2) die mittlere Generation (zwischen 40-65 Jahren)
- 3) die ältere Generation (ab 70 Jahren)

Die Kindersprache haben wir schon unter einigen Aspekten weiter oben behandelt.

Die Gewährspersonen zwischen 40- 65 Jahren nehmen eine Sonderstellung ein, sie weisen sowohl Merkmale der Sprache der Jüngeren, wie auch solche der Älteren auf.

Relevante Kontraste ergeben sich vor allem, wenn wir die Sprache der jüngeren Generation mit jener der älteren Generation vergleichen.

Die jüngere Generation beherrscht die rumänische Standardsprache, vor

allem dank des Schulwesens und der Massenmedien, viel besser als die ältere Generation, bei der noch ein starker regionaler Charakter der Sprache zu bemerken ist.

Was die Aussprache rumänischer Laute anbetrifft, können wir behaupten, daß nur im Falle des î (hinterer, geschlossener Vokal im Rumänischen, der im deutschen Vokalsystem fehlt) bei den jüngeren siebenbürgisch-sächsischen Sprechern Varianten auftreten, und zwar wie folgt:

rum./î/â/ - ugsdt./sieb.sächs. /i/â/

“amărătig”, ‘armselig’, rum. amărât;

“sich îndemnan”, ‘zum Essen ermutigen’, rum. a se îndemna;

“înkurkan”, 1. ‘verwickeln’, 2. (‘abhalten’), rum. a încurca

“pogârtschin”, ‘Nachlese halten’, rum. a pogârci;

“stână”, ‘Sennhütte’, rum. stână;

“tschopârtzin”, ‘ungeschickt schneiden’, rum. a ciopârți

-ugsdt./sieb.sächs. ã wie der Schwa-Laut auszusprechen

“amărătig”, “ândemnan”, “änkurkan”, “pogârtschin”, “stână”,

“tschopârtzin”

Während dem rumänischen Substantiv „creșă“ (Kinderkrippe) im Umgangsdeutschen und Siebenbürgisch-Sächsischen Doublettformen entsprechen und zwar: “Krescha” (die ältere Variante von rum. creșă) und “Kreschă” (die jüngere Variante von rum. creșă, weil die Aussprache der rumänischen entspricht), hat sich für rum./eu/, /ou/ im Umgangsdeutschen und Siebenbürgisch-Sächsischen die Aussprache des langen Hintervokals „o“, /o:/ bis zur jüngeren Generation durchgesetzt:

rum. maieu, ‘Turnhemd’ > ugsdt./sieb.sächs. “Majo”:

reșou, ‘elektrischer Wärmeplattenherd’ > “Rescho”:

tricot, ‘T-Shirt’ > “Triko”:

Insbesondere ist die Schülersprache reich an Floskeln, Wendungen und Sprichwörtern aus dem Rumänischen:

„Nu tsine!“ ‘das geht nicht’, rum. nu ține; „Poftim Kultură!“ ‘bitteschön Kultur’, rum. poftim cultură!; „I-am dat gata“, ‘jemanden erobern’, rum. I-am dat gata; „etwas baltă lassen“, ‘etwas im Stich lassen’, rum. a lăsa ceva baltă; „(sich) de gol geben“, ‘(sich) verraten’, rum. a (se) da de gol; „jemanden peste pitschor nehmen“, ‘jemanden auf den Arm nehmen’, rum. a lua pe cineva peste picior; „Interesul, poartă fesul!“ (‘Eigennutz regiert die Welt’); „Pasărea mălai visează...“ (‘Wenn das Ferkel träumt, so ist’s von

Trebern'); „Tace, ca porcu-n cucuruz“ (‘Schweigen, um sich selbst nicht zu verraten’); „Ușor de zis...“ (‘Das ist leicht gesagt.’)

Sowohl in der Sprache der jüngeren Generation, als auch in jener der mittleren Generation kommen rumänische Fachtermini vor, weil man rumänische Berufsschulen besucht hat und man am Arbeitsplatz meistens rumänisch spricht.

Bei den älteren Gewährspersonen kommt Lautsubstituierung im Falle rumänischer Transfers öfter als bei den jüngeren Gewährspersonen vor:

rum. ă -ugsdt./sieb.sächs. /a/
 “Kamin”, ‘Kulturheim’, rum. cămin; “Krescha”,
 ‘Kinderkrippe’, rum. creșă
 -ugsdt./sieb.sächs. /ä/
 “krätschig”, ‘mit gespreizten Beinen’, rum. crăcit
 -ugsdt./sieb.sächs. /o/, jedoch selten
 “Morioară” < rum. Mărioară, ‘weibl. Vorname’

rum. ău -ugsdt./sieb.sächs. /o:/
 “Mutalo”, ‘Tölpel’, rum. mutalău; “Prostalo”,
 ‘Dummkopf’,

rum. prostalău -ugsdt./sieb.sächs. /ou/
 “Tou”, rum. Ortsname Tău < rum. tău bed. ‘Gebirgssee’

Die Aussprache des rumänischen unbetonten Pluralmorphems i bereitet nicht nur den älteren, sondern häufig auch den jüngeren Siebenbürger Sachsen Schwierigkeiten.

rum.-i -ugsdt./sieb.sächs. O
 “Bokontsch”, ‘Bergschuhe’, rum. bocanci; “Oltän”,
 ‘Bewohner des Altlandes’,

rum. olteni; “Powesch”, ‘Geschichten’, ‘Klatsch’, rum. povești
Doch nicht nur das rumänische unbetonte, sondern auch das betonte Pluralmorphem i können ältere siebenbürgisch-sächsische Personen schwer aussprechen. Den Satz „Copiii ăștia-s tare răi.“ (‘Diese Kinder sind ungehorsam’.) sprechen sie wie folgt aus:

Kopi eschtias tare rei.

Weitere Lautäquivalenzen bei älteren Siebenbürger Sachsen aus Petersdorf:

rum. î -ugsdt./sieb.sächs. selten /î/ ausgesprochen, aber auch
 immer seltener (i) wie z.B. “kit kolo”, ‘weit weg’, rum.

cât colo. Die Aussage „Tsche fatsch, kints sau nu mai kints?“ (‘Wie geht’s, kannst du oder nicht mehr?’, rum. Ce faci, câți sau nu mai câți?) wird von jüngeren Leuten als Zitat und/oder die Aussprache älterer Personen ironisierend nachgeahmt.

-ugsdt./sieb. sächs. meistens wie rum.ă auszusprechen
 “amărătig”, ‘armselig’, rum. amărât; “sich ändemnan”,

‘zum Essen ermutigen’, rum. a se îndemna;

“ănkurkan”, 1 ‘verwickeln’, 2 ‘abhalten’, rum. a se încurca;

“pogărtschin”, ‘Nachlese halten’, rum. a pogărți

rum. eu -ugsdt./sieb.sächs. /o:/

“Majo”, ‘Turnhemd’, rum. maieu

rum. ou -ugsdt./sieb.sächs. /o:/

“Triko”, ‘T-Shirt’, rum. tricou, “Rescho”, ‘elektrischer
 Wärmeplatteherd’, rum. reșou

rum. j -ugsdt. / sieb.sächs. sch

“baschokorin”, ‘verspotten’, rum. a batjocori, rum.reg.
 a bajocori

rum. ge ugsdt./sieb.sächs. /j/(stimmhaft wie im Rumänischen
 auszusprechen)

“Damijană”, ‘Korbflasche’, rum. damigeană, rum. reg.
 damijană; “Jestionar”, ‘Verwalter’, rum.
 gestionar, rum.reg. gestionar; “Jermania”, ‘Deutschland’,
 rum. Germania, rum.reg. Jermania

Von den, bei der älteren Generation frequenter vorkommenden
 rumänischen Transfers und Reproduktionen, als bei der jüngeren, führen
 wir einige Beispiele auf:

“Kalesch”, ‘Maisbrei’, rum. coleșe; “Kuraszte”, ‘die erste Milch, die
 eine Kuh nach dem Kalben gibt’, rum. coraslă, rum.reg. corastră;
 “Moaschă”, ‘Hebamme’, rum. moașă; “Moschie”; ‘Landbesitz’,
 rum. moșie; “jemand ist lasă-mă, să te las” bed. ‘einer, auf den
 man sich nicht verlassen kann’, rum. lasă-mă, să te las; “Patsche
 bună!” bed. ‘guter Friede!’ rum. pace bună; “pânăi lumea!” bedeutet
 ‘so lange die Welt besteht’, rum. până-i lumea; “tatsche și fatsche”
 bed. ‘schweigt und handelt’, rum. tace și face; “jemandem ist es
 Hasnă”, bed. ‘er hat davon einen Nutzen’, rum. a-i fi cuiva haznă;
 “jemand macht Pradă”, bed. ‘verschwenden’, rum. a face pradă;

“sich de wal machen”, ‘sich zu tun machen’, rum. a-și face de val; “Bună zâua căciulă, că stăpânu’ n-are gură!” (‘Er hat gewiß Vögel unterm Hut’.); “Ce-i în mână, nu-i minciună.” (‘Ich weiß wohl was ich habe, aber nicht was ich kriege.’); “Dacă dai, n-ai.” (‘Borgen macht Sorgen’); “și sărac, și jingaș...” (‘Man kann nicht arm und wählerisch sein’.)

Um sich über die Sprache der älteren Sachsen im Dorf lustig zu machen, werden oft einige ihrer witzigen Formulierungen von den Jüngeren zitiert:

1. Im folgenden handelt es sich um das Aussteigen oder Nichtaussteigen in einer Haltestelle aus einem überfüllten Bus. Auf die Frage: “Ce faci, cobori sau nu cobori?”, kam die Antwort: “Nu cobar!”

2. Eine ältere, inzwischen verstorbene sächsische Frau fuhr auf den Wochenmarkt nach Mühlbach, um dort einen Eber zu kaufen. Da der Bauer ein Rumäne war, mußte sie rumänisch sprechen und weil sie das rumänische Wort “vier” (Eber) nicht kannte, oder weil es ihr gerade nicht einfiel, drückte sie ihren Wunsch wie folgt aus: “Vreau nu porc ca mine- porc ca tine.”

Die Aufnahmen haben wir sowohl in Petersdorf als auch bei den in der Bundesrepublik angesiedelten Siebenbürger Sachsen gemacht. Dabei stellte sich heraus, daß jene Siebenbürger Sachsen, die schon länger dort lebten, nicht mehr so viele, manchmal kaum welche rumänische Transfers gebrauchten (was auch zu erwarten war).

So heißen z.B. “Ardee”- ‘Paprikra’, “Bensinărie”- ‘Tankstelle’, “Bilet”- ‘Fahrkarte’, “Buletin”- ‘Ausweis’, “Debara”- ‘Abstellraum’, “depășchin”- ‘überholen’, “Doktor”- ‘Arzt’, “Grătar”- ‘Grill’, “Gogoschar”- ‘Tomatenpaprikra’, “Karnet”- ‘Führerschein’, “Kiuwetă”- ‘Waschbecken’, “Kontabil”- ‘Buchhalter’, “Schkoală de Schofer”- ‘Autoschule’, “Tscherere”- ‘Antrag’ u.s.w.

Schimpfwörter wurden selten durch deutsche ersetzt.

Das Verhalten der Gewährspersonen gegenüber den rumänischen Transfers und den Reproduktionen wollen wir nicht außer Acht lassen. Beim Gebrauch einiger rumänischer Transfers, die schon einen Lehnwortstatus in der deutschen Umgangssprache und der siebenbürgisch-sächsischen Mundart angenommen haben /z.B. “Ardee” (‘Paprikra’), “Buretz” (‘Pilze’), “Gogoschar” (‘Tomatenpaprikra’), “Kalesch” (‘Maisbrei’), “Kokesch” (‘Hahn’), “Krotzewetz” (‘Gurke’), “Kukurutz” (‘Mais’), “Winete” (‘Auberginen’)/ ist sich der Sprecher kaum bewußt, daß es sich um ursprünglich rumänische Wörter handelt.

Im Falle der Doubletten tritt die sogenannte Bequemlichkeit des Sprechers im Spiel, die man als Ausdruck des Sprachökonomiebedürfnisses des Sprechers verstehen sollte. Der Sprecher denkt nicht viel nach, sondern greift zu dem nächstliegenden Begriff, um sich so, auf die kürzeste Weise verständlich zu machen. Selbstverständlich hängen Doubletten auch vom Gesprächspartner ab, ob Siebenbürgisch Sächsisch oder Umgangsdeutsch gesprochen wird, ob der Sprecher etwas lustig, ja sogar ironisch meint oder nicht. Einige Beispiele solcher Doubletten sind:

- “Aktschelerat” (rum. *accelerat*) – ‘Schnellzug’
- “Aktschident” (rum. *accident*) – ‘Unfall’
- “Alokatzie” (rum. *alocație*) – ‘Kindergeld bed. Kinderbeihilfe’
- “Boja” (rum. *boia*) – (gestoßener) ‘Papikra’
- “Bufet” (rum. *bufet*) – ‘Wirtshaus’
- “deokjan” (rum. *a deochia*) – ‘berufen’
- “depäschin” (rum. *a depăși*) – ‘überholen’
- “Farur(i)” (rum. *faruri*, Pl) – ‘Scheinwerfer’
- “Fäsch” (rum. *făș*) – ‘Windjacke’
- “frikosich” (rum. *fricos*) – ‘ängstlich’
- “Grătar” (rum. *grătar*) – ‘Holzfleisch’
- “jigăritich” (rum. *jigărit*) – ‘schmutzig’
- “Kalorifer” (rum. *calorifer*) – ‘Heizkörper’
- “Kastron” (rum. *castron*) – ‘(Porzellan)schüssel’
- “kelich” (rum. *chel*) – ‘glatzig’
- “Kiuwetă” (rum. *chiuvetă*) – ‘Waschbecken’
- “Koadă” (rum. *coadă*) – ‘Schlange’ (= ‘Warteschlange’)
- “Maistru” (rum. *maistru*) – ‘Meister’
- “Majo” (rum. *maieu*) – ‘Turnhemd’
- “Maschine” (rum. *mașină*) – ‘Auto’
- “Măslin” (rum. *măslin*, Pl) – ‘Oliven’
- “Motschirlă” (rum. *mocirlă*) – ‘Morast’
- “Okasie” (rum. *ocazie*) – ‘Gelegenheit’ (= ‘Fahrgelegenheit’)
- “Parkare” (rum. *parcare*) – ‘Parkplatz’
- “Păpăradă” (rum. *păpăradă*) – ‘Eierspeise’
- “Permis” (rum. *permis de conducere*) – ‘Führerschein’
- “Personal” (rum. */tren/ personal*) – ‘Personenzug’
- “Pikts” (rum. *pix*) – ‘Kugelschreiber’
- “pokitich” (rum. *pocăit*) – ‘bekehrt’

“Porbagasch” (rum. portbagaj) – ‘(Ge)päckträger’
 “Priweki” (rum. priveghi) – ‘Totenwache’
 “Pungă” (rum. pungă) – ‘Stanitzel’ (=‘Tüte’)
 “Salar” (rum. salar) – ‘Geld ‘(für s Gehalt)
 “Statzie” (rum. stație) – ‘Haltestelle’
 “surdich” (rum. surd)- ‘taub’
 “Televisor” (rum. televizor) – ‘Fernseher’
 “Trifoi (rum. trifoi)- ‘Klee’
 “Triko” (rum. tricou)- ‘T-Shirt’
 “Tschoban” (rum. cioban) – ‘(Schaf)hirt’
 “Tschokan” (rum. ciocan) – ‘Hammer’
 “turbatic” (rum. turbat) – ‘tollwütend’
 “Witrinä” (rum. vitrină)- ‘Schaufenster’
 “Wolan” (rum. volan)- ‘Lenkrad’

Als wir eine siebenbürgisch sächsische Gewährsperson nach dem Hochzeitsbrauch, am Nachmittag, nach der Hochzeit, die Helfer und näheren Verwandten des Brautpaares einzuladen, um nochmals zu feiern, wobei das von der Hochzeit übriggebliebene Essen serviert wird, dazu noch eine saure Suppe, fragten, antwortete man uns, daß die Siebenbürger Sachsen dafür “Iwrichblewenen” (das Übriggebliebene) sagen. Nachdem wir den rumänischen Begriff “zamnă acră” (bed. ‘saure Suppe’) suggerierten, antwortete man uns, daran im Umgangsdeutschen und Siebenbürgisch Sächsischen zu appellieren, nur wenn es sich um eine Mischehe oder eine rumänische Eheschließung handle.

Beim Verwenden rumänischer Transfers kommt es oft darauf an, mit wem gesprochen wird. Ist der Gesprächspartner der Pfarrer oder ein Lehrer, versucht man gehobener, gewählter zu sprechen und mit den fremden Wörtern vorsichtiger umzugehen (meistens zu vermeiden). Spricht man mit dem Nachbarn oder mit engen Freunden, so ist die Sprache viel lockerer und der Sprecher, wegen dem Gebrauch rumänischer Transfers, weniger gehemmt.

Ist sich der Sprecher bewußt, eine rumänische Redewendung oder ein rumänisches Sprichwort verwenden zu wollen, weil sie treffender und bildhafter sind, leitet er entschuldigenderweise für das rumänische Zitat den Ausdruck “Wie der Rumäne sagt”/ “Waj der Bloch soht.” ein.

Eine siebenbürgisch- sächsische Gewährsperson drückte sogar das Sich-Bewußt-Sein über den Gebrauch rumänischer Wörter während des

Sprechens aus: "Wir reden Deutsch mit Rumänisch ameschtekat." (rum. amestecat, reg. ameştecat bed. 'gemischt').

Anmerkungen

1 Die Zahl der Siebenbürger Sachsen hat in Petersdorf seit 1989 stark abgenommen. 1989 waren es 820 Seelen, und 1990 nur noch 560. Die Gesamtzahl der Bevölkerung von Petersdorf betrug im Juli 1996- 4460 Einwohner, davon wurden 3800 Rumänen und 300 evangelische Seelen gezählt.

Augustin Bena: *Limba română la saşii din Ardeal*, Cluj 1925.

Johanna/Martin Bottesch: *Die bairisch-österreichische Mundart der Landler von Großpold in Siebenbürgen (Rumänien)*, Bd. 1/2 Wien 1992.

Gerda Bretz: "Entlehnungen aus dem Rumänischen in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart von Rosenau (Rîşnov) differenziert nach Generationen". In: *Forschungen für Volk- und Landeskunde (FVL)*, Bd. 16, Heft 2, Bukarest 1973, S. 99-106.

Hans Dama: *Die Mundart von Groß- Sankt Nikolaus im rumänischen Barat*. In: Reiner Hildebrandt/ Ludwig Erich Schmitt (Hrsg.): *Deutsche Dialektgeographie*, Marburg 1991.

Hans Gehl: "Die deutsche Mundart der Gemeinde Glogowatz". In : *FVL*, Bd 8, Heft 2, Bukarest 1965, S.77-80.

Emil Grigorovitz: *Rumänische Elemente und Einflüsse in der Sprache der Siebenbürger Deutschen. Eine kritisch-philologische Untersuchung*, Heidelberg 1901.

Margarete Sigrid Jumugă: *Rumänische Einflüsse in den deutschen Siedlungsmundarten und in der deutschen Umgangssprache der Bukowina*. In: Andrei Corbea/Octavian Nicolae (Hrsg.): *Rumänisch-deutsche Kulturinterferenzen*, Iaşi 1986, S. 41-47.

Monika Kirchmaier: *Entlehnungen und Lehnwortgebrauch, untersucht am französischen Einfluß auf die württembergischen Mundarten und am württembergischen Einfluß auf die Sprache im Pays de Montbéliard*, Tübingen 1973.

Friedrich Krauss: *Treppener Wörterbuch. Ein Beitrag zum Nordsiebenbürgischen Wörterbuch*, Marburg 1970.

Karin Ney: *Rumänische Transferenzen in vier siebenbürgisch-sächsischen Ortsmundarten des Kreises Hermannstadt/Rumänien*, Marburg 1984.

Gisela Richter: "Zur Bereicherung der Siebenbürgisch-Sächsischen Mundart durch die rumänische Sprache". In : *FVL*, Bd. 3, Bukarest 1960, S.37-55.

Gisela Richter/Anneliese Thudt: "Ergebnisse der mundartlichen Neuaufnahmen im Unterwald (Region Hunedoara)". In: *FVL*, Bd. 7, Heft 1, Bukarest 1964, S. 91-108.

Gisela Richter: "Zur Einlautung rumänischer Lehnwörter in die siebenbürgisch-sächsische Mundart". In: *FVL*, Bd. 13, Heft 1, Bukarest 1970, S. 105-114.

Adolf Schullerus u.a.: *Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch*, Bd. 1-6 (A-L), Hermannstadt/ Bukarest 1924-1993.

Gerd Tesch: *Linguale Interferenzen. Theoretische, terminologische und methodische Grundfragen zu ihrer Erforschung*, Tübingen 1978.

Anneliese Thudt: "Das Gesetz der Auslauterweichung im Siebenbürgisch-Sächsischen". In: *FVL*, Bd. 11, Heft 1, Bukarest 1968, S. 19-36.

Anneliese Thudt/Sigrid Hølden-vang/Ute Maurer: "Siebenbürgisch-Sächsisch

Lehnwortgeographie". In: *FVL*, Bd. 27, Heft 2, Bukarest 1984, S. 61-77.

Uriel Weinreich: *Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung*, Hrsg. von A. de Vincenz, München 1977.

Mircea Zdrenghea: *Limba română vorbită de sașii din Cîlnic*. In : *Studii și Cercetări științifice*, Cluj, 1-2/1951, S.328-345.

“Es scheint ein Widerspruch zu sein, daß trotz eines regen Kontaktes mit der Umwelt eine relative Isolierung in der eigenen Gemeinschaft bestand. Eine Erklärung wäre, daß sich die Kulturen so sehr unterschieden, trotz der gemeinsamen Wurzeln des Christen- und Judentums, daß diese Isolierung als Mittel der Erhaltung der Tradition sich als nützlich erwiesen hatte.” (Salló, 1996, S.12)

Diese Behauptung bezieht sich aber nur einigermaßen auf die Sprache der Juden, mehr auf ihre Lebensweise. Der Beweis einer unvollständigen Isolation vom Sprachlichen her wird von der Tatsache bewiesen, daß viele jiddische Wörter in die Sprachen eindringen, die damit in Kontakt kamen.

“Andere Autoren waren daran interessiert, den Einfluß des Jiddischen auf andere europäische Sprachen bestimmter Gruppen zu untersuchen. So 1858 F.Ch.B. Ave-Lallemant, der vom Rotwelsch aufgenommenen Wortschatz analysierte.”(Salló, 1996, S.15)

Auch Claus Jürgen Hutterer hat sich in seinem Werk *Die germanischen Sprachen. Ihre Geschichte in Grundzügen* (Hutterer, 1975) mit dem Einfluß des Jiddischen auf das Deutsche befaßt.

Da der mitteleuropäische Raum in den Vordergrund gerückt wird, geht die Verfasserin auf den Einfluß des Jiddischen auf das Deutsche und das Ungarische ein. Wie schon vorausgeschickt wurde, hat nicht nur das Deutsche sondern auch andere Sprachen, so auch das Ungarische manches aus dem Jiddischen übernommen.

Im folgenden werden solche lexikalischen Einheiten untersucht, die entweder von beiden Sprachen, oder wenigstens von einer der zwei übernommen wurden. Es sei vorausgeschickt, daß diese Wörter nicht die Hochsprache sondern die Umgangssprache bereicherten. Manche von ihnen werden sogar nur dialektal, z.B. im Hessischen verwendet.(Friebertshäuser,

1987)

Ausbaldowern und *baldowern* stammen beide aus der hebräisch-jiddischen Gaunersprache. *Ausbaldowern* bedeutet 'aushecken', 'mit List und Geschick auskundschaften', die zweite präfixlose Form 'aushorchen' oder 'nachforschen'.

Das jiddische *behajmeh* stammt aus dem hebräischen und bedeutet 'Tier'. Im Ungarischen wurde es zu *behemót* [behemo:t], das 'riesig und plump' bedeutet.

Das hessische *bestußt* (das aber nicht nur dialektal sondern im allgemeinen auch umgangssprachlich verwendet wird) bedeutet 'leicht verrückt, närrisch'. Es stammt aus dem jiddischen *schtuß*, *schtußerei*, das 'Unsinn' bedeutet. Im Hebräischen bedeutet es 'Dummheit'.

Beschummeln könnte mit dem jiddischen *schum*, das 'ohne' oder 'kein' bedeutet, verwandt sein. Seine Bedeutungen 'bezahlen' aber auch 'betrügen' stehen ziemlich weit von denen von *schum*. Das Herkunftswörterbuch der Dudenreihe bestätigt die jiddische Herkunft des Wortes *schummeln* nicht, sondern gibt als Etymon das niederländische *schommelen* an.

Betucht bedeutet 'reich', das hessische *Dabbes* hingegen "Trottel". Keine ähnlichen jiddischen Wörter erscheinen in den verwendeten Unterlagen, doch das Herkunftswörterbuch der Dudenreihe und Frieberthäuser bestätigen die jiddische Herkunft der Wörter.

Im Deutschen seltener, im Ungarischen wird aber tagtäglich das Wort *Chawer*, ungarisch *haver* [haver], mit der Bedeutung 'Freund', 'Kamerad' verwendet. Es stammt aus dem jiddischen *chawer* und bedeutet dasselbe.

Das jiddische Etymon von *Dalles* ist *daleß*, 'Armut', 'Elend', 'schlechte Situation'. Im Hebräischen heißt Armut *dalut*.

Daffke aus der umgangssprachlichen Fügung *aus Daffke* stammt auch aus dem Jiddischen. Es bedeutet: 'nun gerade', 'zum Trotz', 'aus Spaß' und ist auf das jiddische *daffke* (hebräisch *dawqa*) zurückzuführen.

Obwohl das aus dem jiddischen *ajtse* stammende Wort nicht in den verwendeten deutschen Wörterbüchern zu finden ist, scheint es möglich zu sein, daß es in der Umgangssprache benützt wird. Im Ungarischen erscheint es als *écesz* [e:tses] und *éceszgéber* [é:tsesgeber]. Das erste bedeutet 'Ratschlag', das zweite 'Ratschlaggeber'. Das jiddische *ajtsageber* entstand unter einem doppelten hebräisch deutschen Einfluß. Auch

das im Ungarischen seltener gebrauchte *éca* [e:tsa], 'Idee', wäre hier zu erwähnen.

Das hessische *Ische* ('Frau', 'Mädchen') stammt aus dem jiddischen *ische*, das auf das hebräische *ischa* zurückzuführen ist. *Ischa* bezeichnete im allgemeinen ein weibliches Wesen.

Die einfachste Erklärung ergibt sich bei dem ebenfalls hessischen *Itzig*, das 'Jude' bedeutet und aus dem männlichen Vornamen *Jitshok* stammt. Sehr interessant sind *Kaff* und *Kaffer*; das erste bedeutet 'Dorf', das zweite 'Bauer'. Laut Fremdwörterbuch und Herkunftswörterbuch der Dudenreihe stammt *Kaff* aus dem Zigeunerischen, wo es 'armselige Ortschaft' oder 'langweiliges kleines Nest' bedeutet. Jedoch bedeutet das sehr ähnliche *Kaffer* im Hebräisch-Jiddischen 'Bauer'.

Kaporeß wird im Jiddischen oft benützt, so daß es nicht zu staunen ist, daß es auch von anderen Sprachen übernommen wurde. Ursprünglich hieß es hebräisch *kapara* und bedeutete 'Sühneopfer' oder 'Zeremonie des Sühneopfers'. Diese Grundbedeutung wurde auch im Jiddischen bewahrt. Es erscheint im Jiddischen auch in festen Verbindungen wie: *schlogn kaporeß* - 'die Sühneopferzeremonie vollziehen'. Es kommt oft in abschätzenden Ausdrücken wie: *tojgn af kaporeß* - 'zu nichts taugen'; *darfn epeß af kaporeß* - 'für etwas keinerlei Verwendung haben', *er ist ojf kaporeß* - 'er ist krank' vor. Die deutsche Sprache hat es im 18. Jh. aus der Gaunersprache (Fremdwörterbuch, 1989, S.327), mit der Bedeutung 'entzwei', 'kaputt' übernommen.

Neben *kaporeß* ist auch *koscher* ein sehr oft verwendeter Begriff, da die 'rituelle Reinheit' im Mittelpunkt des Lebens eines orthodoxen Juden steht. Es stammt aus dem Hebräischen *kascheir* und bedeutet 'rituell erlaubt', 'rein' aber auch 'ehrlich'. Aus dem Adjektiv wurden auch ein Substantiv und ein Verb gebildet. Jiddisch heißt *kaschreß* 'rituelle Reinheit', *kaschern* 'koscher machen', 'rechtfertigen'. 'Der Zweck heiligt nicht die Mittel' sagt man im Jiddischen *der zil kaschert nit die mitlen*. Wahrscheinlich ist *koscher* das von den meisten Sprachen übernommene jiddische Wort. Von dem amerikanischen *kosher* [kouʃə] über das deutsche *koscher* bis zu dem ungarischen *kóser* [ko:ʃer] und dem rumänischen *cuşar* [kuʃər]. In allen bedeutet es 'rein', 'sauber', 'einwandfrei', 'ehrlich' oder 'unverdächtig'.

Unter *Macke* ist ein 'Fehler' oder ein 'Gebrechen' gemeint. Das jiddische *make* bedeutet 'Plage', das hebräische *makót* oder *maka* kann außer

‘Plage’ auch für ‘Schlag’ oder ‘Geschwür’ stehen.

Obwohl im Deutschen *Maloché* im allgemeinen ‘Arbeit’ bedeutet, ist im Jiddischen durch *meloche* und im Hebräischen durch *mluhá* nur ‘Handwerk’ gemeint. Im Ungarischen wurde es in Form von *meló* [melo:] übernommen. Daraus entstand *melós* [melo:] ‘Arbeiter’.

Massel wird auch oft in der deutschen Umgangssprache verwendet. Es bedeutet ‘Glück’, ‘Verdienst’ oder ‘gutes Geschäft’. Im Jiddischen kommt noch die Bedeutung ‘Schicksal’ hinzu. Im Hebräischen heißt es *masal* und hatte noch eine Bedeutung, die im Jiddischen nicht mehr bewahrt wurde, nämlich ‘Gestirn’. Im Ungarischen heißt es *mázli* [ma:zli] daraus wurde *mázlista* [ma:zlista] ‘Glückspilz’ gebildet.

Das umgangssprachliche *mau* und das hessische *mauscheln* bedeuten ‘schlecht’ und ‘nicht mit rechten Dingen zugehen’. Im Jiddischen hat *mauscheln* vier Bedeutungen: ‘jiddisch sprechen’, ‘Jargon sprechen’, ‘unverständlich sprechen’ und ‘betrügen’. Die letzte Bedeutung wurde mit einem leichten Bedeutungswandel vom Hessischen übernommen. Trotzdem steht im Herkunftswörterbuch der Dudenreihe: “**mau**: Der **ugs.** Ausdruck für ‘schwach’, ‘dürftig’, ‘flau’, der seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeugt ist, hat sich von Berlin ausgebreitet. Seine Herkunft ist trotz allen Deutungsversuchen unklar.” (*Herkunftswörterbuch*, 1989, S.447)

Ein weiteres jiddisches Wort, das nicht nur von der deutschen Umgangssprache übernommen wurde sondern auch vom Ungarischen, ist *meschugge* (ungarisch *mesüge* [meʃyge]), das ‘verrückt’ bedeutet. Es stammt aus dem jiddischen *meschuge* ‘verrückt’, ‘tollwütig’. Im Hebräischen hieß es ursprünglich *m’schuga*.

Mies mag für die meisten Leute auch nicht unbekannt klingen. Im allgemeinen bedeutet es ‘schlecht’, im Hessischen auch noch ‘höflich’ (!). Im Jiddischen wird die Bedeutung ‘schlecht’ durch ‘gemein’ und ‘unanständig’ erweitert. Das hebräische Etymon ist *mius* (‘Ekel’).

Die Wörter *Moos* und *Pleite* sind beide mit der materiellen Seite des Lebens verbunden. *Moos* wird mit der Bedeutung ‘Geld’ nicht nur dialektal sondern auch umgangssprachlich mit salopper Nuance verwendet. Im Ungarischen entwickelte es sich zu *bemószzerolni* [bemo:serolni] ‘jemanden verraten’, der Zusammenhang mag hier offensichtlich sein.

Pleite bedeutet jiddisch ‘weiblicher Flüchtling’ oder ‘Flucht’, *machn a plejte* ist mit ‘abhauen’ gleich. Das jiddische *plejte* hat aber im Deutschen

einen Bedeutungswandel erfahren, da es 'Bankrott' oder 'Geldmangel' bedeutet.

Das jiddische *mojre* wurde vom Deutschen in derselben Form *Moire* oder als *Maure* übernommen. Die Bedeutung 'Angst' ist aber geblieben, ebenfalls im ungarischen *majre* [maire].

Aus dem jiddischen *sojre* 'handeln' stammt das ungarische *szajré* [saire] 'gestohlene Ware'.

Oft wird 'betrunken' umgangssprachlich mit *schicker* benannt. Dieses Wort stammt aus dem selben jiddischen mit der Bedeutung 'Betrunkener'. Das Ungarische wie das Deutsche hat es in Form eines Adjektivs übernommen *siker* [jiker].

Das oft verwendete *Schlamassel* 'üble Lage', 'Unglück', 'gefährliche Situation' kann auf das jiddische *schlimasl* 'Pech', 'Unglück' zurückgeführt werden. Es stammt entweder aus dem deutschen *schlimm* und aus dem hebräischen *masal*, oder was wahrscheinlicher ist, nur aus dem hebräischen, und zwar aus *schlomasal* 'was nicht Glück ist'. Im Ungarischen bleibt die ursprüngliche Bedeutung wie im Deutschen, nur die Form wird zu *slamasztika* [ʃlamastika] verändert.

Schmusen 'freundlich reden', 'lieblosen' ist eines der Wörter, das in der von der Jugend gesprochenen Umgangssprache vorkommt. Das Etymon des jiddischen *schmueßen* ist das hebräische *schmua* 'gehörtes Gerede', 'Gerücht', 'Plauderei'. Die letzte Bedeutung mag der deutschen zugrunde liegen. Im Ungarischen wurde es zu *smár* [ʃma:r] 'Kuß' und *smárolni* [ʃma:rolni] 'küssen' gekürzt.

Wir verwenden Tag für Tag solche lexikalische Einheiten, von deren Herkunft wir oft nichts wissen und sind erstaunt zu erfahren, welche Sprachen unsere Muttersprache oder andere von uns gesprochenen Sprachen bereichert haben. Obwohl es nicht immer die Hochsprache, sondern die Umgangssprache ist, die sie übernommen hat, sind sie auch für den plastischen Ausdruck unserer alltäglichen Konversationen zuständig.

Anmerkungen

- Drosdowski, Günther: *Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, Duden, Band 7, Mannheim, Dudenverlag, 1989.
- Fremdwörterbuch*, Duden, Band 5, Mannheim, Dudenverlag, 1989.
- Friebertshäuser, Hans: *Das hessische Dialektbuch*, München, C.H. Beck Verlag, 1987.
- Gross, David C.: *English-Yiddish, Yiddish-English Dictionary*, (Romanised), Expanded edition, New York, Hippocrene Books, Inc., 1995.
- Hutterer, Claus Jürgen: *Die germanischen Sprachen. Ihre Geschichte in Grundzügen*, Budapest, Akadémiai Kiadó, 1975.
- Juhász József, Szoke István, O. Nagy Gábor, Kovalovsky Miklós: *Magyar értelmezo kéziszótár (Ungarisches Bedeutungswörterbuch)*, Budapest, Akadémiai Kiadó, 1972.
- Salló Timea: *Die Beziehung des Jiddischen zum Deutschen und seine Gestalt in unserem Land*, Diplomarbeit, West-Universität Temeswar, 1996.

Karl Stocker

Im Prinzip, meine Damen und Herren, ist als Schlußwort eine Danksagung fällig, an die West-Universität Timișoara, an die Leitung des Lehrstuhls für Deutsche Sprache und Literatur, Frau Univ.-Prof. Dr. Roxana N u b e r t, an ihr bewährtes Team von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, an Spektabilis, Frau Prof. Dr. Ileana O a n c e a, Dekanin der Geisteswissenschaftlichen Fakultät, an Frau Elke S a b i e l, die Vertreterin der Bonner Friedrich-Ebert-Stiftung und an Herrn Karl S i n g e r, den Vorsitzenden des Demokratischen Forums der Deutschen im Banat. Aber man würde der Tagung im Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Timișoara nicht gerecht, stünde dieses Zusammentreffen nicht im Zeichen der praktizierten interkulturellen Verständigung, wäre unser Meeting nicht Anstoß und Motivierung zu weiterführenden Überlegungen im Sinne einer H a n d l u n g s - Dimension.

Eine Situationseinschätzung mag – als kurzer Exkurs – erlaubt sein:

- Da ist die Frage nach der Zukunftsperspektive des deutschen Sprach- und Literaturunterrichts:
Ein Publikationsprojekt (als Beispiel) der Universität Halle-Wittenberg „gewährt“ - im Rahmenthema: Rolle der Literatur im mediengeprägten 21. Jahrhundert - im Anschreiben die „Möglichkeit“, daß auch deutsch-geschriebene Beiträge akzeptiert würden...(Sind Germanisten im eigenen Land schon freiwillig auf der Verliererstraße?)
- Dies geht uns alle an: Begründungen für das Erlernen und die Pflege der deutschen Sprache im „Ausland“:
Wir tun jedenfalls gut daran und haben Argumente, die deutsche Sprache in ihrer Vermittlung zu begründen, zu diskutieren, zu stärken. Einzubeziehen wäre das je gegebene sprachliche Umfeld, die historisch gewachsene „Quell“-Kultur- hierzulande die Sprachkultur und die Literatur im rumänischen Kontext, im Zeichen einer multikulturellen friedlichen Koexistenz.
- Von zunehmender Bedeutung deshalb: die landeskundliche Verankerung:
Vorentscheidend und wohl auch (?) curricular bedingt, ist erstens die

Auswahl der Themen, Motive und Probleme, weiterführend das Anknüpfen an Forschungsergebnisse, die die fachwissenschaftlichen Teildisziplinen zur Verfügung stellen – von der Mediävistik über die Linguistik und Sprachwissenschaft bis zur Neueren deutschen Literatur und zur Komparatistik, soweit einschlägig. – Zum zweiten ist da essentiell eine Didaktik der Landeskunde – wie läßt sie sich in Einklang bringen mit einem überzeugenden Angebot zur Vermittlung von Sprache und Literatur?

Modellhaft-exemplarisch zu sehen: Migrantenliteratur und Literatur von Minderheiten:

Von Interesse sind hier Aspekte der Produktion (und ihrer Bedingungen und Bedingtheiten), der Distribution (Mutter- oder Quellsprache, Diglossie, Übersetzung der eigenen oder einer „fremden“ Leistung), der Rezeption, diachron oder synchron – in der Region, im Lande, im Zielsprachengebiet, im deutschsprachigen Raum, vielleicht speziell in der Bundesrepublik Deutschland.

Nicht mehr auszuklammern: die Doppelgleisigkeit der Ausbildung im Sprachunterricht:

Es gibt sie überall – die Erfordernisse der pragmatisch-zweckorientierten, damit auch berufspraktischen Orientiertheit (das Deutsche als Sprache der Technik, Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung) und zum zweiten die der ästhetisch-literarischen Ausprägung mit den Besonderheiten ihrer Kodierung, ihrer „Uneigentlichkeit“ in der Wortwahl, in der Syntax, in der Semantik.

Da ist die zunehmende Bedeutung der Fachsprachenforschung:

Und dazu gehören die Explizitheit, die Standardisierung, die Formalisierungen, schließlich die Evaluierung intensiver werdender Internationalität, und man denke nur an die bereits angesprochene Konkurrenz-Situation durch das massive Eindringen und Vorrücken der Computer- und Digitalsprache Englisch...

Erkennbarer Fortschritt bei den Tagungen von Timișoara, besonders im September 1997:

Es ist 'dies' der qualitative Sprung, und gemeint ist – nach Meinung aller Beteiligten – der verstärkte studentische Wille zur Mitwirkung. Der Dialog zwischen Lehrenden und Lernenden, mit Ministerialbeamten und einem Vertreter des Parlaments war (und ist) ein wichtiger Anfang, der zu weiterer positiver Verstärkung ermutigt. (für ein solches Engagement

wird sich dem Vernehmen nach z.B. die Friedrich-Ebert-Stiftung, vertreten in Timișoara, einsetzen: Man möge gerade von studentischer Seite auf dieses Angebot zurückkommen!)

Ich gehe davon aus, daß es die rumänische Germanistik nicht nötig hat, vorzugsweise der bundesdeutschen Germanistik und ihren Objektbereichen in Forschung und Lehre gewissermaßen zuzuarbeiten: Sie hat nämlich selber sehr viel (und Eigenständiges) einzubringen, und von unseren Begegnungen her weiß man, daß Bewahrung u n d Innovationsbereitschaft eine imponierende Synthese in Rumänien ergeben. Timișoara bedeutet eine Fokussierung von Deutsch als Zielsprache, Deutsch als Zweitsprache, Deutsch als Muttersprache – mit allen Interferenzerscheinungen dazwischen, zu den Mundarten, zur rumänischen Sprache und Kultur.

Lassen Sie mich in aller Kürze ein Dreiermodell zum Vorschlag bringen. Die Gedanken dazu sind im Verlauf dieser Tagung „Inter- und Multikulturalität in Südosteuropa“ entstanden: Kein adäquates Gegengeschenk für die hiesige Gastfreundschaft, aber doch eine Geste, gut gemeint zumindest.

Modellvorschlag 1: Die Emissäre aus der Bundesrepublik Deutschland wissen von Innovationen, von neuen Reformansätzen zu berichten, wann immer sie kommen und offenbar willkommen sind. Es ist jedoch förderlicher, nicht zu missionieren – und das will auch niemand – sondern allenfalls neue Ideen und didaktisch-methodische Perspektiven zur Disposition und zur Diskussion zu stellen – als angewandtes interkulturelles Forum des Meinungs- und Erfahrungsaustausches.

Was sich da so alles „ereignet“: Alles Schlagwörter oder was? Offener Unterricht – praktisches Lernen – handlungsorientiertes Unterrichten – kognitives und emotionales Lernen – künstlerische Entfaltung – interkulturelles Lernen – interdisziplinäres und projektorientiertes Arbeiten- kreatives Sprechen, Hören, Sehen, Schreiben – Produktionsorientierung usw. – Wie kann man diese Flut von Ansätzen kanalisieren? Da wüßte ich um Fragen oder Gegenfragen, die man sich und anderen in Rumänien stellen könnte; denn Trendbeobachtung und Trendanalyse sind hier in besten Händen. Also: Wenn neue Idee, wie lautet die Theorie in exakter Kurzform dazu? Wie sieht die Erfahrung aus? Was davon ist gegebenenfalls in Rumänien anwendbar; und was eignet sich (mit einiger Wahrscheinlichkeit) weniger gut? Und nach einer gewisser Vorlaufzeit: was hat sich nun bewährt, was nicht? Was läßt sich – als eigene Neuerung – von rumänischer Seite aus einbringen, kurz-,

mittel-, längerfristig?

Modellvorschlag 2: Die digitale Revolution ist über uns alle hereingebrochen. Das birgt Chancen, das bringt auch gelegentlich Ängste – wie Tamagotschi, das digitale Computertier, Japanexport für unsere Kinderzimmer. Aus der Korrespondenz ist die technische Kommunikation geworden, aus dem Telefon das Fax; Entfernungen spielen keine Rolle mehr, und ich brauch nur die „verbale Lawine“ loszutreten: Multimedia in Forschung und – neuerdings verstärkt – in der Lehre, Datenautobahn, Internet, Cyberspace, E-mail, Online-Dienste, ISDN-Service, CD-Roms (Weimar z.B. als virtuelles Museum erlebt), Dialektproben/Sprechproben – deren 12000 in Planung des Deutschen Spracharchivs in Mannheim (und eine Zwischenfrage: könnte man sich von Timișoara aus nicht vergewissern, daß auch deutsche Sprachinseln und Sprachlandschaften in Rumänien einbezogen sind oder werden?). – Setzen wir die 'Wortschatzübung' fort: Cyberschule, Global Teaching, Global Learning, alles im Global Village – bis hin zum „selbstgesteuerten Lernen“ (auf CD-Rom). Im Oktober 1997 wüßte ich darüber mehr, denn es stehen die „Münchner Medientage“ an. Also: viel Fachsprache, kaum mehr ein deutscher Begriff, und in München durfte die erste Dissertation 1997 in englischer Sprache eingeliefert werden...

Modellvorschlag 3: Trotz aller genannten technischen Innovationen im Zeichen der Telekommunikation und der Digitalisierung, trotz Video- und Online-Vorlesungen, trotz open-, flexible und distance-learning, trotz im Vordringen begriffener ISDN-Konferenzschaltungen sollten, so meine ich, individuelle Begegnungen zwischen M e n s c h e n bleiben, gerade wenn es um den Austausch von Erfahrungswerten über Kulturen, Inter- und Multikulturalität geht, in Südosteuropa, in der Bundesrepublik und anderswo. Mag die virtuelle Welt auch existieren auf Bildschirm und Sichtgerät: eine persönliche Begegnung mit und in Timișoara, der Dozenten- und Studentenaustausch, Tagungen wie diese hier sind nicht ersetzbar. Erlebte Landeskunde hat ihren bleibenden Stellenwert. Und für die Notwendigkeit angewandter interkulturell-menschlicher Begegnung liefern Timișoara und seine West-Universität ein überzeugendes Plädoyer.

Verzeichnis der Autoren/Innen

Heinz Arnold, J. E. Purkyne - Universität Ústí nad Labem, Tschechische Republik

Ana Clețiu, 1-Decembrie-Universität Karlsburg

Kinga Gáll, West-Universität Temeswar

Alvina Ivănescu, West-Universität Temeswar

Timea Jánosi, West-Universität Temeswar

Katharina Keim, DAAD-Lektorat/West-Universität Temeswar

Zoran Konstantinović, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

Petra Beate Kory, West-Universität Temeswar

Karla Lupsan, Tibiscus-Universität Temeswar

Yvonne Lucuța, West-Universität Temeswar

Eva Marianne Marki, West-Universität Temeswar

Stefana-Oana Neamțiu, West-Universität Temeswar

Adina-Lucia Nistor, Alexandru-Ioan-Cuza-Universität Jassy

Roxana Nubert, West-Universität Temeswar

Eleonora Pascu, West-Universität Temeswar

Grazziella Lucia Predoiu, West-Universität Temeswar

Ileana-Maria Ratcu, Universität Bukarest

Eva Reichmann, Universität Bielefeld

Kurt Rein, Ludwig-Maximilians-Universität München

Doris Henning-Sava, Universität Bukarest

Andrea Rita Severeanu, West-Universität Temeswar

Karl Stocker, Ludwig-Maximilians-Universität München

Danuta Tamborska, Oberstufen-Kolleg an der Universität Bielefeld

Alina Florina Toma, Technische Hochschule Temeswar

Monica Wikete, West-Universität Temeswar

Rodica Zehan, West-Universität Temeswar